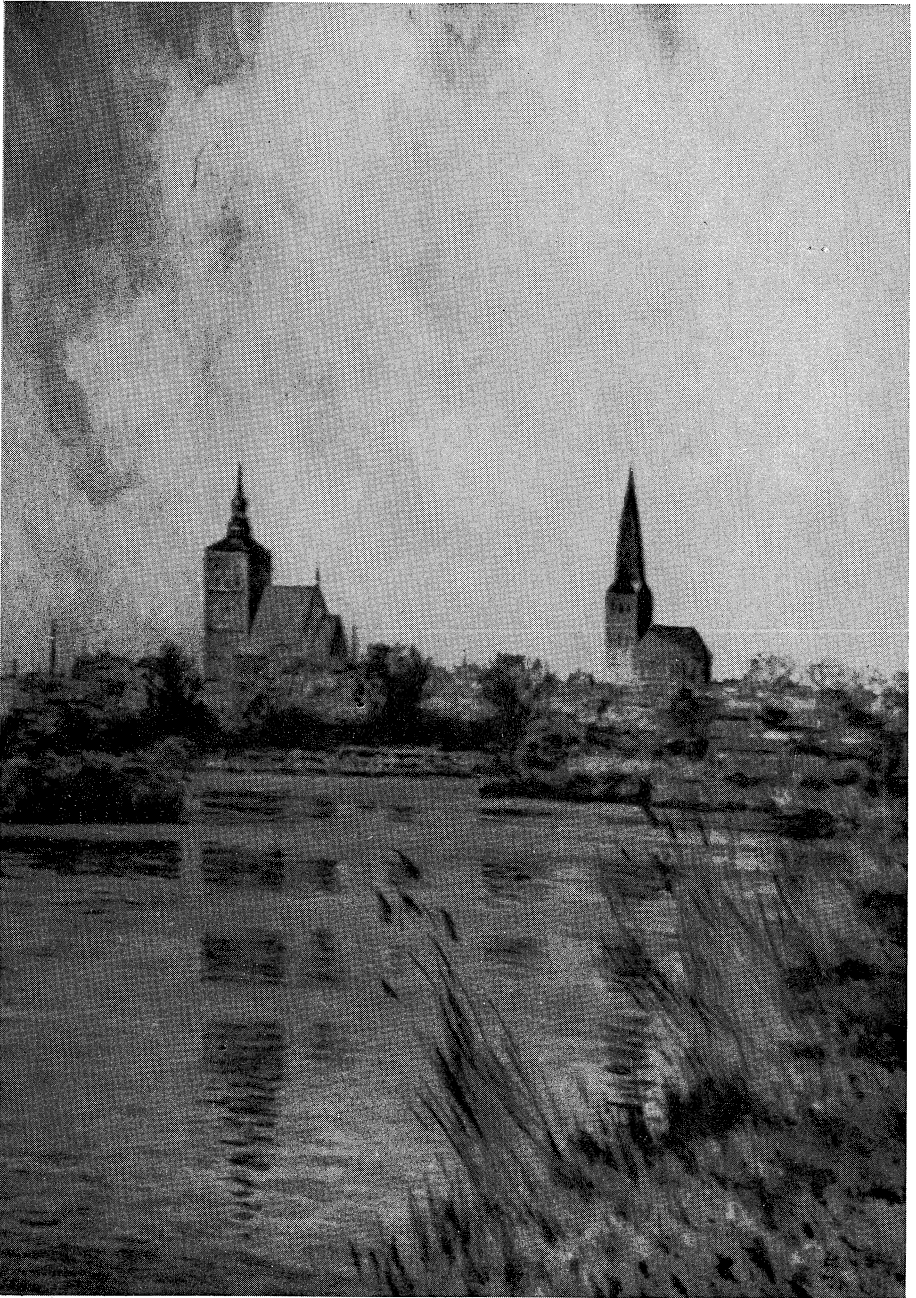


# INHALT

Zum 550jährigen Bestehen der Universität Rostock 1419—1969 <i>Oberstudiendirektor a. D. Gustav H. Piehler</i> . . . . .	7
Ein Rostocker Student über die Belagerung von Siena 1554 <i>Dr Hildegard Thierfelder</i> . . . . .	13
Die Anfänge des Rostocker Buchdrucks <i>Bibliotheksberrät Dr. jur. Carl Meltz</i> . . . . .	17
Das Glück / <i>Otthinrich Müller-Ramelsloh</i> . . . . .	30
Universität und Studententum in Rostock bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts <i>Dr. Willy Krogmann †</i> . . . . .	31
Dr. Willy Krogmann † / <i>P.</i> . . . . .	42
Epitaph / <i>G. H. Piehler</i> . . . . .	43
Erinnerungen Rostocker Studenten und Professoren an die alma mater Rostochiensis / <i>Dr Otto Witte</i> . . . . .	44
Schuld / <i>G. H. Piehler</i> . . . . .	52
Die 500-Jahr-Feier der Rostocker Universität 1919 <i>Landessuperintendent und Domprobst Hans Henning Schreiber †</i> . . . . .	53
Hans Henning Schreiber zum Gedenken / <i>Dr. Carl Meltz</i> . . . . .	60
Die Brüder Boll als Freunde von Fritz Reuter (I) / <i>Prof. Dr. Friedrich Scheven</i> . . . . .	62
Zwei Gedichte / <i>Dr. Fritz Hagemann</i> . . . . .	74
Aus vergangenen Zeiten / <i>Dr. Gerhard Reinhold</i> . . . . .	75
Chronik der Stadt Burg Stargard und ihrer Gemarkung im Rahmen der Landesgeschichte: i) Schwere Niederlagen der Schlesischen Armee in den Gefechten von Champaubert, Montmirail, Château-Thierry und Vauchamps (Etoges) (10. bis 14. Februar 1814) <i>Staatsarchivrat a. D. Dr. Paul Steinmann</i> . . . . .	82
Schloß Neuburg am Inn / <i>G. H. Piehler</i> . . . . .	98
Franz Engel † / <i>Staatsarchivrat Dr. Manfred Hamann</i> . . . . .	99
Über die mecklenburgische Familie Brunswig / <i>P.</i> . . . . .	102
Drei weltberühmte Mecklenburger — Doktoren der Universität Rostock . . . . .	103
Zu unsern Texten und Bildern . . . . .	105
Vermischte Beiträge . . . . .	107

*Kröpeliner Tor und St.-Jacobi-Kirche im alten Rostock.*



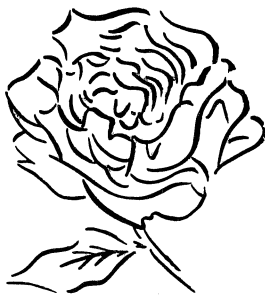


*Ölgemälde von Egon Tschirch, Rostock.*

*links: St. Nicolai, rechts: St. Petri*

# Carolinum

Historisch-literarische Zeitschrift



1419-1969 UNIVERSITÄT ROSTOCK

---

35. Jg. - Nr. 52

Göttingen

Sommer 1969

**Alle Rechte vorbehalten**

Die Bezugsgebühren sind im Beitrag enthalten  
Einzelheft 10,- DM

Im Auftrage der Carolinerschaft herausgegeben

von

Oberstudiendirektor a. D. Gustav H. Piehler  
Göttingen, Guldenhagen 19

Schriftleitung: G. H. Piehler, Göttingen; Dr. W. Lehmbecker, Kiel

Druck: Buchdruckerei und Graphische Werkstätten  
Gebrüder Wurm KG, Göttingen

## Zum 550jährigen Bestehen der Universität Rostock 1419-1969

Von G u s t a v H. P i e h l e r

Wenn wir alten Studenten aus der Zeit vor dem 1. Weltkriege an unsere an der Universität Rostock verbrachten Semester zurückdenken, dann liegt über der alten Hansestadt ein hoher, blauer Himmel und die sieben Türme sind in gleißendes Sonnenlicht getaucht. Auf der Warnow blitzen die vom Seewind bewegten Wellen und locken zur Fahrt im Segelboot zum offenen Meer nach Warnemünde. Die Zeit der Jugend gab uns ein Hochgefühl, das nun einmal dem jungen Menschen vorbehalten ist; das Mannes- und das Greisenalter hat dann, wenn wir richtig gelebt haben, andere Höhepunkte für uns bereit. Wohl schäumte das Leben hin und wieder über und wir genossen tief die Freiheit, die ja nur dann den vollen Wert besitzt, wenn auf der anderen Seite das Gefühl der Pflicht die Grundlage und die Voraussetzung dafür bildet. So war es in Rostock, vielleicht im Gegensatz zu einigen im Süden verbrachten Semestern. Der alte wie der junge Student strebte schon in den frühen Morgenstunden zum Kolleg, Seminar, zur Anatomie, unter den jungen mancher, der schon von 7 bis 8 Uhr der Pflicht auf dem täglichen Paukboden genügt hatte.

Das Verhältnis zu den Professoren war von natürlicher Achtung erfüllt. Wenn auch Stand und überragendes Können von vornherein eine bestimmte Distanz schufen, so wußten wir doch, daß auch im Hochschullehrer ein gerechtes und gütiges Herz wohnte. Und so wird es kaum einen Rostocker Studenten geben, der nicht in Dankbarkeit bis in das hohe Alter hinein seiner alten Lehrer gedenkt, die uns in Haltung und Lehre ein echtes Vorbild waren. Wohl könnte ich hier aus den verschiedenen Fakultäten und Disziplinen eine oder die andere Persönlichkeit anführen, die einen besonders hohen Ruf in der Wissenschaft und Forschung erlangt hat, aber es wäre unbillig, in diesem Zusammenhang einen Unterschied zu machen.

---

Von einer Jahrhundertfeier im Jahre 1519 ist nichts bekannt. Vielleicht ist sie bei den beginnenden Auseinandersetzungen innerhalb der Kirche unterblieben, denn die Universitäten waren von Rom gegründet oder doch sanktioniert und abhängig, und ihre ersten Lehrer waren durchweg Kleriker. Im Jahre 1719 ist bestimmt kein Jubiläum gefeiert worden, wie D a v i d F r a n c k 1755 meldet.

Vernehmen wir nun, was dieser uns über die 200-Jahr-Feier im Jahre 1619 zu sagen hat.

Des  
**Alt- und Neuen Mecklenburgs**  
Zwölftes Buch  
von  
**Mecklenburgs Beschwerde**  
und  
derselben Erledigung,  
darin  
der Beschwerden Ursprung, Zustand in der Kirche  
und unter den Gelehrten, auch was auf Land- und Deputations-Tagen  
wegen des Landes, Religion, Ausschusses, Schulden, Theilung  
und Hof-Gerichts vorgefallen,  
durch  
**David Franck**

Güstrow und Leipzig 1755

gedruckt und zu finden bey Joh. Gotthelff Fritze, Herzogl. Mecklenb. Hof Buchdr.

**Das XX. Cap.**

**Einheimische Misverständnisse**

§ 3. Jubel-Feyer der Universität

Inzwischen waren nun 200. Jahr verstrichen, seitdem die Universität Rostock gestiftet, daher sie auf ihre Jubel-Feyer bedacht war. Hertzog Adolph Friderich ward dazu eingeladen, welcher in einem Schreiben vom 2. Nov. versprach, einen Gesandten zu schicken, und zu den Kosten einen milden Beytrag zu thun, dergleichen auch der Magistrat zu Rostock d. 17. Sept. gethan hatte. Es war am 12. Nov. als am Stiftungs-Tage, da solche Feyer anhub, und gantzer 8. Tage fortgesetzt ward. Die beyde regierende Herren sandten den Hof-Raht Claus Below, den Land-Raht Gebhard Moltken und den Cantzlar Ernst Cothmann, der Rostocksche Magistrat aber den Burgemeister Marcus Franck, die Rahts-Verwandten Joachim Schütte und Johann Luttermann. Der Superintendentens Johann Quistorp hielte eine deutsche Jubel-Predigt von der Cantzel; der Rector Joachim Schönermarck übergab sein bisheriges Ampt an Thomas Lindemann. Beide hielten dabey lange und wohlgesetzte lateinische Reden, welche von dem Ursprunge des Durchlachtigsten Hauses Mecklenburg und von den bisherigen Schicksalen der Universität handelten. Den 13. Nov. hielte der Profess. Histor. Azarias Sturtius, J. U. D. eben dergleichen Rede, der Prof. Poës. aber Joh. Laurenberg, D. Medic, laß ein fein Carmen seculare ab, und M. Joh. Hauswedel, Prof. Ethic. ursprünglich ein Westfälischer Edelmann, beschloß diesen Tag mit einer wohlgefasten Rede. Den 14. Nov. perorirte der Theologus Paulus Tarnovius. Den 15. Nov. machte der Prof. Logic. Petrus Sas 18. Candidaten zu Magistern. Georg Dasenius hatte vorher schon, als Pro-Cancellarius eine Rede gehalten, und Sassen zu dieser Promotion Vollmacht gegeben. Unter den neuen Magistern redete David Tunder zum Lobe der Hebräischen Sprache, und Thomas Wehner verrichtete die Dancksagung. Den 16. Nov. machte Johann Tarnow, D. Th. den Candidaten David Tank zum Licentiaten in der Theologie, und Joh. Fabricius machte Joachim Stockmann zum Doctor in der Medicin, wobey der Doct. Medic. Johann Bacmeister sich zugleich in einer geschickten Rede hören ließ. Den 17. Nov. hielte der Theologus, Johann Affelmann, eine Disputation, und Eilhard Lubinus recitirte ein Carmen. Den 18. Nov.



hielte Joh. Simon. Prof. Rhet. einen Actum Oratorium mit etlichen jungen Studenten. den 19. Nov. schloß Jacob Dürfeld mit einem lateinischen, und M. Joh. Posselius mit einem griechischen Gedichte.

Nachdem alles vorbei, und die Rechnungen eingeschickt, so waren die Kosten 1106. fl., 12. fl., 1. und ein halb Pfenn. Davon bezahlte der Hof 365 fl., und der Magistrat eben so viel; was also über diesen 730. fl. war, das stand der Academische Fiscus. Der Fürstl. Abgesandten Quartier ward gleichfals von diesem Gelde bezahlt. Die Candidaten, so damahls promovirt, gaben überall nichts, als das Drucker-Lohn für ihre Disputationen. Wie es sonst dabey her gegangen, solches findet man in einem eigenen Buch, so Ao. 1620. davon gedruckt, woraus auch andere das ihrige genommen. k) Ob Ao. 1519 ein Jubiläum gehalten worden, davon findet man keine Nachricht. Daß es Ao. 1719. nicht geschehen, ist gewiß. Es waren aber nicht die Gelehrten, sondern die damahligen Landes-Umstände, daran schuld.

Hierzu bringen wir noch einen Auszug aus

*Georg Friedrich Stieber*

*Mecklenburgische Historie der Gelehrsamkeit . . . \*)*

Nebst einer Vorrede / Darinn von Stiftung der Universität Rostock Meldung geschicht.

Güstrow und Leipzig /

Verlegts Johann Hinrich Rußworm.

Anno 1721

. . . Wie es nun dieser Universität nicht an gelahrten Professoren gefehlet / also hat es ihr auch nicht an guter Anzahl der studierenden Jugend gemangelt. Der offterwehnte sel. D. J o h. Q u i s t o r p erwehnet in seiner Jubel-Predigt p. 35. Daß gemeinlich etliche hundert / ja tausend und oftmals mehr Studenten auf dieser Universität gewesen. Welches wegen der guten hohen Verordnungen nicht zu verwundern / denn so meldet er von Dero Durchl. hohen Patronen freigebigen C l e m e n c e folgendes: Sie unterhalten mit zimlichen S t i p e n d i i s die D o c t o r e s und P r o f e s s o r e s , sie helfen gnädig und mildiglich / daß die dürftigen S t u d i o s i um ein geringes sich bey uns können aufhalten. Wie denn unsere Lands-Fürsten und Herren von ihren Aemptern Korn und Getreyde a d c o m m u n e m m e n s a m gnädig folgen lassen / und der Ort vom Ehrbaren Raht dazu vergönnet und im baulichen Wesen erhalten wird / darinn die Studenten an selben Ort um ein geringes nohtdürfftiglich an Essen und Trincken versorget werden.

✱

### *Überblick über die Geschichte der Universität Rostock \*)*

Die Anregung zur Gründung der Universität ging von den Mecklenburgischen Herzögen Johann III. und Albrecht V. aus. Die Stadt Rostock, damals eine reiche Hansestadt, spielte dabei die Hauptrolle, denn sie stellte das nötige Geld zur Verfügung.

---

k) vid. Corona Varna Balthico—Rosea, h. e. Fasciculus illustrium dissertat. in Academ. Rostoch. de Ao 1620 in 4. 2. Alph. 18 Bogen Grapii Evangel. Rost. Cap. XII p. 368. Stieber Vorrede zu Mecklenb. Historie der Gelehrsamkeit p. 9—16.

\*) Vgl. „Carolinum“, Jg. 31, Nr. 42, 1965, S. 62—73, Wend Wendland: Joachim Nikolaus von Dessin“, 1704—1761. Ein Mecklenburger als Begründer der öffentlichen Bibliotheken am Kap der Guten Hoffnung. Hier wird das obige Werk von Georg Friedrich Stieber mit vollem Titel angeführt nebst drei weiteren Werken desselben Verfassers. Neben S. 70 befindet sich der Abdruck des vollen Originaltitels von Stiebers Historischer Untersuchung des hohen Alterthums, Verwandtschaft und Ursprungs des Gross-Zzarischen und Drl. Mecklenburgischen Hauses. Rostock und Leipzig Anno 1717.

\*) Wir stützen uns in diesen kurzen Ausführungen auf Walter Görlitz, „Mecklenburg“, Rostock 1941.

Für mehr als ein Vierteljahrtausend wird Rostock, die älteste Universität des Nordens, zum geistigen Mittelpunkt des gesamten Ostseeraumes. Der erste Rektor Petrus Stenbeker war, wie die meisten Lehrer, Kleriker, und so bewegt sich im ersten Jahrhundert die Lehre noch ganz in den Bahnen der Scholastik. Lehrer und Schüler lebten in klösterlicher Abgeschlossenheit zusammen. In den ersten 100 Jahren weist die Universität 16 000 Studierende auf, für die damalige Zeit eine Zahl, die von einem hohen Ruf zeugt. 1509 weilt Ulrich von Hutten an der Universität. Von 1501–1511 erwirkt sich der Philologe Tileman Heverling dadurch einen Namen, daß er die Klassiker in niederdeutscher Sprache erläutert (statt in lateinischer). Um 1525 wird ein Schüler des Erasmus von Rotterdam, Janus Cornarius, der Wiedererwecker der Hippokratischen Medizin.

So ist es kein Wunder, daß Rostock zu den ersten deutschen Städten gehört, die sich die neue Erfindung der Buchdruckerkunst zu eigen macht.

Mit der Reformation und dem damit verbundenen Übergang von der geistigen zur weltlichen Universität erfuhr das sprudelnde Leben eine Unterbrechung, denn die meisten Professoren hielten am alten Glauben fest. Aus diesem Zwiespalt erlöste Johann Albrecht I. (1552–1576) die Hochschule dadurch, daß unter ihm die Reformation in ganz Mecklenburg durchgeführt wurde. Der Landesherr übernahm an Stelle des Papstes, d. h. der Kirche, das Patronat, während die Stadt Mätpatron wurde und weiterhin die Gebäude zur Verfügung stellte. Nun gab es allerdings fürstliche und rätliche Professoren, die jedoch ein gemeinsames Concil bildeten.

Unter Johann Albrecht I. erlebt die Rostocker Universität ihre Blütezeit. Studenten aus allen Teilen des Reiches wie aus Flandern und Brabant, dem skandinavischen Norden und den baltischen Ländern strömten nach Rostock. Jahrzehntlang besaßen die Norweger ihre eigene Burse. Zahlreiche Fürsten erwarben sich hier ihr Wissen und auch Schwedens großer Reichskanzler Axel Oxenstierna legte hier den Grund zu seiner Bildung. Das alte Auditorium, das „Weiße Kolleg“, und die „Bursen“ wurden zum Mittelpunkt des geistigen Lebens in ganz Nordeuropa. Hier lebten Lehrer und Lernende in enger Gemeinschaft nach strengen, fast klösterlichen Regeln in den sogenannten Regentien, welche Namen wie Zum Einhorn, Zum roten Löwen, Zum Adler und ähnliche trugen.

Ein Flame, der Antwerpener Kaufmannssohn Jacob Bording (1511–1560) eröffnet die Reihe der großen Rostocker Gelehrten und wirkt von 1550 ab für drei Jahre als Anatom. Er trägt dazu bei, daß der berühmte Humanist David Chyträus (1530–1600)\* nach Rostock berufen wurde, der Reorganisator der Universitätsstudien. 1568 berief ihn der Kaiser zur Ordnung des Religionswesens nach Niederösterreich, ein Zeichen, wie weit sein Ruf schon gedungen war. Von den Ärzten ist vor allem Heinrich Brucäus (1530–1593) zu nennen, ein hervorragender Anatom. Zu seinen Schülern gehörte der berühmte Astronom Tycho de Brahe, der von 1566–1568 in Rostock studierte.

In diesem Jahrhundert entstehen die altehrwürdigen Lateinschulen, die Schweriner Fürstenschule, die Wismarer Stadtschule, die Domschule zu Güstrow 1553, und die große Stadtschule in Rostock.

Demnach stehen die ältesten mecklenburgischen Lateinschulen im alten Lande Stargard, dem späteren Mecklenburg-Strelitz. Friedland besitzt mindestens seit dem Jahre 1337 eine höhere Schule. Sie ist zum ersten Mal für eben dieses Jahr bezeugt und hat seitdem ununterbrochen bestanden. (R. Lunderstedt: Festschrift zur 500-Jahr-Feier der Schola Fridlandensis, Friedland i. Meckl. 1929, S. 6). — Nach Erich Mahn: „Aus der Geschichte des Gymnasiums in Neubrandenburg“ in „Carolinum“, Heft 30, S. 90 ff., 1959, wird die Zeit der Gründung „um 1350“ an-

---

\*) Vgl. Detloff Klatt, David Chytraeus, der Historiker des Nordens (mit Bild, das sich heute noch in der Aula der Universität befindet). „Carolinum“, 27. Jg. Nr. 33, 1961, S. 3–8.

genommen. 1355 wird zum ersten Mal ein Schulrektor genannt. Die Schule führte den Namen „Latein“- oder „Gelehrtenschule“. Land Stargard wurde weitgehend von Brandenburg her bestimmt.

Um die Wende von 1600 lehrt an der Rostocker Universität *Magnus P e g e l*, einer ihrer genialsten Geister, den man als den Rostocker Leonardo da Vinci bezeichnen kann. Geboren 1547 in Rostock, als Sohn eines Theologie-Professors, wurde er als wahres Wunderkind bereits mit 9 Jahren an der Universität immatrikuliert. Von 1591–1605 lehrte er als Professor der Medizin und Mathematik in Rostock und ging dann als Mathematiker an den Hof des Kaisers Rudolf II. nach Prag. — Überraschend wirkt sein 1604 erschienener Thesaurus rerum selectarum, eine Enzyklopädie des gesamten Wissens. Hier gibt er eine Fülle technischer Erfindungen an, darunter ein Luftschiff, Unterwasserfahrzeuge, Schnellfeuergeschütze, aber zugleich entwickelt er als erster deutscher Arzt eine Methode der Blutübertragung von Mensch zu Mensch und empfiehlt ein Verfahren zur Kälteanaesthesie.

Ihm ebenbürtig ist für die Geschichte des deutschen Geisteslebens *Joachim Jungius* (1587–1657), ebenfalls Professor der Mathematik und Medizin. Alexander von Humboldt zählte zu seinen Bewunderern, und Goethe beschrieb sein Leben. Jungius legt als Botaniker den Grund zu einer allgemeinen Nomenklatur aller Pflanzen, auf der noch Linné fußt. Längst vor Descartes erkennt er die Bedeutung der Mathematik für die Philosophie. Er tritt für die exakte Naturbeobachtung und die induktive Forschungsmethode ein, welche von den Erfahrungstatsachen ausgeht.

Drei Brüder *Lauremberg*, Söhne des Professors der Medizin *Wilhelm Lauremberg*, werden anerkannte Wissenschaftler. Den höchsten Ruhm erlangt der jüngste Sohn *Johann Lauremberg* (1590–1658). Er studiert in Rostock Poesie, Medizin und Mathematik und bekleidet von 1618–1622 die Professur für Dichtkunst in Rostock. König Friedrich III. von Dänemark beruft ihn auf die Hochschule von Soroe auf Seeland als Professor der Mathematik. Seine hervorragendsten Leistungen sind seine niederdeutschen, 1651 erschienenen „*Veer Schertzgedichte*“. Sie sicherten ihm in der Geschichte der deutschen Literatur den Platz des ersten Satirikers. Das vierte Gedicht ist eine begeisterte *Lobrede auf die niederdeutsche Sprache*, die er als Erbe der Väter preist. — *Georg Morhof* (1639–1691) wird mit 21 Jahren Professor der Poesie in Rostock und 1665 an die Universität Kiel berufen. Sein Hauptwerk „*Unterricht von der teutschen Sprache und Poesie*“ ist der erste Versuch einer Geschichte der deutschen wie der europäischen Dichtkunst.

\*

Im ersten Jahrzehnt des 30jährigen Krieges blüht das geistige Leben noch reich, verkümmert dann aber. Seit 1760 ist die Universität gespalten in die herzogliche in Bützow und in die rätliche in Rostock, wozu es auf Grund theologischer Streitigkeiten kam. In dieser Zeit wird *Olav Gerhard Tychsen* (1734–1815) der Begründer der Rostocker Universitätsbibliothek. Er, geboren in Tondern als Sohn eines aus Norwegen eingewanderten Unteroffiziers, arbeitete sich durch eisernen Fleiß bis zum Universitätsprofessor empor. Der Anatom *Wilhelm Josephi* (1763–1845) wird von Göttingen nach Rostock berufen und richtet hier ein modernes anatomisches Theater ein. Sein Hauptwerk ist der „*Grundriß der Militär-Staatsarzneikunde*“.

\*

Aber Rostock ist nicht mehr wie früher der Mittelpunkt des geistigen Lebens im Ostseeraum. Der große Brand des Jahres 1677 hatte die alte 4000 Bände zählende Bibliothek der Universität und das Kollegiengebäude vernichtet. Die Zahl der Studenten sinkt mehr und mehr. Während früher die nordischen Länder trotz der Neugründung der Universität Uppsala ein Hauptkontingent stellten, sind die Studenten jetzt meist gebürtige Mecklenburger. Die Spaltung der Universität trägt ihr Teil dazu bei.

Im Jahre 1789 wird die Bützower mit der Rostocker Hochschule wieder vereinigt. Diese Maßnahme bildete die Grundlage für eine Neublüte. Jetzt treffen wir wieder auf Gelehrte von hohem Rang. Der Musikforscher *Hermann Kretschmar*

(1848–1924) ruft in Rostock das erste musikwissenschaftliche Universitätsinstitut ins Leben. Der Geologe Eugen Geinitz und der Germanist und Wagner-Forscher Wolfgang Golther erwarben sich einen Ruf weit über Rostock hinaus. Der Mediziner Friedrich Martius (1850–1923) vertrat als einer der ersten den maßgebenden Einfluß der Erbllichkeit auf alles biologische Geschehen. Otto Körner (1858–1935) erlangte Weltruf durch seine Untersuchungen über den Einfluß von Erkrankungen der Gehörorgane auf das Gehirn. Johannes Reinmüller richtet zu Beginn des 20. Jahrhunderts die erste Klinik für Mund- und Zahnkrankheiten mit eigener Krankenstation in Deutschland ein.



*Prof. Dr. Reinmüller-Rostock*

Egon Tschirch

# Ein Rostocker Student über die Belagerung von Siena 1554

Von Hildegard Thierfelder

In dem kleinen Kaufmannsarchiv der Rostocker Familie Kron, das Geschäftspapiere aus dem 16. Jahrhundert enthält, befinden sich auch wenige Briefe vorwiegend privaten Inhalts verschiedener Familienmitglieder.<sup>1)</sup> Darunter sind zwei Schreiben, die sich mit der Belagerung der italienischen Stadt Siena im Jahre 1554 beschäftigen.

Das Rostocker Handelsgeschäft, von dem vorwiegend Beziehungen zu Oslo bekannt sind,<sup>2)</sup> führte in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts Bernt Kron der Ältere. Nach dem Tode zweier älterer Söhne setzte Bernt Kron der Jüngere als Mitarbeiter, dann als Nachfolger seines Vaters, die Handelstradition fort. Von den jüngeren Söhnen studierte Hasselbeck,<sup>3)</sup> während Joachim sich ebenfalls dem Kaufmannsberuf zuwandte. Die obengenannten Briefe aus Italien wurden von Hasselbeck Kron an seinen Bruder Bernt in Rostock gerichtet.

An Daten aus Hasselbecks Leben ist nicht allzuviel bekannt. Er war um 1518/20 geboren und wurde 1532 – wie seine Brüder – an der Rostocker Universität immatrikuliert. 1542/43 studierte er in Wittenberg. Er war also derjenige der Brüder, der der Wissenschaft treu blieb, beziehungsweise für den sie als Beruf geeignet schien. Er wurde zum Dr. iur promoviert und lebte – wenn es auch unklar ist, in welcher Position – anscheinend zeitweise in Italien. Nach den vorliegenden Briefen hielt er sich 1550 in Bourges, 1551 in Lyon und Siena auf. „Bynnen Senis, da he itzt gad loff is upgenamen“, schreibt ein Geschäftsfreund im April über ihn. Von Januar bis Mai des Jahres 1553 datieren Briefe aus Rom, in denen Hasselbeck seinen Bruder Bernt um Geld bittet, „dath ick dith jar to Rome erlick uthkame. Darnha wil ick, efth godt wil, wol thosen, dath mi nen gelt mer min leve lank entbreken schal. Wer ick tho Sene gebleven, hedde ick nen gelt mer bedorff gehat. Nhu is ith averst anders also du wol denken kannst, averst mach ene stunde kamen, de ith altomale bethalt.“ Ob Hasselbeck damals dem Collegium Germanorum in Siena angehörte, wohin 1554 ein Schreiben an ihn adressiert wurde, und – vielleicht infolge der Kriegsereignisse länger – abwesend war, konnte nicht festgestellt werden. Im Februar 1554 befand er sich jedenfalls wieder in Siena. Ferner ist bekannt, daß er die Belagerung lebend überstand, nach ihrer Beendigung die Stadt verließ und beabsichtigte, in Rostock an einer gerichtlichen Erbschaftsverhandlung teilzunehmen, zu der er jedoch im September des Jahres nicht erschienen war.<sup>4)</sup> Vor 1556 ist Hasselbeck Kron, wahrscheinlich in Rom, verstorben.<sup>5)</sup>

Bernt Kron d. Ä. war der Sohn eines Rostocker Bürgermeisters und bekleidete selber dieses Amt. Die Familie zählte zu den fernhändlerischen Ratsgeschlechtern und war nicht ohne politischen Einfluß. Auch die Familie Hasselbeck, der Bernts Frau entstammte, hatte begüterte und angesehene Bürgermeister hervorgebracht. Aus Hasselbeck Krons Briefen, die sehr lebendig und vorwiegend niederdeutsch geschrieben sind, gelegentlich auch in das Lateinische fallen, ist in der Hauptsache nur zweierlei über ihn zu entnehmen. Einerseits steckte er fortdauernd in den größten Geldschwierigkeiten, ob teil-

<sup>1)</sup> Stadtarchiv Rostock, Rep. 902, Familienarchiv Kron.

<sup>2)</sup> s. H. Thierfelder: Rostock-Osloer Handelsbeziehungen im 16. Jh., Die Geschäftspapiere der Kaufleute Kron in Rostock und Bene in Oslo, = Abhandlungen zur Handels- und Sozialgeschichte Bd. 1, Weimar/Köln 1958.

<sup>3)</sup> Dieser seltene Vorname ist der Familienname der Mutter, eine in Rostock häufig beobachtete Übllichkeit.

<sup>4)</sup> Ordelbok des Rostocker Obergerichts III, B 4 e 3, S. 96 ff.

<sup>5)</sup> Leichenprogramm Joachim Kron 1597.

weise unverdient, z. B. infolge von Krankheit, mag dahingestellt bleiben. Bekannt ist jedenfalls ein Zug der Habgier auch bei seinen Brüdern. Zum Anderen geht aus den Briefen hervor, daß er ein Kanonikat und Präbende in Lübeck zwar erstrebte, sich aber in den zornigsten Ausdrücken über den Bischof von Upsala erging, der für die Ausstellungsurkunde eine ihm unerschwingliche Summe verlange.

Der historisch-politische Hintergrund der Belagerung von Siena ist kurz der folgende: Cosimo I. de'Medici, der Fürst von Toskana, hatte sich Kaiser Karl V. gegenüber erboten, dessen Feinde in Italien zu bekämpfen. Im Jahre 1552, als der Kaiser in Fehde mit König Heinrich II. von Frankreich lag, erhob sich die Stadtrepublik Siena, die kaiserliches Lehen war, gegen ihren Statthalter und die spanische Besatzung. Sienas Feldherr war der Florentiner Adlige und Widersacher Cosimos Peter Strozzi. Auch Frankreich unterstützte die Stadt mit Truppen, während außer dem Fürsten Cosimo der Papst Julius III. auf seiten des Kaisers stand. Nach einer Niederlage Strozzi's 1554 bei Marciano begann eine harte Belagerung Sienas, bis die Stadt sich im April 1555 ergeben mußte.<sup>6)</sup>

Die realistischen Teilschilderungen aus den ersten Monaten der Belagerung des Jahres 1554 in Hasselbeck Krons Briefen lauten folgendermaßen:

Der erste Brief ist datiert:

„Datum Senis in der belegeringe Anno 1554 den 2 Februarii.

Leve broder Berent, ick weth di up dith mal sundreges nich tho schreven, devile ick in velen vorigen breven di, der suster, dem broder Jochim alle mine gelegenheit genochsam hebbe to vorstande geven, sunderlik wath frundtscoop und endracht under ju belanget, vorse mi gi ju darnha schicken werden. Ith sin unser nich mer alse ver,<sup>7)</sup> godt weth, wo lange unser so vele bliven werden, den min levent steit itsunder in des almechtigen gades handt. Ith sin itsunder achte dage also den 26 Januarii is der hertoch van Florens<sup>8)</sup> sampth etliken anderen herren mith eneme grotten krigeswolke (!) in der nacht hir vor de stadt gekamen gans unvorsendes und hefft vorth thve grotte vestingen ingenamen. Uth der enen hebbe wi ene des morgens mith grotter macht wedder uthgeschlagen, de ander hefth he noch inns, und ser vesth gemaket, so ock dath he wol seker darinne sin verth, enne thit lanck, eher wi van den koninge uth Frankriken mher entsettinge krigen und wen wi schone grotte hulpe krigen, werth ith doch arbeit und mogen sin, ehr men ene herruth kricht. In summa wi sin ser harth van em belegert und verth wol enne wile waren, godt geve aver, dath ith enen gudten ende hebbe, so schal iht mi ok nich geruven und hernha makes wol so vele to nutte kamen, also ven ick gar flitich gestuderent hedde, quia armorum legibus coniunctam habere cognitionem in posterum in gubernaculis reipublice non inutile erit. Sterve ick den ock, moth darmith thofreden sin, und si des trosten, dath ick vele mithgesellen hebbe. Ith is beredes man nich erlich minske in dissen achte dagen gestorven, wekker vor minen ogen to dem del erschaten und erstecken sin worden, den dath leger is nich ennen worp weges van der stadtmhur. So scharmussel wi alle dage mith den vigenden, dath so hir so dar ethlike doth bliven, den dar mhen hovet, dar wallen spene. Ich woste mi des dath wi ennen gewaldigen krigesman tho eneme hovethmhan hebben, welcher hett Peter Strossi, heft thovoren mith in Mettes<sup>9)</sup> gelegen und de stadt wedder den keiser dem koninck van Frankriken thon besten erholden holpen. Ick wer mith allen dinggen wol thofrede, dewile ick doch nich mer alse minen liff vorleren kan und doch suns en male sterven moth . . . In enner belagerden stadt tho sin, dar alle dinck dur is und schuldich tho sin, gar ken gelt in henden tho hebben, is en fin dinck. Hirmith gade befallen . . . vor thve

<sup>6)</sup> George Frederick Young: Die Medici, Coburg 1948<sup>2</sup>, S. 411 ff.

<sup>7)</sup> Außer den Eltern sind damals von den sieben Geschwistern anscheinend bereits drei verstorben.

<sup>8)</sup> Cosimo I. Medici.

<sup>9)</sup> Metz.

dagen sin thve hovetlude bi den votten gehenget worden, de de stadt vorraden schol-  
den! Disse nacht sin noch mer gefangen, hedde doch eher vorrederige vorth gegang, were  
wi alle vorlaren gewesen.“

Aus einem zweiten Brief ist folgendes zu entnehmen:

„Datum Senis Anno 1554 die 20. Maii.

... De ringe de du und Margarete<sup>10)</sup> mi geschicket heste sin noch tho Rome bi  
eneme gudden frunde in bevaringe, konen ferlickgeit halven nich geschicket werden,  
licht aver nicht darahn, ick wolde se tho sumer thit wol krigen. Bedanke mi frundtlick,  
dath minen begertten darinne nhagekamen is, wil ith tho vordenen stedes schuldich und  
willich sin. /N/igges hebbe ick garnichtes, sunder dath de hertoch van Florens gar weg-  
nich mit siner keiserliken hulpe uthgerechten hefft disse 4 manthe de he uns mith  
grote unkosten belegert hefft und hape noch tho godt he gar nich uth richthen werth  
sunder mith schandden, schaden und unehren uns thofreden laten. He hefft beredes  
wol gefolt what he von uns gehat hefft, ahne andere vele schmermussel (!), darnha  
ken ringe schade um geschen is, hebben ehm de unseren ahn eneme orde nich ferne  
von der stadt up den stillen frigdach enen huppen wolkes affgeschlagen, also 15 fenlin  
knechte und 200 rutter, veler grotter hovetlude gefangen under welkeren de fornemeste  
Afranius de Cornu disses Vanestes vedder geweset is. Darnha sin alle dage grotte  
schmermussel von beiden parten geholden worden, aversth nich sunderlikes namafftiges  
vorgerichtet. Beth up dissen vorgangen dickstedach welcher der 15 disses manthes ge-  
vesen is, dhar sin 450 Hispanier uth den legger getagen ennen roff tho halen dath sul-  
wige de unseren erfahren hebben, sie besingelt, verhundert daraff erschlagen, 50 ge-  
fangen nhamen, welcher hir in ketten gesche/.../ arbeiten mothen ahne de andere de  
wi beredes thovorne gehat hebben. Hebben ok ser wele alle dage henggen lathen, uth  
orsaken dath uns de figends ethlike buren affgehenget hebben. Wenn ich biewilen  
bedravet si und weth nich vath ick dohn schal, so gha ick hen uth und se en par  
Hispanier upknuppen und de anderen schlan und fortdriven thonn arbeide, dath is de  
beste kordtwile de up der werldt sin mach. In dem ende van dissem manthe werden  
de unseren mith enen grotten huppen tho felde then und den Florentiner tho hus sik-  
ken, dath he wol werdt gedrungen werdden (!) sin wolck van disser stadt tho forde-  
ren. Hape dath al den Hispanieren didt jar in Italien de helse tho erschlagen scholen  
werden und den papen dartho, den dath verdt de conclusio sin, dar geve unser her godt  
sinnen seggen tho, amen.“

Im Hinblick auf die politischen und militärischen Ereignisse, die sich im Jahre 1554  
in und um Siena abspielten, bringen Hasselbeck Krons Briefe keine neuen Tatsachen  
und auch nichts an denkwürdigen Einzelschilderungen. Es wird nur Bekanntes bestätigt  
und so der Leser vielleicht in seinen Erwartungen enttäuscht. Was aber die Bedeutung  
der Briefstellen ausmacht, liegt eben nicht in der Linie rein historischer Berichterstat-  
tung. Sie tritt vielmehr darin zutage, daß wir die historischen Ereignisse aufgenommen  
und widergespiegelt sehen im Blickfeld einer Persönlichkeit, die von ferne her an den  
Rand des Geschehens herangebracht wurde und durch die Art, wie nun gerade sie das  
Erlebte wiedergibt, interessiert.

Der Schreiber ist der Abkömmling eines norddeutschen Handelshauses. Seine Briefe  
zeigen immer wieder, wie tief er in der händlerischen Gebahrung der Familie verwur-  
zelt ist. Er ist aber auch Wissenschaftler, hat anscheinend wohl an zehn Jahre auf den  
Hohen Schulen zugebracht und sich im Auslande umgetan. Das, was man als „eine  
gesicherte Lebensstellung“ zu bezeichnen pflegt, scheint er nicht eingenommen zu ha-  
ben, obgleich er zumindest die Mitte der dreißiger Jahre erreicht haben muß. Daß er  
stolz auf seine Bildung ist, geht aus den Briefen hervor, in denen er auch manchmal  
satzweise in pathetisches Latein verfällt. Untersuchungen über die Bildung der Geist-  
lichen haben für das späte Mittelalter erwiesen, wie sehr diese von der Forschung zeit-

<sup>10)</sup> Die Schwester von Bernt und Hasselbeck.

weise überschätzt wurde und wie sie örtlich und zeitlich differierte.<sup>11)</sup> Darf man von diesem Juristen, der offensichtlich nicht zu den hochbegabten Gelehrten zählte, um die Mitte des 16. Jahrhunderts als Gast auf dem Mutterboden der Renaissance mehr als formale Schulung erwarten? Doch lassen wir ihn selber aussagen.

Der erste Brief beginnt mit einem Appell an die Gemeinschaft der Geschwister, die sich — auch für seine äußeren Lebensumstände — günstig auswirken möge. Die Gefahr, die durch die Belagerung droht, gibt Gelegenheit, zu einer Schilderung derselben überzugehen. Hasselbeck hebt den praktischen Nutzen der „cognitio armorum“ in Verbindung mit der Jurisprudenz hervor. Nach einigen sachlichen Ausführungen unterläßt er es jedoch nicht, in einem Nachsatz auf die Gefahr, in der man durch den versuchten Verrat schwebte, hinzuweisen. Schließlich betont er dem drohenden Tode gegenüber einen gewissen Stoizismus mehrmals. Der Brief atmet eine interessierte, aber äußerlich gelassene Sachlichkeit gegenüber der neuen Situation, die er objektiv beurteilt. Zwischen den Zeilen vermag er jedoch ein gewisses Angstgefühl nicht ganz zu verbergen. So wird auch aus der Bewunderung für Peter Strozzi, der ja die eigene Seite stützt, kein Hehl gemacht.

Den zweiten Brief beginnt Hasselbeck mit langen, wortreichen Ausführungen über das erstrebte Lübecker Kanonikat und im Zusammenhang damit über seine unglückliche wirtschaftliche Lage. Diese Stimmung, dazu die andauernde Belagerung, bleiben sicher nicht ohne Einfluß auf die folgende Schilderung. Die erfreuliche Nachricht vom Empfang von durch Bruder und Schwester gesandten Ringen (als Geldeswert) in Rom mildert wohl etwas. Die Schilderung der kriegerischen Ereignisse ist wieder lebendig, anscheinend mit etwas mehr Verve vorgetragen, durch die eine gewisse in Zorn verwandelte Angst hindurchklingt. Das ist nach viermonatiger Belagerung nicht verwunderlich. Der Brief endet mit einer prophetischen Androhung der Niederlage für den Feind — dem nicht unbekanntem Mittel zu eigener Tröstung und Aufrichtung. Hasselbecks am Schluß geäußelter Zorn gegen die „Pfaffen“ wird wohl auf seine Kanonikatsangelegenheit zurückzuführen sein. Psychologisch besonders aufschlußreich scheint die Bemerkung, daß bei Trauer und Verzweiflung über seinen eigenen Zustand die Betrachtung des Hängens und Mißhandelns feindlicher Gefangener ihm Trost und „allerbeste Kurzweil“ (wohl mehr in dem Sinne von „Ablenkung“ als in der heutigen Bedeutung gemeint) gewähre. Wenn er leidet, tröstet es ihn, andere und zwar noch mehr (körperlich) leiden zu sehen.

Die gesamten Ausführungen der Briefe zeigen den realistischen Eindruck, den das Erlebnis auf das nüchterne norddeutsche Temperament des zutiefst individualistisch eingestellten Beobachters macht. Mancher wird etwa umfassendere Betrachtungen oder Schlußfolgerungen irgendwelcher Art vermissen, deren diese Persönlichkeit vielleicht gar nicht fähig ist. Man hat vielfach die mangelnde Ausdruckskraft des mittelalterlichen Menschen im Vergleich zur Jetztzeit bedauert. Auch in der anschließenden Epoche ist die Sprache oft noch spröde. Jedoch sollte man es sich nicht die Mühe verdrießen lassen, in Zusammenhang mit Persönlichkeit und Umwelt sie in forschender Beobachtung zu ergründen. Mit Geduld und Erfahrung wird man ihr manches Lohnende abzuringen vermögen. So spiegelt in dem vorliegenden Ausschnitt die Aussage des Sprosses norddeutscher Kaufmannsfamilien und des umhergetriebenen Jüngers der Wissenschaft ein Teilchen im Mosaikbilde der Geschichte Italiens in seinem Bericht über die Belagerung von Siena wider.

---

<sup>11)</sup> F. W. Oediger: Über die Bildung der Geistlichen im späten Mittelalter = Studien und Texte zur Geistesgeschichte des Mittelalters II, Leiden 1953.



# Die Anfänge des Rostocker Buchdrucks <sup>1)</sup>

Von Carl Meltz

Die Erfindung der Buchdruckerkunst um die Mitte des 15. Jahrhunderts trifft das Abendland in einem tiefgreifenden geistigen Umbruch an. Die Berührung der abendländischen Kultur mit der des Morgenlandes in den Kreuzzügen, der Humanismus, diese edle Blüte des hohen Mittelalters, wecken und steigern das Verlangen des mittelalterlichen Menschen nach dem Geistesgut der versunkenen alten Welt der Griechen und Römer. Als Folge der Eroberung Konstantinopels durch die Türken im Jahre 1453 strömt das im oströmischen Reich mehr als im übrigen Europa bewahrte geistige Erbe des Altertums nach Mittel- und Westeuropa, soweit es nicht im Jahre 1204 bei der Einnahme von Byzanz im vierten Kreuzzug zugrunde gegangen ist <sup>2)</sup>.

Das Erbe der Antike verdeutlicht ganz besonders die Mängel des damaligen katholischen Weltbildes. Die Christenheit ist dem ursprünglichen evangelischen Zustand

## <sup>1)</sup> Allgemeine Literatur:

- a) Lisch, Georg Christian Friedrich: Geschichte der Buchdruckerkunst in Mecklenburg bis zum Jahre 1540. In: Jahrbücher des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde. Schwerin. Jg. 4. 1839, S. 1 bis 281 mit einer Steindrucktafel. Noch heute im wesentlichen grundlegend in den geschichtlichen Abschnitten, in den Bibliographien indessen weitgehend überholt.
- b) Heess, Wilhelm: Geschichtliche Bibliographie von Mecklenburg. T. 1 bis 3. Rostock [1944]. T. 1: XXVII, 851 S., T. 2: V S. u. S. 853—1522. T. 3: Register und Nachtrag. 278 S. (= Arbeiten der historischen Kommission für Mecklenburg. [1]). Verzeichnet die bis 1940 einschließlich erschienene Literatur; Nummern 8347—8368 Geschichte der Buchdruckerkunst in Mecklenburg und Nummern 8369—8406 einzelne Drucker in Rostock, mithin keine Schrift über Drucker in anderen mecklenburgischen Städten.
- c) Meltz, Carl: Die Frühzeit des Buchdrucks und die Inkunabelkatalogisierung an der Universitätsbibliothek Rostock einst und jetzt. Zugleich ein Beitrag zum Rostocker Realkatalog. In: Wissenschaftliche Zeitschrift der Universität Rostock. Gesellschafts- und sprachwissenschaftliche Reihe. Jg. 4. 1954/55, H. 1, S. 67—78. Quart. Zitiert als Meltz 1.
- d) Meltz, Carl: Die ältesten niederdeutschen Bibeldrucke der Universitätsbibliothek Rostock. Mit 24 ganzseit. Faks. In: ebd. H. 2, S. 167—198. Quart. Zitiert als Meltz 2.
- e) Meltz, Carl: Die Drucke der Michaelisbrüder zu Rostock 1476 bis 1530. Mit 29, darunter 5 farb. Faks. In: ebd. ohne Reihenangabe. Jg. 5. 1955/56. Sonderheft = Festschrift für Erich Schlesinger, S. 229—262 u. 3 ungez. Blatt. Quart. Zitiert als Meltz 3.
- f) Meltz, Carl: Die Missaldrucke der Michaelisbrüder zu Rostock. In: Gutenberg-Jahrbuch 1957, S. 66—71. Quart. Zitiert als Meltz 4.
- g) Stoll, Heinrich Alexander: Die Michaelisbrüder in Rostock. In: Börsenblatt für den deutschen Buchhandel. Leipziger Ausgabe. Jg. 124. 1957, S. 9—12. Quart. Weitestgehende Anlehnung an Meltz 3, aber unzuverlässige Zusätze.
- h) Spörcke, Rolf: Buchdruckertradition durch fünf Jahrhunderte. Rostock 1958. Betriebs-eigene Broschüre. 68 S. mit mehreren Abb. Quart. (Vortitel: 10 Jahre volkseigen — 400 Jahre Druckerei.)
- i) Benzing, Josef: Buchdruckerlexikon des 16. Jahrhunderts. (Deutsches Sprachgebiet.) Frankfurt/Main (1952). 215 S. Zitiert als Benzing 1.
- k) Benzing, Josef: Die Buchdrucker des 16. und 17. Jahrhunderts im deutschen Sprachgebiet. Wiesbaden 1963. XI, 528 S. (= Beiträge zum Buch- und Bibliothekswesen. Bd 12.) Zitiert als Benzing 2.

<sup>2)</sup> Büchler, Eduard: Die Anfänge des Buchdrucks in der Schweiz. 2., erw. Aufl. Bern 1951, Seite 15.

entfremdet. Aus dem armen Fischer Petrus ist der glänzende Weltherrscher zu Rom geworden, der den Anspruch erhebt, die Königskronen der Welt zu vergeben<sup>3)</sup>). Das Zeitalter der Entdeckungen weitet das Weltbild in ungeahntem Umfange aus und schiebt die mehr als zweitausendjährigen erdkundlichen Vorstellungen des Abendlandes beiseite, das sich als Mittelpunkt der Erde und der Welt überhaupt betrachtet.

Bei dieser Sachlage liegt das Büfnis nach einer schnelleren und umfassenderen Verbreitung von Geistesgut und nach einer besseren Vervielfältigungsmöglichkeit von Texten, als es das Abschreiben mit der Hand gestattet, mehr oder weniger stark bewußt oder unbewußt empfunden gleichsam in der Luft. Die Zeit im Abendland ist reif für die „schwarze Kunst“.

Johann Gutenberg oder Gensfleisch, dessen 500. Todestag wir 1968 gedenken konnten, wiederholt mit seinen beweglichen Lettern eine alte orientalische Erfindung im Abendlande. Schon in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts kommen Chinesen auf den Gedanken, anstelle von Holztafeln bewegliche Typen, zunächst aus Porzellan und später aus Blei, zur Vervielfältigung zu benutzen<sup>4)</sup>. Für die chinesische Sprache mit ihren Tausenden von Schriftzeichen bieten die beweglichen Lettern damals keine nennenswerten Vorzüge, so daß die Erfindung mangels ausreichenden Bedürfnisses wieder in Vergessenheit gerät.

Es schmälert die Verdienste Gutenbergs durchaus nicht, eine vergessene Erfindung wiederholt zu haben. So einfach der Gedanke der beweglichen Schriftzeichen auch ist oder uns heute im Zeitalter der Technik auch erscheint, dieser Gedanke mußte erst einmal gedacht — und praktisch in die Tat umgesetzt werden. Von Gutenbergs Handpresse bis zur modernen Rotationsdruckmaschine führt ein weiter Weg, ohne daß am Prinzip der beweglichen Lettern sich auch nur das Geringste geändert hat.

Der Erfinder selbst und seine Zeitgenossen erkennen nicht die Tragweite der neuen Erfindung. Ihre wirkliche Bedeutung tritt voll erst zur Reformationszeit zu Tage. Die Reformation gewinnt ihre weltweite Wirkung nur oder erst dadurch, daß ihre Verfechter ihre Gedanken durch die Druckerpressen vervielfältigen, in Stadt und Land verbreiten und jedermann schwarz auf weiß vor Augen führen können.

Die ersten oder Frühdrucker wollen Handschriften auf mechanischem Wege vervielfältigen. Sie bilden das äußere Ansehen (Erscheinungsbild) der Handschriften mit nahezu photographischer Treue nach, gleichsam, um dem Leser Handschriften „vorzutäuschen“, und schaffen trotzdem etwas völlig Neues. Sie verwenden die gleichen Abkürzungen wie die Schreiber, sparen Raum für die mit der Hand nach- bzw. auszumalenden Anfangsbuchstaben aus, kennen zunächst noch kein Titelblatt, verzichten oft auf das sog. Impressum, das anfangs noch wie bei den Handschriften als Schlußwort am Ende des Druckes erscheint, und was dergleichen Übereinstimmungen noch mehr sind. Die hervorstechendste besteht bei Kommentaren im Fortsetzen der Übung, den zu erklärenden Text in der Mitte mit Erläuterungen an den Rändern sowie oben und unten auf den Seiten mit kleineren Schriftzeichen zu umschließen. Dieses Umrahmen bedingt einen schwierigen Drucksatz. Alle diese Maßnahmen erreichen eine so weitgehende äußerliche Übereinstimmung mit Handschriften, daß heute der erste Blick oft nicht zu unterscheiden vermag, ob eine Handschrift oder ein Druck vorliegt.

Mit zunehmender Mechanisierung der Bucherzeugung läßt das den Handschriften so sehr eigentümliche Verwenden von Abkürzungen — bei theologischen Texten *nomina sacra*, bei juristischen *notae juris* genannt —, welche dem Ungeübten die Lektüre kräftig erschweren, allmählich immer mehr nach. Mit der fortschreitenden Mechanisierung sinkt auch die Güte der Druckerzeugnisse. Es ist kein Zufall, daß am Anfang der

---

<sup>3)</sup> Meisinger, Karl August: Luther. Die deutsche Tragödie. Bern 1953. (Sammlung Dalp. Bd 35.)

<sup>4)</sup> Europa benutzt den Holztafelldruck für Holzschnitte und kleinere Texte (Einblattdrucke) und sogar kleinere Bücher wie z. B. den Donat, eine im Mittelalter viel gebrauchte lateinische Schulgrammatik.

schwarzen Kunst die 42zeilige Bibel Gutenbergs steht, ein Werk von so hohem handwerklichen Können und künstlerischem Rang, wie es seitdem trotz aller technischen Vervollkommnung des Druckverfahrens kaum wieder eine Durckerpresse verlassen hat.

Die schwarze Kunst breitet sich innerhalb des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation zunächst über Süddeutschland, das Elsaß und die Schweiz aus und greift frühzeitig nach Italien über, wo die Lagunenstadt Venedig die bedeutendste Frühdruckerstadt überhaupt wird. Auf Mainz folgen in Deutschland Straßburg, Bamberg, Köln, Augsburg, Basel, Nürnberg, Speyer, Ulm, Erfurt, Lauringen. Lübeck wird 1474 die erste Frühdruckstadt im niederdeutschen Sprachraum. Nach Breslau zieht die schwarze Kunst 1476 in Rostock ein. Reutlingen, Zürich, Würzburg, Magdeburg, Memmingen, Passau, Leipzig, Trier, München, Wien, Meißen, Heidelberg, Ingolstadt, Münster, Regensburg sind die nächsten Stationen ihres deutschen Siegeszuges. Schleswig wird 1486 die dritte Frühdruckstadt Norddeutschlands, Hamburg 1491 die vierte. Dazwischen schieben sich Stuttgart und Hagenau und folgen Zweibrücken und Pforzheim, bevor Dänzig im gleichen Jahre wie Tübingen 1498 den Reigen der deutschen Frühdruckstädte beschließt<sup>5)</sup>. Mit dem Jahre 1500 endet die Frühdruck- oder Inkunabelzeit.

Inkunabel<sup>6)</sup> bedeutet wörtlich Windeln oder Wiege oder Ursprung und drückt aus, daß es sich um erste, um frühe Erzeugnisse einer Ware zu einer Zeit handelt, als die Möglichkeiten der Fertigung noch unentwickelt gleichsam in den Windeln stecken. Mit einem wiegenförmigen Gerät oder einem Teil eines solchen, das die Frühdrucker etwa benutzt haben könnten, hat der Name Inkunabel nichts zu tun. Er ist begrifflich auch auf die frühen Erzeugnisse anderer Waren anwendbar.

Die Inkunabelzeit umfaßt die Zeitspanne von der Erfindung der Druckkunst bis etwa zum Ende einer Entwicklung, in welcher der Drucker seinem Werk noch als selbständig schaffender Meister gegenübertritt. Sobald der rein handwerksmäßige Betrieb die künstlerische Gestaltung eines Druckes überwiegt und wie zu etwas Nebensächlichem zurückdrängt, ist begrifflich die Inkunabelzeit zu Ende. Diese Entwicklung verläuft keineswegs überall gleichmäßig. Der grundsätzlich maßgebende Zeitpunkt wird nicht in allen Frühdruckstädten leidlich gleichzeitig erreicht, wenn er sich überhaupt zeitlich einigermaßen sicher bestimmen lassen sollte.

Im Weltmaßstab hat sich eine feste zeitliche Begrenzung durchgesetzt, und zwar auf das mit dem Ablauf des Jahres 1500 endende 15. Jahrhundert. Allerdings ist diese Grenze für Nordeuropa und für Osteuropa — die erste russische Druckerei wird im Jahre 1553 in Moskau errichtet — reichlich früh. Für Rostock wäre etwa der Beginn der Reformation 1517 das passende Ende der Inkunabelzeit. Die dortige Universitätsbibliothek stellt alle bis 1520 einschließlich erschienenen Drucke gesondert auf<sup>7)</sup>. Man schätzt die Gesamtzahl der bis 1500 einschließlich erschienenen Frühdrucke auf etwa 40 000 und die Gesamtmenge der davon erhaltenen vollständigen Exemplare und Bruchstücke auf ungefähr eine halbe Million.

Es bedeutet keinen Zufall, daß die schwarze Kunst im niederdeutschen Sprachgebiet ihren Siegeszug zu Lübeck beginnt. Den deutschen Ostseeraum beherrscht damals der mächtige Städtebund der Hanse<sup>8)</sup>, die nicht eigentlich gegründet wird, sondern einfach aus dem politischen und wirtschaftlichen Kräftefeld ihres Machtbereiches entsteht. Der Hanse gehören seit dem 14. Jahrhundert nicht nur alle bedeutenden Seestädte an der Nord- und Ostseeküste an, sondern auch zahlreiche west- und norddeutsche wie auch ostdeutsche Binnenstädte. Als Gesamtheit besitzt die Hanse Niederlassungen im Ausland, insbesondere in Skandinavien und Osteuropa.

<sup>5)</sup> Reihenfolge nach Benzing 1.

<sup>6)</sup> Das lateinische Wort ist sächlich und Mehrzahl.

<sup>7)</sup> Meltz 1, S. 69 und 70; dort weitere Quellenangaben.

<sup>8)</sup> P a g e l, Karl: Die Hanse. (2., unveränd. Aufl.) Oldenburg (1952). S c h i l l i n g, Heinar: Weltgeschichte. Ereignisse und Daten von der Eiszeit bis heute. Berlin (1933).

Schon 1293 bzw. 1418 wird Lübeck von allen Hansestädten als Vorort und Oberhof in Rechtssachen anerkannt und dadurch auch förmlich zum Oberhaupt des hansischen Städtebundes, das es in Wirklichkeit schon längst ist. Die weite Verbreitung des lübeckischen Rechts und seine Geltung in zahlreichen europäischen Städten ist nur ein Teil der Auswirkungen seiner Führungsrolle.

Köln streitet eine Zeitlang mit Lübeck um den Vorrang. Das zeigt sich besonders bei der Sitzordnung auf den Hansetagen. Lübeck kann auf den ersten Platz nicht verzichten. Lübeck „hielt das Wort“<sup>9)</sup>. Um den dritten Platz ringen Hamburg und Bremen. Den Schwierigkeiten hilft schließlich angesichts des damals noch unentdeckten runden Tisches die „zweiseitige“ Rangordnung ab. Bremen sitzt rechts von Köln und damit auf einem dritten Platz, Hamburg links von Lübeck und damit auf einem zweiten. Auf Bremen folgen Rostock (mithin an vierter Stelle), Stralsund, Wismar usw., auf Hamburg Dortmund, Lüneburg usw.

Die Hanse gliedert sich in vier Quartiere, und zwar in das westfälische mit Köln als Vorort, in das sächsische mit Braunschweig als Vorort, in das preußische mit Danzig als Vorort und in das wendische mit Lübeck als Vorort. Das wendische Quartier, dem die beiden mecklenburgischen Seestädte Rostock und Wismar angehören, ist führend, nicht durch Satzung oder förmlichen Beschluß, sondern allein durch die lebendige Entwicklung, welche die hansische Welt kennzeichnet<sup>10)</sup>.

Die überragende Bedeutung Lübecks auf politischem und wirtschaftlichem Gebiet spiegelt sich auch im Buchdruck wider. Lübeck wird die bedeutendste norddeutsche Frühdruckstadt<sup>11)</sup> und überragt auf dem Gebiete der beweglichen Lettern im Inkunabelzeitalter durchaus das benachbarte Rostock<sup>12)</sup>.

Es ist kein Zufall, daß die schwarze Kunst ihren Siegeszug in Mecklenburg zu Rostock antritt. Rostock blickt damals bereits auf eine etwa dreihundertjährige deutsche Entwicklung zurück<sup>12)</sup>. Rostocks Mauern beherbergen damals schon einige Jahrzehnte die erste Universität des niederdeutschen Sprachraumes, bei deren Gründung die Hanse die mecklenburgischen Herzöge unterstützt hat. Die alma mater Rostochiensis ist die fünfte im Heiligen Reich Deutscher Nation, das sich mit dem deutschen Sprachraum deckt, nach Prag, Wien, Heidelberg und Leipzig und die dritte auf dem Boden des späteren Deutschen Reiches. Die Rostocker Hohe Schule erfreut sich alsbald nach ihrer Gründung eines lebhaften Zuspruches auch aus den nordischen Ländern. Der Zustrom aus den skandinavischen Staaten läßt kaum merklich mit der Gründung der Universitäten Uppsala 1477 und Kopenhagen 1479 nach.

Daher ist es bei den vielfältigen geistigen kulturellen und wirtschaftlichen Beziehungen zum Norden Europas als Folge der hansischen Verflechtung kaum ein Zufall, daß so viele der erhalten gebliebenen Rostocker Drucke nicht nur der Michaelisbrüder sich in nordischen Bibliotheken befinden.

Das rege geistige Leben, das in Rostocks Mauern durch die alma mater, die Leuchte des Nordens, blüht, mag die Brüder vom gemeinsamen Leben mitveranlaßt haben, hier kaum ein halbes Jahrhundert nach der Universitätsgründung ein Fraterhaus zu errichten. Die Brüder mögen bei ihrem Entschluß auch die Machtstellung Rostocks innerhalb der Hanse in Betracht gezogen haben. Urkundlich belegen lassen sich ihre Beweggründe allerdings nicht. Wir sind vielmehr auf Vermutungen angewiesen. Die Brüder vom ge-

---

<sup>9)</sup> Noch bis 1918 heißt der Stadtverordnetenvorsteher zu Neubrandenburg: Bürgerworthalter.

<sup>10)</sup> Pagel (Anm. 8) S. 162.

<sup>11)</sup> Als bedeutendster Lübecker Druck des 15. Jahrhunderts gilt die niederdeutsche Bibel des Druckers Steffen Arndes von 1494; vgl. hierzu Meltz 2.

<sup>12)</sup> M e l t z, Carl: Zur 750-Jahrfeier der See- und Hansestadt Rostock. In: Carolinum. Jg. 34. 1968, Nr. 49, S. 10–13. Derselbe: Mecklenburg und Rostock – Geschichtliche Streifzüge. In: ebd. Jg. 28. 1962, H. 35, S. 70 ff.

meinsamen Leben<sup>13)</sup> tragen die mannigfachsten Bezeichnungen. Sie nennen sich oder werden genannt: Fraterherren, fratres devoti, fratres bonae voluntatis, fratres cucullati, Kugel- (Gugel-) oder Kogelherren, Kepplerbrüder, Kollatienbrüder, Schulbrüder, Brüder von der Feder, Hieronymianer, Gregorianer (nach Hieronymus und Gregor dem Großen), Lollbrüder, Nullbrüder usw. Einige Niederlassungen der Brüder vom gemeinsamen Leben tragen besondere örtliche Namen. So werden die Fraterherren in Rostock Michaelisbrüder oder Fratres domus viridis horti genannt.

Die Brüder vom gemeinsamen Leben bilden eine gelübdefreie Gemeinschaft von Weltpriestern und Laien. Ihre christliche Bruderschaft geht hervor aus der von dem niederländischen Bußprediger Geert (Gerhard) Groote am Ausgang des 14. Jahrhunderts verkündeten devotio moderna. Die Fraterherren leben gemeinsam, um Gott besser zu dienen und um sich und andere durch Beispiel und Wort zu erbauen. Sie führen in eigenen Häusern ein klösterliches Leben, haben das Eigentum gemeinsam, ohne durch ein Gelübde gebunden zu sein, üben strenge Askese, widmen sich dem Gebet und der Erziehung der Jugend und beschäftigen sich, was in diesem Zusammenhang besonders wichtig ist, mit dem Abschreiben von Büchern, einer Tätigkeit, der später folgerichtig der Buchdruck folgen muß; Bettel üben die Brüder nicht.

Die nichtmönchische Bruderschaft, die eine innere Erneuerung des kirchlichen Lebens vor allem durch Versenken ins Evangelium und durch christlich-humanistische Volksbildung erstrebt, verbreitet sich bald weit. Durch ihre Schulen werden stark beeinflusst Thomas a Kempis, Cusanus, Erasmus von Rotterdam, Martin Luther.

Von den bedeutendsten Brüderhäusern Windesheim bei Deventer und Agnetenberg bei Zwolle dehnen sich die Brüder über die Niederlande und ganz West- und Norddeutschland, aber auch in Italien, Sizilien und Portugal aus. Später treten viele Brüder zum Protestantismus über, so daß ihre Genossenschaften allmählich erlöschen. In Deutschland seien an Brüderhäusern genannt die von Münster, Köln, Wesel, Osnabrück, Emmerich, Herford, Hildesheim, Kassel, Marburg/Lahn, Berlickum, Magdeburg, Merseburg, Butzbach am Mittelrhein, Königstein, Marienthal bei Geisenheim im Rheingau, Wolf an der Mosel, Trier, Wiesbaden, Urach, Herrenburg, Tübingen, Einsiedeln, Sindelfingen; endlich gibt es Häuser in Ostfriesland, Rostock und Kulm, wohin die Hanse 1451 ihren Hauptstapelplatz Brügge verlegt. Am Ende des 15. Jahrhunderts existieren 84 Chorherren- und 13 Frauenstifte<sup>14)</sup>.

Die Bemühungen um Jugenderrziehung, Unterricht und Volksbildung legen den Fraterherren das Abschreiben und Binden von Büchern nahe. Eigene Pressen errichten sie zwar nur wenige, unterstützen dafür aber Privatdruckereien wie zum Beispiel die des Richard Paffraet zu Deventer, welcher sich dafür durch namhafte Beihilfen erkenntlich zeigt<sup>15)</sup>. Eigene Druckerpressen der Fraterherren kennen wir nur vier, und zwar zu

---

<sup>13)</sup> Literaturangaben in:

- a) *Realenzyklopädie für die protestantische Theologie und Kirche*. 3. Aufl. Bd 3. Leipzig 1897, S. 473–507.
- b) *Barnikol, Ernst: Studien zur Geschichte der Brüder vom gemeinsamen Leben*. In: *Zeitschrift für Theologie und Kirche*. Jg. 27. Ergänzungsheft. Tübingen 1917.
- c) *Nottarp, Hermann: Die Brüder vom gemeinsamen Leben*. In: *Zeitschrift der Savignystiftung für Rechtsgeschichte. Kanonistische Abteilung*. Bd 33. Weimar 1943, S. 384–418. (= *Zeitschrift für Rechtsgeschichte*. Bd 63.)
- d) *Lexikon für Theologie und Kirche*. 2. Aufl. Bd 2. Freiburg/Breisgau 1958, Sp. 722 und 723.
- e) *Religion in Geschichte und Gegenwart. Handwörterbuch für Theologie und Religionswissenschaft*, Bd 1. Tübingen 1957. Sp. 1434 und 1435.
- f) *Meltz*, 3, S. 230 ff.

<sup>14)</sup> Nottarp (Anm. 13c), S. 391.

<sup>15)</sup> *Realenzyklopädie* (Anm. 13a), S. 481; vgl. S. 489 für den Frühdrucker Ulrich Zell zu Köln.

Brüssel, Löwen, Marienthal und Rostock. Ob ihnen in Magdeburg eine Druckerei zugeschrieben werden kann, erscheint zweifelhaft<sup>16)</sup>.

Aus dem Fraterhause „Zum Springborn“ zu Münster/Westfalen, dem ersten und lange Zeit führenden Bruderhause in Deutschland, erscheinen 1462 drei Brüder in Rostock, um eine neue Niederlassung der Gemeinschaft ins Leben zu rufen<sup>17)</sup>. Sie finden Unterkunft bei dem aus Westfalen stammenden Rostocker Bürger Peter von Cölln am Kuhtor. Er stellt ihnen sein „Grüner Garten“ benanntes Hausgrundstück zur Verfügung. Es gibt den Brüdern vom gemeinsamen Leben ihre für Rostock charakteristische örtliche Bezeichnung, die ihnen auch später verbleibt, als sie wegen Umzuges auf ein anderes Grundstück nicht mehr paßt: „fratres domus viridis horti“.

Schon bald nach dem Zuzug nach Rostock schaffen Stiftungen die materielle Grundlage für das Wirken der Fraterherren. Bereits zwei Jahre später können sie sich an der Ostseite der Schwaan'schen Straße anbauen. Auf diesem Grundstück verbleiben sie während der Dauer ihrer Niederlassung in Rostock. Ihr Gotteshaus ist dem heiligen Michael geweiht; ihr Schutzpatron vermittelt ihnen den weiteren für die Rostocker Niederlassung typischen Namen: „Michaelisbrüder“.

1471 bestätigt der Papst und im Jahre darauf der Bischof von Schwerin die Niederlassung. 1475 führt eine Visitation durch das Münster'sche Stammhaus zu einer inneren Neuordnung des Fraterhauses. Nikolaus de Deer, auch von der Nienborg genannt, wird Rektor.

Bei der Neuordnung scheint der Entschluß gefaßt worden zu sein, eine Druckerpresse in Rostock einzurichten. Der erste datierte Druck wird am 9. April 1476 vollendet. Die kurze Zeitspanne zwischen der Neuordnung des Fraterhauses und dem Erscheinen dieses Druckes ist zu auffällig, als daß ein Zufall mitgewirkt haben könnte. Nicht ausgeschlossen ist, daß bereits Ende 1475 drei kleinere Drucke, enthaltend Schriften Anselm von Canterbury's, die Werkstatt der Michaelisbrüder verlassen.

Ungeklärt ist die Frage, ob die Michaelisbrüder immer selbst auch ihre eigenen Drucker sind oder ob sie sich zeitweise eines Druckfachmannes in ihrer Offizin bedienen. Daß einer der Brüder vom gemeinsamen Leben in Rostock selbst die Druckerei ausübt, ist nirgends bezeugt. Dasselbe gilt aber auch vom Gegenteil. Wir wissen also nicht, wie der erste Drucker heißt. Auch die Namen der späteren Jünger der schwarzen Kunst bei den Fraterherren kennen wir nicht, allerdings mit Ausnahme des allerletzten! Johannes Holt, welcher 1530 das Emser'sche Neue Testament druckt. Er wird auch deswegen vom Rat der Stadt in Haft genommen, und der Rektor des Fraterhauses Martin Hillemann mit Hausarrest belegt, weil sie die Druckerei zum Nachteil der Reformation angewandt haben. Um sich von Strafmaßnahmen zu befreien, schwören beide am 28. Juni 1532 Urfehde. Das bedeutet ein sehr nachsichtiges, um nicht zu sagen großzügiges Verhalten des Rates der Stadt.

Überhaupt verfährt die Reformation mit den Rostocker Fraterherren im allgemeinen recht glimpflich. Als 1534 in dem aufgehobenen Dominikanerkloster eine neue lateinische Stadtschule eingerichtet wird, werden sie vom Rat der Stadt sogar verpflichtet, ihre deutsche Schule fernerhin zu halten<sup>18)</sup>. Das ist sehr bemerkenswert. Denn wenn sich

<sup>16)</sup> a) Nottarp (Anm. 13c), S. 399;

b) Falk, Franz: Die Druckkunst im Dienste der Kirche, zunächst in Deutschland bis zum Jahre 1520. Köln 1879. S. 13.

<sup>17)</sup> Grundlegend für das Folgende

a) Lisch, Anm. 1a,

b) Realenzyklopädie (Anm. 13a) und die anderen dort genannten Quellen,

c) Lesker, Bernhard: Die Rostocker Fraterherren. Frankfurt/Main und Luzern 1887. (= Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Neue Folge. Bd 8, H. 5.)

<sup>18)</sup> Schlie, Friedrich, Bearb.: Kunst- und Geschichtsdenkmäler des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin. Bd 1. Schwerin 1896, S. 246–248. Auf S. 248 eine Abbildung des Siegels der Brüder vom gemeinsamen Leben.

Rostochij apud Diuum Michaelē ex fratrū chalcoty/  
pa officina hec agenda impressa fauste finem acce/  
pit. Anno a Christo nato M. D. XXI. vii  
cesimo octaua Augusti.



Das große Druckerzeichen der Michaelisbrüder mit der Schlußschrift  
aus der teilweise niederdeutschen Agenda Swerinensis von 1521.

auch die Reformation in Rostock durchaus nicht reibungslos durchsetzt, so wird doch vier Jahre zuvor auf Betreiben Luthers der Druck des „papistischen“ niederdeutschen Neuen Testaments nach der Übersetzung des Dr. Hieronymus Emser verboten und der Druckvorrat vernichtet.

Die Haltung der Michaelisbrüder gegenüber der lutherischen Lehre ist zwar nicht immer eindeutig, im allgemeinen aber ablehnend und streng katholisch. Diese Haltung zeitigt keine weiteren schwerwiegenden Folgen, als daß die Druckertätigkeit mit dem Emser'schen Neuen Testament in Niederdeutsch 1530 zum Erliegen kommt. Lediglich die Presse wird außer Betrieb gesetzt und vielleicht sogar im Fraterhause belassen. Sonst könnte kaum ein herzoglicher Befehl von 1542 die Instandsetzung für einen dringenden Bedarfsfall anordnen.

Forschungen zum Lebensweg des Lübecker Frühdruckers Johann Snell<sup>19)</sup> haben auffällige Übereinstimmungen zwischen den Erscheinungszeiten der älteren Rostocker Drucke und Snells Aufenthalt in Rostock ergeben. Danach hat Snell mit einem hohen Wahrscheinlichkeitsgrad für die Brüder vom gemeinsamen Leben in Rostock gedruckt und vielleicht sogar in ihrer Offizin die schwarze Kunst erlernt.

Die Presseerzeugnisse der Michaelisbrüder erscheinen keineswegs gleichmäßig im Laufe der Jahre, sondern gehäuft zu bestimmten Zeiten, soweit sich das angesichts des häufigen Fehlens eines Impressums überhaupt feststellen läßt. Der erste und größte Schwerpunkt liegt in den Jahren 1476 (bzw. 1475) bis 1477 (oder etwa 1480). In die zweite am 28. Juli 1481 mit *Sermones de cantica canticorum* des Bernardus Claravallis beginnende Periode fallen vor allem zwei prächtige Missaldrucke<sup>20)</sup>; sie endet 1502 mit drei Ausgaben eines inhaltlich gleichen Ablassbriefes des Raymundus Peraudi. Erst in den Zwanzigerjahren steigt dann die Druckertätigkeit wieder stärker an, beschränkt sich jedoch im wesentlichen auf niederdeutsche Kleinstdrucke, meist Ein- und Zweiblattdrucke, die als Amtsdrucksachen gelten können. Daneben sind fünf Drucke in dänischer Sprache bemerkenswert.

Besonders rege kann man auch diese dritte und letzte Periode kaum nennen. Sie ist sogar die vierte, wenn man sich entschließt, die zweite zu teilen, was vertretbar ist. Doch soll darauf hier ebensowenig eingegangen werden, wie auf die Typen, mit denen die Fraterherren gedruckt haben<sup>21)</sup>.

Vier Drucke mit den Typen der Michaelisbrüder von 1531–1534 sind nicht mehr von ihnen herausgebracht. Dabei handelt es sich um zwei Ratsdrucksachen zu Fragen des lutherischen Glaubens und um zwei Schriften des Universitätsprofessors Dr. Johann Oldendorp<sup>22)</sup>, welcher 1526–1534 zugleich Ratssyndikus und als eifriger Vorkämpfer der Reformation und Mitsstreiter des Rostocker Reformators Joachim Slüter ein erbitterter Gegner der Michaelisbrüder ist.

---

<sup>19)</sup> Angestellt werden diese Forschungen von dem langjährigen verdienstvollen Direktor der Universitätsbibliothek Rostock Dr. jur. Bruno Claussen:

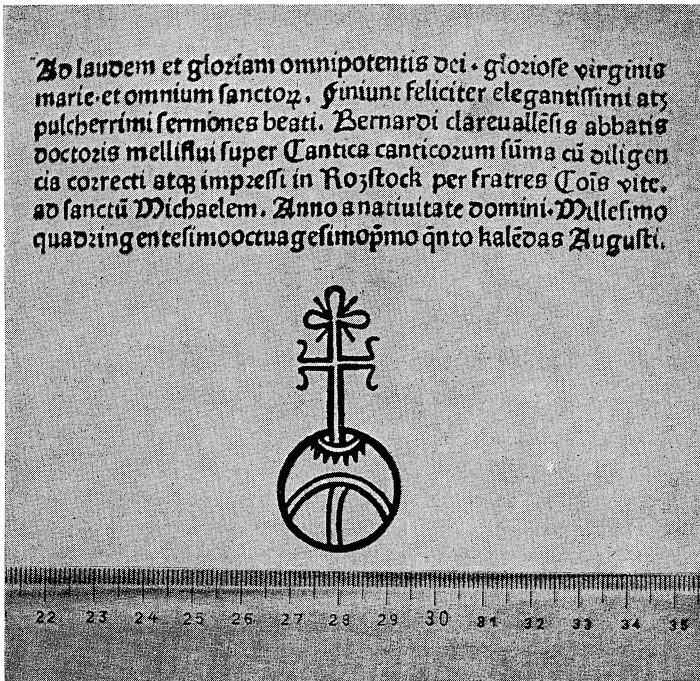
- a) Johann Snell und Rostock. In: Nordisk Tidskrift för Bok- och Biblioteksväsen. Jg. 1. 1914, S. 324–329;
- b) Kleine Nachlese zu Johann Snells Leben und Schaffen. In: ebd. Jg. 19. 1932, S. 221–225. Hierzu vergleiche:
- c) Lange, Hans Ostenfeld: Eine Merseburger Buchdruckerei um das Jahr 1479. (= Beiträge zur Inkunabelkunde. Bd 1. 1907.)
- d) Collijn, Isak: Katalog der Inkunabeln der Königlichen Bibliothek in Stockholm. T. 2, H. 1: Johann Snell 1483–1484. Stockholm 1916.

<sup>20)</sup> Genauestens behandelt in Meltz 4.

<sup>21)</sup> Ausführlich dargestellt in Meltz 3.

<sup>22)</sup> Laufs, Adolf: Johann Oldendorp (1488–1567). Zu seinem 400. Todestag am 3. 6. 1967. In: Juristische Schulung. Zeitschr. f. Studium u. Ausbildung. Jg. 7. 1967, S. 248–251. Mit ausführlichen Literaturnachweisen zum Leben und Schaffen dieses bedeutenden Juristen.





Das kleine Druckerzeichen der Michaelisbrüder mit der  
 Schlußschrift aus den *Sermones super Cantica canticorum*  
 des Bernardus Claravallensins von 1481.

Gemessen an der Leistungsfähigkeit anderer Frühdruckpressen ist die Gesamterzeugung der Rostocker Offizin nicht allzu hoch. Ein regerer Druckbetrieb fällt bemerkenswerterweise mit Johann Snells Aufenthalt in Rostock zusammen. Wenn auch Vorsicht bei urkundlich unbeweisbaren Schlußfolgerungen angebracht sein mag, so ist hier doch der Wahrscheinlichkeitsgrad nicht gering, daß Snell am Druckvorgang beteiligt ist oder mindestens beratend oder lenkend daran teilnimmt, vielleicht sogar von seinem Tätigkeitsfeld Lübeck aus. Snell ist überdies der erste Frühdrucker sowohl für Dänemark als auch für Schweden. 1482 druckt er in Odensee, 1483 und 1484 in Stockholm die ersten Bücher.

Eine wenigstens kurze Zeit von Lübeck aus auf die Presse in Rostock ausgeübte Einwirkung ist angesichts der engen Beziehungen dieser beiden Hansestädte weder unmöglich noch unwahrscheinlich. Ludwig Dietz, der erste wirklich produktive und geschäftstüchtige Rostocker Drucker, der ein halbes Jahrhundert von 1509–1559 druckt, siedelt zeitweilig, nämlich 1529–1534, von Rostock nach Lübeck über und druckt dort 1534 seine berühmte niederdeutsche Bibel<sup>23)</sup>, die erstmalig im Niederdeutschen textlich der hochdeutschen Übersetzung Dr. Martin Luthers folgt und sich dadurch von ihren drei niederdeutschen Vorgängerinnen unterscheidet.

Die Verbundenheit der Hansestädte Lübeck und Rostock darf nicht übersehen werden. Lukas Brandis zu Lübeck druckt nicht nur, sondern stellt auch Typen her. Von ihm beziehen die Rostocker Fraterherren ihre Lettern, und nicht nur sie! Doch soll darauf an dieser Stelle nicht weiter eingegangen und nur darauf hingewiesen wer-

<sup>23)</sup> Eingehend behandelt in Meltz 2.

den, daß bei der Ähnlichkeit der Typen zehn früher den Michaelisbrüdern zugesprochene Drucke in Wirklichkeit aus der Brandis'schen Offizin stammen<sup>24)</sup>.

Die erste Bibliographie der Michaelisbrüderdrucke schreibt der schweriner Archivrat Dr. Lisch, \* Altstrelitz 1801, † Schwerin 1882, Begründer und langjähriger Vorsitzender des Vereins für Mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde, literarisch außerordentlich fruchtbar (besonders in den Jahrbüchern des Vereins), Begründer der Vorgeschichtsforschung in Mecklenburg, ein hochverdienter Mann von erstaunlicher Arbeitskraft und wissenschaftlicher Vielseitigkeit. Seine Bibliographie bildet zusammen mit einer allgemeinen Darstellung der Druckertätigkeit, des Wesens und Wirkens der Fraterherren einen Teil seiner Geschichte der Buchdruckerkunst in Mecklenburg bis zum Jahre 1540<sup>25)</sup>. Außer den Michaelisbrüdern behandelt Lisch noch die Druckereien von Hermann Barckhusen, Nikolaus Marschalk gen. Thurius, und Ludwig Dietz, sämtlich zu Rostock, und bringt in vollem Wortlaut eine Auswahl von 31 Stück aus den 60 Urkunden des Rostocker Stadtarchivs, die sich auf die Fraterherren beziehen.

Zwar ist Lischs Werk nach mehr als einem Jahrhundert in der Bibliographie überholt, ansonsten aber heute noch grundlegend<sup>26)</sup>. Karl Michael Wichmann, 1828—1881, kommt 1867 in der Bibliographie bereits auf 27 Titel gegenüber den 20 bei Lisch. Dr. Adolf Hofmeister, 1848—1904, beschreibt 1879 und 1889 insgesamt 7 weitere Drucke. Inzwischen werden nicht wenige Drucke der Michaelisbrüder neuaufgefunden oder überhaupt erst als solche erkannt. Zwei Unternehmen fördern die Forschung ganz besonders, nämlich die Verzeichnung der Inkunabeln in aller Welt durch den Gesamtkatalog der Wiegendrucke in der preußischen (jetzigen deutschen) Staatsbibliothek zu Berlin Unter den Linden und die Materialsammlung für die niederdeutsche Bibliographie, Gesamtverzeichnis der niederdeutschen Drucke bis zum Jahre 1800, durch Konrad Borchling, Hamburg, und Bruno Claussen, Rostock. Die Forschungsergebnisse seit Hofmeister finden sich weit verstreut in der Fachliteratur und werden in der Bibliographie des Verfassers in moderner Form beschrieben<sup>27)</sup>. Dabei gelingt es, alle Missalfragmente bis auf eins, von dem keine Photokopie beigebracht werden kann, in die bekannten vollständigen Missaldrucke einzuordnen. Die neue Bibliographie kommt auf 23 Drucke bis 1500 (Wiegendrucke) und 33 Titel von 1501 bis 1530; sie führt 12 Drucke auf, die zeitweilig fälschlich den Michaelisbrüdern zugeschrieben werden<sup>28)</sup>.

Stellt man die 23 Drucke der Inkunabelzeit (25 Jahre) den 33 Drucken der späteren Zeit gegenüber (30 Jahre), so beträgt der Jahresdurchschnitt 1,07 und 0,91 Drucke, ist also ungefähr gleich. Aber diese Statistik trägt! Unter den 23 Inkunabeln befinden sich vier Einblatt- und Zweiblattdrucke (etwa  $\frac{1}{6}$ ), unter den späteren Presseerzeugnissen dagegen 16 (etwa  $\frac{1}{2}$ ). Für die Werke von 3—20 Blatt betragen die entsprechenden Zahlen 10 und 7, von 21—100 Blatt 2 und 6 sowie über 100 Blatt 7 und 4, davon 4 und 2 über 200 Blatt.

Die Blattzahlen aller Drucke, wobei die ihrem Umfang nach nicht mehr feststellbaren Werke außer Betracht bleiben müssen, belaufen sich im Wiegendruckzeitalter auf 1434 und in der späteren Zeit auf 886 Blatt<sup>29)</sup>. Mithin beträgt der Jahresdurchschnitt der Inkunabelzeit  $57\frac{1}{3}$  und der Jahre von 1501—1530 nur  $29\frac{1}{2}$ , also geringfügig

---

<sup>24)</sup> Meltz 3, S. 247 f.

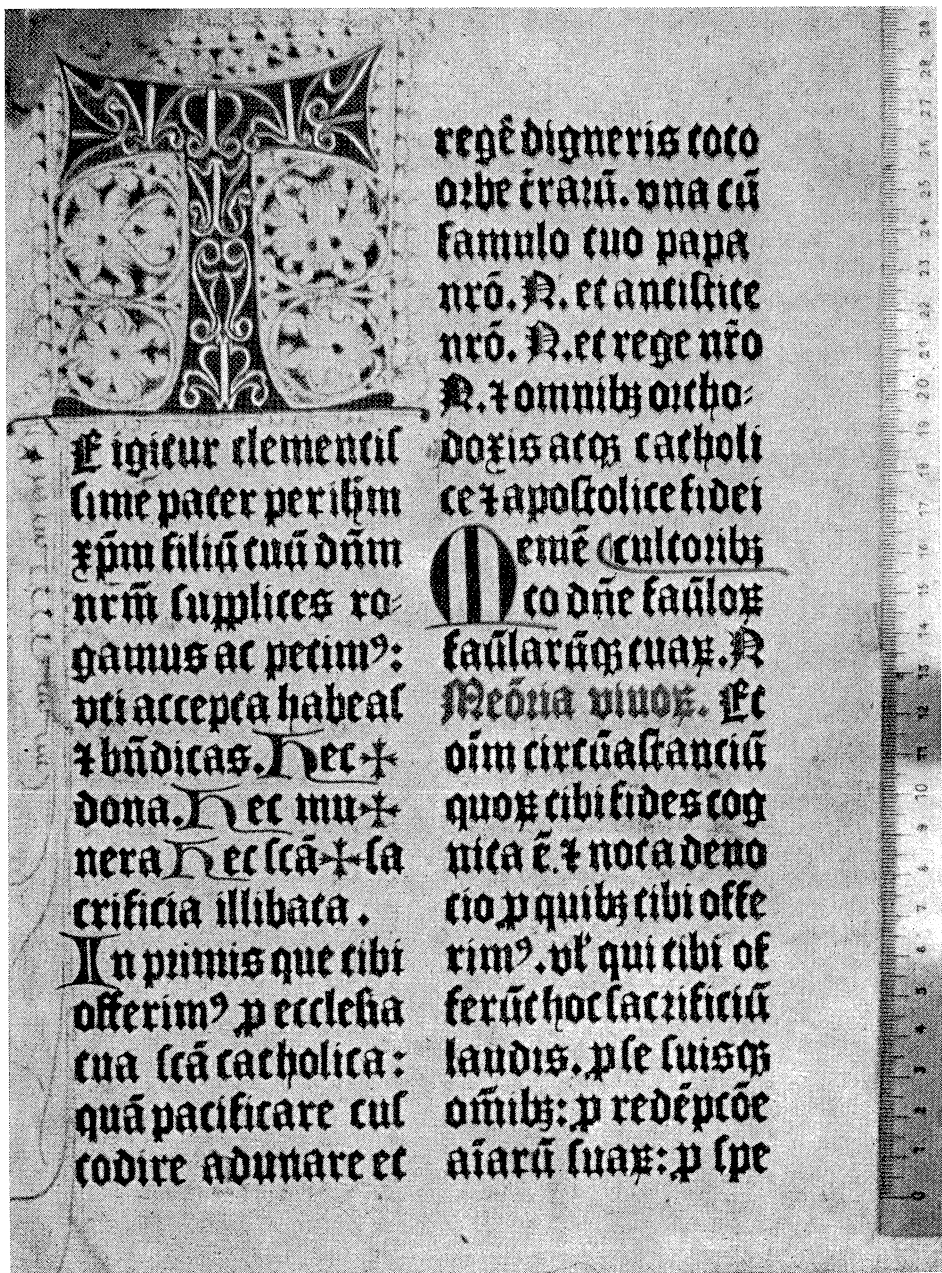
<sup>25)</sup> Anm. 1a).

<sup>26)</sup> Er schreibt vom protestantischen Standpunkt aus, bleibt sachlich und zeigt Verständnis für den alten Glauben, wohingegen Lesker (Anm. 17c) heftig vom katholischen Standpunkt aus polemisiert.

<sup>27)</sup> Meltz 3, S. 236—247, Meltz 4, S. 69—71.

<sup>28)</sup> Meltz 3, S. 247 f.

<sup>29)</sup> Meltz 3, S. 248. Bei der Blattzahl von 886 ist das umfangreiche BREVIARIUM SWERINENSE vom 27. 12. 1529 ausgelassen, weil es von Thielmann Kerver, Paris, für die Michaelisbrüder gedruckt worden ist, in deren Bibliographie und Zahl der 33 Drucke es aber nicht fehlen darf.



**R**igitur elementis  
lume pater per ihm  
xpm filium tuum dnm  
nrum supplices ro-  
gamus ac petim⁹:  
vti accepta habeat  
et bndicas. **Hec** ✠  
dona. **Hec** mu- ✠  
nera. **Hec** sca ✠ sa-  
crificia illibata.  
**I**n primis que tibi  
offerim⁹ p ecclesia  
tua sca catholica:  
qua pacificare cul-  
todire adunare et

regē digneris toto  
orbe terrarū. vna cū  
famulo tuo papa  
nrō. **R.** et antistite  
nrō. **R.** et rege nrō  
**R.** et omnib⁹ ortho-  
doxis atq; catholi-  
ce et apostolice fidei  
**M**emē (culonib⁹  
saularūq; tuarū. **R.**  
Medua uiuorū. **Et**  
oim circūstanciū  
quorū tibi fides cog-  
nita ē. et nota deno-  
cio p quib⁹ tibi offe-  
rim⁹. vt qui tibi of-  
ferūt hoc sacrificiū  
laudis. p se suisq;  
omib⁹: p redēptōe  
aiarū suarū: p spe

Missale swerinense, um 1500 (kath. Meßbuch).

mehr als die Hälfte; der Jahresdurchschnitt für die gesamten 55 Druckjahre beläuft sich auf 42 Blatt.

Diese rein äußerlichen Feststellungen besitzen wie jede Statistik nur einen problematischen Wert. Unerfaßbar bleibt die Lesehäufigkeit der einzelnen Drucke und damit die Breitenwirkung.

Die Fraterherren drucken in drei Sprachen, soweit sich das bei der Lückenhaftigkeit ihrer auf uns gekommenen Druckerzeugnisse noch feststellen läßt. Latein (20 + 8 = 28 Drucke) macht 50% aus, Niederdeutsch (3 + 20 = 23 Drucke) 41,07% und Dänisch (0 + 5 = 5 Drucke) 8,93%. Den Blattzahlen nach halten sich Niederdeutsch und Dänisch mit je 15% die Waage. Niederdeutsch überwiegt, sofern die nur in Bruchstücken (und zwar durchweg kleinsten Bruchstücken) bekannten Drucke berücksichtigt werden; davon gibt es in Dänisch keine. Latein steht blattzahlmäßig mit 70% bei weitem an der Spitze.

Nach der inhaltlichen Seite sind die Drucke der Michaelisbrüder bisher noch nicht untersucht. Doch haben, um wenigstens kurz etwas darüber auszusagen, die dänischen und besonders die umfangreichen lateinisch geschriebenen Werke überwiegend einen theologischen und religiösen Inhalt, aber auch lateinische Einblattdrucke als Ablaßbriefe. Als weltliche Lateindrucke verdienen Ovids Fasti und Metamorphosen Beachtung. Die niederdeutschen Einblattdrucke müssen als Amtsdrucksachen eingestuft werden. Als solche darf wohl auch ein herzoglich verordnetes Gebet bei Türkengefahr von 1523 gewertet werden.

Ungewöhnlich viele Michaelisbrüderdrucke werden in nordischen Bibliotheken verwahrt. Viele sind nur in einem Exemplar oder lediglich in einem mehr oder weniger großen Bruchstück vorhanden, meistens aus einem Einband herausgelöst wie zum Beispiel ein geistliches Lied und ein Rechenbuch, beide niederdeutsch. Das vollständige Exemplar des Emserschen niederdeutschen Neuen Testaments in der Universitätsbibliothek Rostock stammt vollkommen aus Bucheinbänden. Die Exemplarzahl einzelner Drucke ist nur in einem einzigen Falle hoch. Dabei handelt es sich gleich um den ersten Druck vom 9. 4. 1476: LACTANTIUS FIRMIANUS: Opera. Mit Distichen des Adam Genuensis. 205 Blatt. Von diesem Druck sind mehr als ein halbes Hundert Exemplare in Bibliotheken in aller Welt bekannt. Einige wenige gehen im zweiten Weltkrieg zu Grunde <sup>30)</sup>.

\*

Zur Inkunabelzeit drucken in Rostock nur die Michaelisbrüder. Bevor der Buchdruck aber in Mecklenburg weiter um sich greift und als zweite Druckerstadt spätestens 1556 die Vorderstadt Neubrandenburg erreicht, entstehen zu Rostock noch drei weitere Pressen, und zwar noch im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts und vor Aufhören der Druckertätigkeit der Michaelisbrüder.

Zweiter rostocker und mecklenburgischer Drucker ist Hermann Barckhusen, \* Warburg/Westfalen um 1460, † Rostock 1528 oder 1529, 1480 an der Universität Rostock immatrikuliert und seit 1500 Ratsschreiber zu Rostock <sup>31)</sup>. Barckhusen wirkt von 1505–1512 als Verleger. Die Drucke werden in seinem Auftrag und auf seine Kosten von Bernhard vom Berge und von Ludwig Dietz hergestellt. Er selbst bearbeitet oder übersetzt ins Niederdeutsche das „Lübeckische Recht“ (Rostock 1509) und die „Bambergerische Halsgerichtsordnung“ (Mainz 1510). Aus seiner Werkstatt sind etwa ein Dutzend Drucke bekannt.

Dritter rostocker und mecklenburgischer Drucker ist Ludwig Dietz, \* Speyer um 1480/1485, † Rostock 1. 9. 1559 <sup>32)</sup>. Er kommt wahrscheinlich im Jahre 1504 nach

<sup>30)</sup> Meltz 4, Bibliographie Nr. 12 mit Standortnachweisen.

<sup>31)</sup> Benzing 2, S. 369, und Geldner, Ferdinand, in: Neue Deutsche Biographie. Bd 1. (1953), S. 583, mit weiteren Literaturnachweisen. Ferner Lisch S. 63–91 und Heess Nr. 8384.

<sup>32)</sup> Benzing 2, S. 369, und derselbe in: Neue Deutsche Biographie. Bd 3. (1957), S. 708, mit weiteren Literaturnachweisen. Ferner Lisch S. 134–185 und Heess Nr. 8391.

Rostock und wirkt zuerst in der Offizin des Hermann Barckhusen als Drucker. Ab 1509 erscheinen einige Drucke mit eigenem Druckvermerk, gehen aber möglicherweise noch auf Barckhusen's Rechnung. Ob er während seines Versuches, in Lübeck seßhaft zu werden, dort von 1524–29 gedruckt, ist noch ungeklärt. Gesichert ist eine Drucker-tätigkeit in Lübeck von 1529–1534 <sup>33)</sup>.

Dietz erwirbt erst 1539 das rostocker Bürgerrecht. Ende 1548 geht er für 1½ Jahr nach Kopenhagen, um dort auf Ersuchen des dänischen Königs eine dänische Bibel zu drucken. Kurz vor seinem Tode wird er am 25. 4. 1558 noch Universitätsbuchdrucker. Die niederdeutsche Bibliographie von Konrad Borchling und Bruno Claussen verzeichnet 175 Drucke in Niederdeutsch. Die anderen Drucke sind bisher bibliographisch noch nicht zusammengestellt. Neben einem isländischen Drucke stehen mehrere dänische und lateinische. Zahlreiche Landtagsausschreiben und Verordnungen der Herzöge zu Mecklenburg bedienen sich der hochdeutschen Sprache.

Die Dietz'schen Erben, zwei Söhne und zwei Töchter und die Witwe Anna, drucken noch 1560. Von 1561–1610 führt der zweite Ehemann der Witwe, Stephan Möllemann (Myliander), ein gebürtiger Mecklenburger, seit 1560 Bürger in Rostock und seit 1580 Universitätsbuchdrucker dortselbst, die Offizin weiter, aus der 46 niederdeutsche und mindestens 32 andere Drucke hervorgehen.

Vierter rostocker und mecklenburgischer Drucker ist von 1514–1522 Nikolaus Marschalk, genannt Thurius (der Thüringer), \* Roßla (oder Gronenberg) in Thüringen von 1460–1470, † Rostock 12. 7. 1525 <sup>34)</sup>, 1492 immatrikuliert in Erfurt, 1496 Magister, Lehrer an der Universität und auch Ratsschreiber zu Erfurt, richtet 1501 die dritte Druckerei zu Erfurt ein, aus der 6 Drucke bekannt sind. Von 1502–1504 ist Nikolaus Marschalk der erste Lehrer des Griechischen an der neugegründeten Universität und der erste Drucker der Lutherstadt Wittenberg. Er bringt aus Erfurt seine Hausdruckerei und seinen Drucker Henricus Sertorius mit; 5 Drucke sind bekannt.

1505 tritt Nikolaus Marschalk in die Dienste der mecklenburgischen Herzöge, wird 1510 an der Universität immatrikuliert, Professor an der Universität, richtet 1514 in seinem Hause eine Druckerei ein und beschäftigt als Drucker Günther Winter (Hiems) aus Erfurt. Seine Druckwerke tragen oft den Vermerk: „in aedibus Thurriis“. Bekannt sind 25 lateinische Drucke und einige Gelegenheitschriften.

Bis zum Ende des 17. Jahrhunderts lassen sich in Rostock insgesamt 23 Pressen nachweisen <sup>35)</sup>. Zum Vergleich seien die Zahlen für andere deutsche Städte genannt <sup>36)</sup>: Augsburg 56, Basel 67, Berlin 14, Breslau 9, Danzig 17, Dresden 21, Düsseldorf 6, Eger 5, Elbing 6, Erfurt 58, Essen 1, Frankfurt am Main 88, Frankfurt an der Oder 26, Görlitz 7, Greifswald 8, Güstrow 7, Halberstadt 6, Halle 24, Hamburg 53, Hannover 6, Heidelberg 32, Helmstedt 11, Jena 32, Ingolstadt 16, Köln 151, Königsberg/Ostprien 13, Konstanz 20, Leipzig 87, Lübeck 23, Magdeburg 34, Mainz 21, Mannheim 3, Marburg/Lahn 24, München 13, Münster 13, Neubrandenburg 1, Nürnberg 89, Schwerin 2, Straßburg im Elsaß 85, Stuttgart 12, Tübingen 22, Ulm 19, Weimar 6, Wien 49, Wismar 2, Wittenberg 79, Worms 10, Würzburg 23, Zürich 26, Zwickau 7. Während einige Pressen wie die des Ludwig Dietz zu Rostock mit Sicherheit hunderte von Drucken herausbringen, sind von anderen keine Drucke, sondern nur die Einrichtung einer Druckerei als solche bekannt. Die vorstehenden Zahlenangaben müssen also mit Vorsicht genossen werden.

---

<sup>33)</sup> Siehe Anm. 23.

<sup>34)</sup> Benzing 2, S. 102, 369 und 465; Wegele in: Allgemeine Deutsche Biographie. Bd 20. 1884, S. 431 f; Lisch S. 92–133 und Heess Nr. 8389.

<sup>35)</sup> Benzing 2, S. 368–372.

<sup>36)</sup> Entnommen Benzing 2.

Aus der zweiten mecklenburgischen Druckerstadt, der Vorderstadt Neubrandenburg<sup>37)</sup>, die sich 1427 zusammen mit Friedland vergeblich zur Aufnahme in die Hanse bemüht<sup>37a)</sup>, sind nur zwei Drucke, beides Schriften von Erasmus Alberus<sup>38)</sup>, bekannt. Beide Drucke sind mit Ortsangabe versehen, der zweite von 1565 ohne Angabe des Druckers, der erste von 1556 mit den Druckernamen Anton und Walter Brenner; ersterer ist wohl der gleiche, der 20 Jahre früher in Schleswig zwei niederdeutsche Schriften druckt.

Während des 16. Jahrhunderts wird als in der dritten mecklenburgischen Stadt noch in Güstrow<sup>39)</sup> gedruckt, aber nur ganz kurze Zeit 1581 und 1582 durch Augustin Färber, den Älteren, der vorher von 1575–1580 zu Rostock, später von 1582 an in Greifswald als erster dortiger Drucker und daneben 1588–1602 gleichzeitig auch wieder in Rostock druckt.

Im 17. Jahrhundert findet der Buchdruck noch Eingang in zwei weiteren Mecklenburgischen Städten, Wismar 1663 und Schwerin 1683<sup>40)</sup>. Dazu ist nichts Besonderes zu bemerken.

---

<sup>37)</sup> Benzing 2, S. 322, s. a. ebd. S. 380 (Schleswig).

<sup>37a)</sup> Pagel, S. 161.

<sup>38)</sup> Gesamtkatalog. Bd 2, Nr. 10 276 und 10 277.

<sup>39)</sup> Benzing 2, S. 159.

<sup>40)</sup> Benzing 2, S. 404 und 391.

---

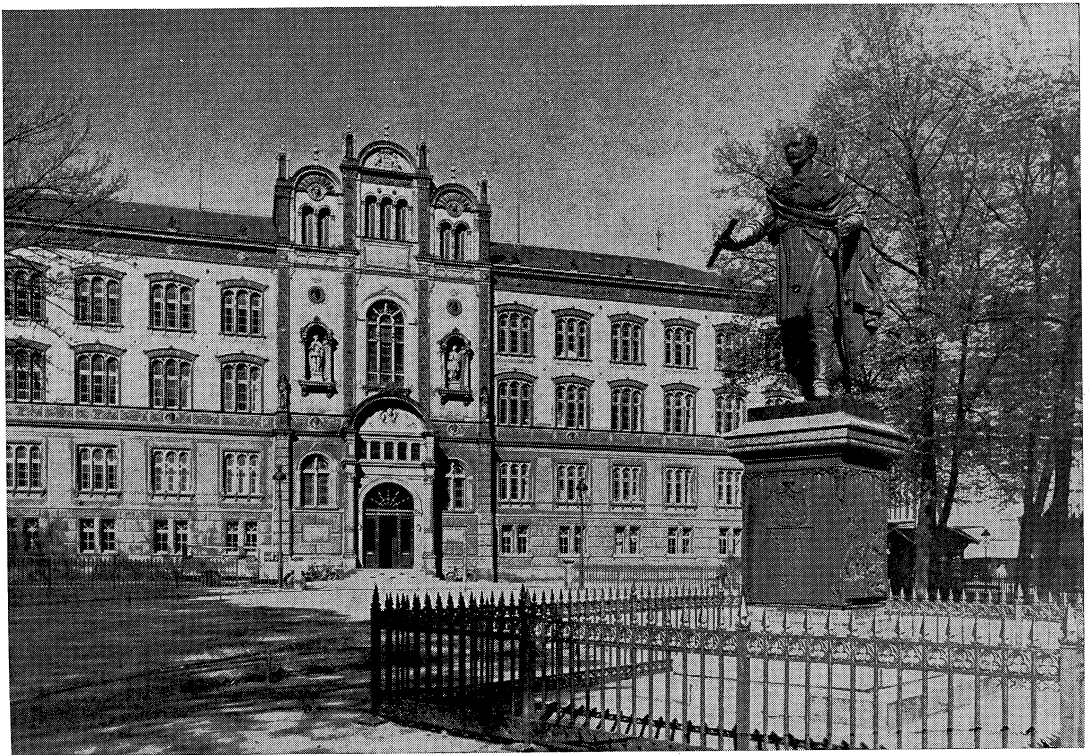
## Das Glück

So vieles, das mir lieb gewesen,  
Nahm frech, mit rascher Hand, das Leben,  
Hat alles sorgsam aufgelesen  
Und nichts davon zurückgegeben.

Und eine Zeitlang ging ich trauernd,  
Mit wehem Herzen meine Straßen,  
Bis ich allmählich, tief erschauernd,  
Des Schicksals Wirken konnt' erfassen!

Und, als ich dann, mit Fleiß, bedachte,  
Was mir geschehen ward inzwischen,  
Erkannt' ich, daß mein Glück stets lachte:  
Denn es ist dort, wo Lust und Leid sich mischen.

Otthirich Müller-Ramelsloh



Rostock: Universitätsgebäude mit Blücherdenkmal

Foto: Andres/Hartz

## Universität und Studententum in Rostock bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts

Von Willy Krogmann †

Nachdem Papst Martin V. in der Bulle vom 13. Februar 1419 seine Zustimmung erteilt hatte, wurde die Universität Rostock noch im gleichen Jahr am 12. November eröffnet. Sie war die erste Hochschule in Norddeutschland und hatte auch in den nordischen Ländern keine Vorgängerin. Die erste deutsche Universität hatte Karl IV. 1348 in Prag errichtet. Ihr waren Universitäten in Wien (1365), Heidelberg (1386), Köln (1389), Erfurt (1392), Würzburg (1403) und Leipzig (1409) gefolgt. In Norddeutschland kam erst 1456 die Universität in Greifswald hinzu, in den skandinavischen Ländern wurden die ersten Universitäten sogar erst 1477 in Upsala und 1478 in Kopenhagen gegründet.

Für die Gründung der neuen Universität hatten sich sowohl die mecklenburgischen Herzöge Johann III. und Albrecht V. als auch die Hansestadt Rostock selbst eingesetzt. Die Mittel für ihre Unterhaltung trugen denn auch das Herzoghaus und die Stadt gemeinsam. Noch bis 1827 gab es Professoren, die von den Herzögen, und Professoren, die vom Rat besoldet wurden. Erst damals wurde die Universität ganz dem Lande Mecklenburg unterstellt.

Für die notwendigen Gebäude sorgte die Stadt. Gleich 1419 stellte sie ein Haus an der Ostseite des Alten Marktes zur Verfügung, das „Juristenkolleg“, das vom Ausgang des 18. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts noch als Anatomie verwendet wurde. Von

1565 bis 1567 wurde an der Westseite des Hopfenmarktes, der später in „Blücherplatz“ umbenannt wurde und auf dem sich auch das Auditorium maximum befand, das „Weiße Kolleg“ erbaut. Es wurde 1865 abgerissen und durch das von 1866 bis 1870 errichtete Hauptgebäude ersetzt. An der Südseite des Hopfenmarktes befanden sich auch die Regentien oder Bursen. Dort wohnten die Studenten entweder ganz frei oder gegen eine geringe Gebühr unter der Aufsicht eines Magisters, der seine Schützlinge auch unterwies. Nur wer vom Konzil der Universität eine besondere Erlaubnis erhalten hatte, durfte in einem Bürgerhaus wohnen.

Die Rostocker Universität war seit ihrer Gründung eine öffentliche Körperschaft mit Selbstverwaltung und eigener Gerichtsbarkeit. Die im Konzil zusammengefaßten Professoren hatten halbjährlich den Rektor zu wählen, der die Geschäfte der Universität führte und gemeinsam mit dem Konzil die Professoren berief. Die Oberaufsicht hatte von Anfang an der Bischof von Schwerin als Kanzler. In schweren Fällen hatte er auch die Richtergewalt inne. Durch die Reformation gingen seine Rechte auf die Herzöge über, die fortan auch die Professoren beriefen. In ihren eigenen Angelegenheiten entschieden die vier Fakultäten selbst. Die ersten Jahre gab es in Rostock noch keine Theologische Fakultät. Sie wurde am 28. Januar 1432 durch Papst Eugen IV. geschaffen.

Dreimal hat die Universität in den fast 550 Jahren ihres Bestehens Rostock verlassen und in anderen Städten Unterkunft suchen müssen. 1437 belegte das Konzil zu Basel die Hansestadt wegen der Streitigkeiten zwischen Rat und Bürgerschaft mit dem Bann und zwang die Hochschule, nach Greifswald überzusiedeln, wo sie bis 1443 blieb. Eine Folge des dortigen Aufenthalts war die Gründung der Greifswalder Universität im Jahre 1456. Fünfzig Jahre nach dem ersten Auszug erfolgte der zweite. Wegen der „Domfehde“ zwischen den Herzögen und der Stadt Rostock hielt sich die Universität von 1487 bis 1490 in Wismar und Lübeck auf. Der dritte Auszug wurde etwa 350 Jahre später durch eine Schlägerei zwischen Soldaten und Studenten veranlaßt. Da die Schuldigen nicht schnell genug zur Rechenschaft gezogen wurden, verließ der größte Teil der Studentenschaft mit Bewilligung der akademischen Behörden die Stadt und begab sich nach Bützow, wo Magistrat und Bürgerschaft die Gäste bereitwilligst aufnahmen. Bereits Mitte März kehrten die Studenten jedoch nach Rostock zurück. In Bützow hatte es von 1760 bis 1789 eine eigene Universität gegeben. Sie war eine Gründung des Herzogs Friedrich gewesen, der durch seine Berufung eines pietistischen Professors sich mit Rostock entzweit hatte. Am 13. Mai 1789 hatte Herzog Friedrich Franz I. die beiden mecklenburgischen Universitäten, die nebeneinander nicht bestehen können, wieder in Rostock vereinigt.

Bis zum Ausgang des 17. Jahrhunderts gehörte die Rostocker Universität zu den bedeutendsten Hochschulen Deutschlands. Namhafte Professoren haben an ihr gelehrt. Zu ihnen gehörten die Humanisten Ulrich von Hutten und Conrad Celles, die Historiker Albert Krantz und Nicolaus Marschalk sowie der Jurist Johann Oldendorp. Einen zeitweiligen Rückgang brachte die Reformation. Da sich die Universität ihr lange verschloß, gingen viele Studenten nach Wittenberg und an andere protestantische Hochschulen. Erst als Herzog Johann Albrecht die Reformation 1560 auch an der Rostocker Universität durchsetzte, für sie ein neues kaiserliches Privileg vom 18. August 1560 erlangte und 1563 auch die Beziehungen zwischen ihr, den Herzögen und der Stadt neu ordnete, gewann sie ihr altes Ansehen wieder. In der Folgezeit finden wir unter den Professoren die Theologen David und Nathan Chytraeus, die Mediziner Janus Cornarius, Jacob Bording und Simon Pauli sowie den Philosophen Magnus Pegel. Demgemäß verstärkte sich der Zustrom der Studenten. Es kamen sogar Studenten aus Polen, Italien und den Balkanländern. Besonders stark waren aber wie früher die skandinavischen Länder vertreten, obgleich es in ihnen schon lange eigene Universitäten gab. So studierten in Rostock der dänische Astronom Tycho de Brahe und der schwedische Kanzler Axel Oxenstierna. Selbst der Dreißigjährige Krieg zog die Universität kaum in Mitleidenschaft. Berühmte Professoren aus dieser Zeit sind Joachim Jungius, Johannes Caselius und Johann Laumburg. Die Studentenzahl stieg zeitweilig





*Ulrich von Hutten*

bis auf 800, so daß Rostock damals zu den am meisten besuchten Hochschulen gehörte. Der durchschnittliche Besuch in der Zeit von 1620 bis 1700 war 273. Rostock lag damit in Deutschland an neunter Stelle unter 26 Hochschulen. Nach Eulenberg, die Frequenz der deutschen Universitäten (1904), studierten hier im Durchschnitt von 1601 bis 1605: 278, von 1606 bis 1610: 352, von 1611 bis 1615: 397, von 1616 bis 1620: 438, von 1621 bis 1625: 473, von 1626 bis 1630: 286, von 1631 bis 1635: 509, von 1636 bis 1640: 327, von 1641 bis 1645: 286, von 1646 bis 1650: 413, von 1651 bis 1655: 410, von 1656 bis 1660: 325, von 1661 bis 1665: 236 und von 1666 bis 1670: 150 Studenten. In den beiden folgenden Jahrhunderten stieg die Besucherzahl dann niemals wieder über 200. Die Universität hatte ihre Anziehungskraft verloren.

\*

Den Rostocker Studenten haben wir unsere Aufmerksamkeit nun noch im besonderen zuzuwenden. Wir können uns dabei auf die eingehende Untersuchung stützen, die Adolf Hofmeister 1906 im „Archiv für Kultur-Geschichte“, Bd. 4, über „Rostocker Studentenleben vom 15. bis ins 19. Jahrhundert“ veröffentlicht hat.

Im 15. und 16. Jahrhundert erfahren wir wie bei den anderen deutschen Universitäten auch in Rostock noch nichts von studentischen Verbindungen. Mit dem von Paris und den italienischen Universitäten übernommenen Prinzip der Einteilung nach Nationen hatten zuerst die Universitäten in Köln und Erfurt zugunsten der ausschließlichen

Gliederung nach Fakultäten gebrochen, und ihnen war 1419 die Rostocker Universität gefolgt. Trotzdem spielten natürlich die landsmannschaftlichen Beziehungen der Studenten auch hier eine Rolle. Die verschiedenen Regentien nahmen diese offenbar nach ihrer Herkunft auf und wurden so zu Keimzellen der späteren Nationen oder Landsmannschaften.

Ausdrücklich erwähnt werden studentische Vereinigungen zuerst im Jahre 1614 in einem Erlaß gegen den weit verbreiteten Pannalismus, in dem sie jedoch noch nicht als Urheber, sondern selber als Betroffene erscheinen. Die auf uns gekommenen Gesetze und Mitgliederlisten dieser Landsmannschaften lassen dann erkennen, daß es um die Mitte des 17. Jahrhunderts eine Societas Westfalica, eine Natio Brandenburgica und weiter Landsmannschaften der Holsteiner, Schlesier, Mecklenburger, Braunschweig-Lüneburger, Thüringer, Preußen, Brandenburg-Märker, Pommern und Friesen gab. Die einzelnen Verbindungen, die etwa 30–40 Mitglieder hatten, wurden von einem Senior geleitet. Sämtliche Senioren waren im Seniorenkonvent vereinigt, auf dem die studentischen Angelegenheiten besprochen wurden.

Einen guten Einblick in das Wesen der damaligen Landsmannschaften gewährt uns das im Archiv der Universität aufbewahrte Buch der Westfälischen Nation, das 1623 angelegt wurde und bis 1661 reicht. Es hat den Titel „Libellus legum et rationum societatis Westfalicae Rostochii studiorum gratia commorantis, comparatus anno Christi 1623“. Zu Anfang stehen die am 23. August 1623 beschlossenen „Leges fisci“, aus deren Einleitung sich ergibt, daß die wahrscheinlich bis 1617 zurückreichende Verbindung vorher keine Gesetze und keine gemeinsame Kasse hatte. In diese mußte jedes Mitglied 6 Schilling zahlen. Außerdem wurde von jedem eine monatliche Steuer von 2 Schilling erhoben. Weiter flossen die Straf gelder und Überschüsse von den Nationalkonventen in die Kasse. Auch wurde erwartet, daß die Abgehenden sie bedenken würden. Die einkommenden Gelder sollten zum Wohle der in Rostock studierenden Westfalen gebraucht werden, und zwar als Darlehen gegen sicheres Pfand bei zeitweiser Verlegenheit oder als Unterstützung armer oder kranker Landsleute. Auf die „Leges fisci“ folgen die „Leges nationis“, die einige Jahre später niedergeschrieben worden sind. Sie bestimmen:

1. Jeder hat seinen Lebenswandel so einzurichten, daß er weder die Landsmannschaft noch sich selbst dadurch in üblen Ruf bringt.
2. Jeder soll jedem seine gebührende Ehre und Förderung zuteil werden lassen, besonders aber jedem Westfalen.
3. Die Neulinge sollen gleich nach ihrer Ankunft zum Senior der Nation geführt werden, dessen Pflicht es ist, ihnen alle erforderliche Unterstützung hilfreich zu leisten.
4. Die Kosten des Aufnahmegelages sind nicht nach dem Gutdünken einzelner, sondern den Verhältnissen des Aufnehmenden entsprechend nach Billigkeit und mit Zustimmung aller festzusetzen.
5. Die Abstimmung der Jüngeren ist für die Älteren nicht verbindlich.
6. Der erste Vorschlag betreffend die Ansetzung eines Gelages steht jedem frei, die Ansetzung selbst kommt der Gesamtheit entweder nach Einstimmigkeit oder nach Mehrheit zu. Stimmt der Senior dagegen, so hat er seinen Widerspruch zu begründen, worauf von neuem abgestimmt wird.
7. Zu diesen Gelagen finden keine Gäste, weder Landsleute noch Fremde, Zutritt.
8. Sollte der Kostenanschlag aus zu rechtfertigenden Gründen überschritten werden, so darf sich niemand der Leistung seines Beitrages zur Deckung des Ausfalls entziehen.
9. Bei den regelmäßigen Zusammenkünften und den Gelagen der Nation hat sich jeder eines gesitteten Betrages zu befleißigen und weder Lärm noch Streit zu erregen. Ereignet sich etwas derartiges, so ist es nicht in der Stille beizulegen, sondern muß vor die Landsleute gebracht werden.
10. Bei den angesagten Zusammenkünften darf keiner ohne triftige, vorher anzumeldende Gründe fehlen.

11. Die Neulinge mögen es sich nicht verdrießen lassen, während der nach alten Herkommen von der Nation bestimmten Zeit die ihnen auferlegten Pflichten zu erfüllen, besonders bei den Nationsgelagen aufzuwarten.
12. Mäntel, Degen und Schleifen zum Luxus dürfen sie während der durch akademischen Brauch vorgeschriebenen Zeit nicht tragen.
13. Nach Ablauf dieser Zeit haben sie ihre Lossprechung vom Senior zu erbitten.
14. Sie dürfen niemanden, sei er Landsmann oder Fremder, beleidigen.
15. Wird ein derartiger Fall zur Anzeige gebracht, so ist der, der einen anderen wörtlich durch Schmähreden beleidigt hat — mit einer Strafe von mindestens 2 Gulden, wenn tötlich, von mindestens 2 Rtlr. zu belegen.
16. Wer aber gegen die nach löblicher alter Weise von den Westfalen angenommenen Satzungen verstößt oder wer überführt wird, die Gebräuche oder Zusammenkünfte der Westfalen verraten zu haben, verfällt willkürlicher Strafe, die nach der Schwere des Vergehens in Geldbuße oder in Ausschließung bestehen kann.

Eine weitere Bestimmung betrifft noch die Osnabrücker Landsleute, die sich von den Versammlungen der übrigen ferngehalten, aber am 6. Dezember 1626 wieder mit ihnen vereinigt hatten. Außerdem sind später noch drei Nachträge hinzugefügt worden.

Anfänglich standen die Professoren den Landsmannschaften wohlwollend gegenüber. Als diese aber, was auch aus § 11 der angeführten Satzungen hervorgeht, dem Pennalismus Vorschub leisteten, wandten sie sich gegen sie. Erlasse vom 14. Mai 1637 und vom 19. Mai 1639 bezeichneten die Nationen als die wahren Brutstätten des Pennalismus. Sie forderten daher die Studenten zum Austritt auf und verboten den Seniores und Fiskalen, weiterhin ihre Amtsbezeichnungen zu führen, jemanden zum Eintritt in die Landsmannschaft aufzufordern, Geld von ihm zu fordern oder ihn zu Dienstbarkeiten anzuhalten. Am 13. November 1642 wurde das Edikt, das wirkungslos geblieben zu sein scheint, erneuert. Zunächst gelang es den Landsmannschaften zwar noch, die Vorwürfe zu entkräften und die Aufhebung des Verbotes unter der Bedingung zu erwirken, daß sie sich aller pennalistischen Handlungen enthielten, doch wurden sie bereits 1656 erneut verwahrt. Endgültig wurden die Nationen am 7. März 1662 verboten, nachdem die Universität sich in Leipzig wegen der dort gegen den Pennalismus ergriffenen Maßnahmen erkundigt hatte. Die Mitglieder der Nationen folgten auch der Aufforderung, innerhalb von drei Tagen ihre Bücher und Siegel abzugeben, soweit sie nicht ihre Bücher zerrissen und ihre Akten und Siegel verbrannten. 2 Bücher, 1 Siegel, 3 Nationalladen und mehrere Akten wurden damals an die Universität abgeliefert, die sie bis heute aufbewahrt hat.

Bereits im Jahre nach der Auflösung regte sich jedoch studentisches Verbindungsleben auf landsmannschaftlicher Grundlage wieder. 1663 wurde der Pommersche Chor gegründet, der doch wohl als eine Fortsetzung der aufgehobenen pommerschen Landsmannschaft zu betrachten ist. Auch er hatte einen Senior, einen Konsenior und einen Fiskal. Auch bezeichnete er sich selbst wiederholt als Landsmannschaft. Sein in den Satzungen festgelegter Zweck war allerdings, seinen Angehörigen einen Platz auf einem Chor und in einem Erbbegräbnis in der St. Jakobikirche zu sichern. Auch Zusammenschlüsse der Rostocker und der Mecklenburger lassen sich bald darauf wieder nachweisen. Auch sie wurden vom Konzil geduldet. Als aber am 15. Dezember 1710 auch die in Rostock studierenden brandenburgischen und polnischen Preußen eine National-Kassa einrichten wollten, wurde ihr Ersuchen abgelehnt. Andererseits geht aus den Universitätsakten hervor, daß es 1728 eine Landsmannschaft der Märker gab, denen die Titel Senior und Konsenior, Bandschleifen und Kokarden ausdrücklich zugestanden wurden. Auch wird deutlich, daß es innerhalb der Landsmannschaft besondere Collegia oder „Kränzchen“ gab, die eigene Gesetze hatten und eigene Abzeichen trugen.

Schon elf Jahre später kam es zu neuen Maßnahmen der Professoren gegen die Verbindungen. Als bekannt geworden war, daß sich die Senioren von jedem neuen Mitglied ein Seniorengeld zahlen ließen, wurden sie sämtlich vorgeladen und verwahrt, auch die der Pommern und der Rostocker, obgleich sie sich nichts derartiges hatten zuschulden kommen lassen. Die Beschwerden hörten jedoch nicht auf, und während



Rostocker Student  
 des 18. Jahrhunderts

des Rektorats von Erbprinz Friedrich verfügten Prorektor und Konzil auf Befehl von Herzog Christian Ludwig am 2. September 1750 die Aufhebung aller Landsmannschaften einschließlich des Pommerschen Chors und bedrohten jeden Versuch, andere Gesellschaften und Verbindungen zu errichten, mit dem Consilium abeundi oder der öffentlichen Relegation. Die Verwaltung etwaigen Besitzes wurde dem Promotor der Universität übertragen. Von den Landsmannschaften hatten die Holsteiner ein Begräbnis in der St.-Nikolai-Kirche, die Mecklenburger ein Wiedereinlösungsrecht an einen Kirchenstuhl in der St.-Johannis-Kirche und 2 Rtlr. in bar. Über größeres Vermögen verfügten nur die Pommern, die ein Kapital von 200 Rtlr. in Hypotheken, weitere 30 Rtlr. in bar oder sicheren Ausständen sowie das Erbbegräbnis und den Chor in der St.-Jacobi-Kirche besaßen, wobei dieser durch Abvermieten freier Plätze noch Miete einbrachte. Dieses Vermögen wurde für sich verwaltet und später, nachdem der Chor 1797 verkauft worden war, zur Stiftung eines Stipendiums für in Rostock studierende Pommern verwendet.

Nach dem Verschwinden der Landsmannschaften bahnte sich in Rostock eine neue Entwicklung an. Aus dem Jahre 1781 ist bezeugt, daß die als „Burschenschaft“ bezeichnete Gesamtheit der Studenten besondere Abzeichen trug, die nach etwas jüngeren Angaben Schleifen und Kokarden von weißer Farbe waren und vom Senior besorgt wurden.

Jetzt bildeten also die Rostocker Studenten eine Einheit, die von einem Senior geleitet wurde. Als nach der Wiedervereinigung der Rostocker und der Bützower Universität im Jahre 1789 einige neu berufene Professoren von diesem und einem unter seinem Vorsitz verfaßten Gesetzbuch erfuhren, wollten sie wiederum auf ein Verbot dringen, doch gelang es älteren Professoren, sie vom Nutzen der neuen Einrichtung zu überzeugen. So wurde der derzeitige Senior, der das Gesetzbuch vorlegen mußte, nur vor einem Mißbrauch seines Amtes gewarnt.

Neben der die Mehrzahl der Studenten umfassenden „Burschenschaft“ hat es in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts allerdings auch in Rostock Sondervereinigungen gegeben. An anderen Universitäten waren inzwischen Orden entstanden, die das Brauchtum der Freimaurer nachahmten, und Angehörige von ihnen, die nach Rostock kamen, waren bestrebt, hier ebenfalls solche Verbindungen zu gründen. Bereits im März 1761 wird berichtet, daß Harmonisten vergeblich Fuß zu fassen versucht hätten, daß sich die Konstantisten noch darum bemühten und daß die Unitisten schon über 20 Mitglieder hätten. Hinzu kam 1793 in der Gestalt eines Ordens noch die „Gesellschaft zur Bestreitung akademischer Vorurteile“, die für die Abschaffung des Zweikampfes eintrat und sich „Die brüderliche Friedensgesellschaft“, „Bund der Freundschaft und Eintracht“ oder „Friedensbund“ nannte. Als 1795 die Reichsstände das Verbot aller Studentenorden beschlossen, kam es auch in Rostock zu einzelnen Untersuchungen. So wurde 1797 das Bestehen einer 17 Mitglieder zählenden Konstantistenloge bekannt, deren Gesetze den akademischen Behörden in die Hände fielen.

Die Hauptrolle spielte in Rostock um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts freilich die „Burschenschaft“. Am 15. September 1809 bestimmte sie aus ihrer Mitte vier Burschen, die das alte Gesetzbuch überprüfen sollten. Der von ihnen schon am 18. September vorgelegte Entwurf wurde zwar gebilligt, erwies sich dann aber doch als unzulänglich. So wurden am 17. Dezember des gleichen Jahres vier neue Prüfer gewählt. Sie unterbreiteten ihren Vorschlag am 21. und 22. Januar 1810, der ebenfalls angenommen und wieder verworfen wurde. So wurde schließlich ein Ausschuß von fünf Studenten gebildet, dessen Statuten am 2. Dezember 1812 angenommen und drei Tage darauf durch einen feierlichen Kommers eingeweiht wurden.

Das neue Gesetzbuch umfaßt 290 Paragraphen. Der erste Teil behandelt die legislative Gewalt. § 2 bestimmt: „Die Burschenschaft bildet eine eigene Gesellschaft, gleichsam einen freien Staat und bedarf also gewisser Gesetze“, § 3: „Da in jedem freien Staate die gesetzgebende Gewalt in den Händen jedes Mitglieds ist, so hat auch im Burschenvereine jeder Bursche dieses Recht“. Der zweite Teil spricht über die exekutive Gewalt. Die „Burschenschaft“ hat fünf Chargierte, einen Senior, drei Konsenioren und einen Sekretär. Der Senior ist das Oberhaupt aller Burschen und genießt daher besonderes Ansehen. Die Konsenioren haben sämtlich gleichen Rang. In monatlichem Wechsel führen sie die verschiedenen Geschäfte, die in der Aufsicht über den Kommert und in der Erledigung aller Mensurfragen bestehen. Zu ihren Aufgaben gehört auch das Pro-patria-schlagen. Sie haben alle Beleidigungen der „Burschenschaft“ zu ahnden. Der Sekretär schließlich hat die Kasse zu verwalten und auf den Konventen das Protokoll zu führen. Alle Chargierten werden auf ein halbes Jahr gewählt, sind aber wieder wählbar. Der dritte Abschnitt betrifft die Zusammenkünfte der Burschen, der vierte die gemeinsamen Festlichkeiten, der fünfte das Verhältnis der Burschen untereinander, zu auswärtigen Studenten und zu Philistern. Den Inhalt der Abschnitte 6–12 bilden Ehrenordnung und Paukkommert. Zum Schluß folgen noch Bestimmungen über das Ehrenwort und die Strafen.

Angehängt ist noch ein nach Semestern geordnetes Mitgliederverzeichnis. Im Winterhalbjahr 1812/13 gehörten der „Burschenschaft“ 53 Burschen an. Im nächsten Halbjahr waren es nur 25, „da die mehrsten Burschen beim Wechsel dieses halben Jahres Wissenschaft mit Kampf fürs Vaterland vertauscht hatten“. Im nächsten Semester stieg die Zahl schon wieder an, um im Sommer 1817 den Höchststand von 84 Mitgliedern zu erreichen.



*Einst in Rostock:  
Neuer Markt  
mit Marienkirche*

„Wir sehen“, kann daher Hofmeister zusammenfassend über die Verhältnisse zu Beginn des 19. Jahrhunderts schreiben, „der Boden war in Rostock ebensogut für die Deutsche Burschenschaft vorbereitet; hatte doch die Rostocker Studentenschaft ebenso wie andere die von Fichte, Arndt, Jahn ausgehenden Anregungen empfangen und behalten und in den Reihen der freiwilligen Jäger gegen die Truppen des Fremdherrschers gekämpft“. Daß es trotzdem noch lange dauern sollte, bis der burschenschaftliche Gedanke hier wirklich zum Durchbruch kam, werden wir im zweiten Teil dieses Aufsatzes sehen.

#### *Der Durchbruch des burschenschaftlichen Gedankens in Rostock*

Die beiden Burschenschaften, die es bis in die dreißiger Jahre in Rostock gab, setzten keine Tradition aus der Zeit der Urburschenschaft fort. Die *Obotritia* wurde 1899 als renoncierende Burschenschaft in die Deutsche Burschenschaft aufgenommen, und die *Redaria* gehörte ihr erst seit 1919 an. Trotzdem hat es burschenschaftliche Bestrebungen auch vorher schon in Rostock gegeben. Die etwas abgelegene Lage verhinderte allerdings, daß schon gleich im Jahre 1815 burschenschaftliches Gedankengut die mecklenburgische Landesuniversität erreichte. Eine „Burschenschaft“ gab es an ihr, wie wir gesehen haben, zwar bereits seit dem Ende des 18. Jahrhunderts, doch fehlte ihr als solcher jede politische Orientierung. Mit der 1815 entstandenen Deutschen Burschenschaft hatte sie nichts zu tun. 1817 wurde jedoch auch sie von Jena aus zum Wartburgfest eingeladen. Sie bedauerte ablehnen zu müssen, da es zur Zeit am Gelde in der Kasse fehle, die durch Beschaffung neuer Waffen und andere notwen-

dige Anschaffungen ziemlich erschöpft sei, so daß das einstimmige Verlangen der Burschen, an dem vorgesehenen Festtage auch ihr Scherlein zur allgemeinen Feier beizutragen, als *pium desiderium* in aller Brust verschlossen bleiben müsse. Erwähnt werden soll aber, daß von den drei für Rostock ernannten Mitgliedern des Festausschusses in Jena im Semester vorher der eine Senior, der zweite Sekretär und auch der dritte Bursch der Rostocker „Burschenschaft“ gewesen war. Mochte sie selbst auch dem Wartburgfest ferngeblieben sein, so wurde ihr Schicksal wegen ihres gleichlautenden Namens doch mit dem der Deutschen Burschenschaft verbunden. Als diese auf Betreiben Metternichs im August 1819 durch die Karlsbader Beschlüsse aufgelöst wurde, folgte eine mecklenburgische Verordnung vom 27. Oktober 1819 auf dem Fuße, die auch die Rostocker „Burschenschaft“ verbot. An der Feier des vierhundertjährigen Bestehens der Universität nahm sie noch teil, doch brechen die Protokolle der Vorsteherversammlungen mit dem 22. Februar 1820 ab. Um dieselbe Zeit beobachten wir aber in Rostock auch die erste Hinwendung zur Deutschen Burschenschaft.

Nach dem Verbot nahmen Angehörige der Rostocker „Burschenschaft“, die sich unter dem Namen „Germania“ zusammengeschlossen hatten, Verbindung mit der Burschenschaft in Jena auf. Der Brief, in dem sie sich um ein enges Verhältnis zu ihr bemühten, ist leider verloren gegangen. Erhalten hat sich aber die Antwort der Jenenser Burschenschaft vom 14. November 1820, die seinen Inhalt weitgehend erkennen läßt. Sie ist 1919 von H. G r o t e f e n d in der „Festschrift des Vereins für Mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde zur 500-Jahr-Feier der Landesuniversität Rostock“ aus dem Nachlaß des Pastors Friedrich Karl Rudolf S t r e c k e r zu Hohenkirchen veröffentlicht worden, der ein führendes Mitglied der Rostocker Burschenschaft war. Das von dem Sprecher der Jenenser Burschenschaft, G. A. C l e m e n, geschriebene Schreiben lautet:

Jena am 14ten des Nebelmonds 1820

Unsern herzlichen Gruß zuvor

Lieben Brüder

Mit inniger Theilnahme haben wir durch Eure Zuschrift vernommen, daß die Sache des Volkes auch im Norden unseres Vaterlandes an Euch treue Pfleger und entschlossene Kämpfer gefunden hat, die vor Allem jetzt Noth thun, wo Viele feindlich, Mehrere noch in ohnmächtiger Gleichgültigkeit und unglückseliger Selbstsucht gegenüberstehen. Euer Antrag beweist uns zugleich, daß Ihr, dem Geiste der Burschenschaft gemäß nach Einheit des teutschen Burschenlebens durch gleiche Grundsätze und Ein gemeinsames Ziel strebt, und nicht gesonnen seyd, Euch mit Eurer Verbindung vom Ganzen zu trennen, ohne Rücksicht auf das gemeinsame Band, welches die gleichgesinnten Brüder aller teutschen Hochschulen trotz dem finstern Spiel einer verrosteten Politik und einer feigen Ministerialparthey, welche kein Volk und Vaterland kennt, umziehen soll. Mit Freuden nehmen wir die vier, von Euch aufgestellten Punkte als Grundlage eines gegenseitigen freundschaftlichen Verhältnisses der beyden Hochschulen Jena und Rostock an, also daß wir Freunde und Feinde miteinander gemein haben, die Germania in Rostock als die einzig rechtmäßige Verbindung daselbst anerkennen, die von ihr ausgesprochenen Verrufserklärungen nach vorhergegangener Prüfung und Billigung der Gründe genehmigen und endlich Eure Mitglieder, wenn sie hierher kommen, auf bloße Meldung hin als die unsrigen betrachten. Daß wir Eurer Verbindung im ganzen wie Einzelnen unserer dortigen Brüder nach Kräften und Vermögen förderlich seyn werden, bitten wir Euch nie zu bezweifeln...

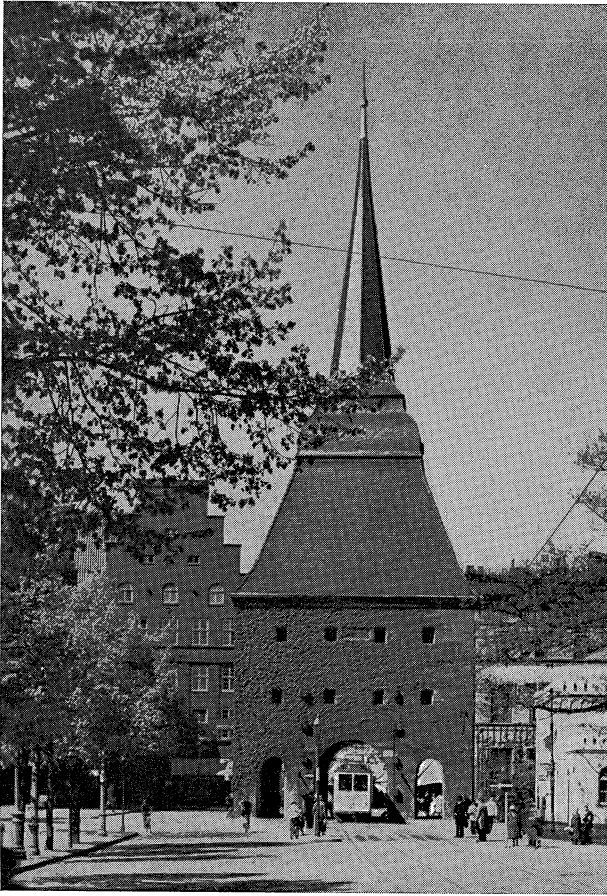
Versäumt nicht, uns baldigst auf gegenwärtiges Schreiben Bescheid zu thun, auch eine sichere Adresse zu schicken weil wir Euch noch vieles von Wichtigkeit mitzuthellen haben, wofür wir aber erst Eure Antwort abwarten müssen. Es ist uns Alles daran gelegen, Eure Ansicht über die allgemeine teutsche Burschenschaft und den Stand, den Ihr zu derselben nehmen werdet, bestimmt zu erfahren.

Wir bleiben Euch in Bruderliebe zugethan.

G. A. C l e m e n, Sprecher

J. F. G e n t z e n, Schreiber

Die Briefe die Ihr an uns schickt adressiert an Clemen stud. philos. eingeschlossen in der Adresse Herrn Buchhändler Frommann junior.



Rostock: Das Steintor  
Foto: Andres/Hartz

Wahrscheinlich mißfiel den Rostocker Germanen, die sich nach dem Vorbild der Jenenser Germanen genannt hatten, die Entwicklung in Jena. Daß das Interesse an einer Zusammenarbeit mit der Allgemeinen deutschen Burschenschaft nicht anhielt, läßt ein zweiter Brief erkennen, den Grotefend ebenfalls aus dem Nachlaß Streckers mitgeteilt hat. Er ist im Oktober 1822 von den Abgeordneten der damaligen Versammlung der Allgemeinen deutschen Burschenschaft nach Rostock gesandt worden . . . . .

Die erbetene Antwort scheint auch diesmal nicht geschrieben worden zu sein. Daß aber ein paar Jahre später in Rostock burschenschaftliche Bestrebungen hervortraten, stellte eine 1828/29 von den Universitätsbehörden und dem Regierungsvertreter vorgenommene Untersuchung fest. Es ergab sich, daß mindestens seit 1825/26 in Rostock eine „Allgemeinheit“ bestand. Im Sommer 1828 war es zu einer Spaltung gekommen. Der eine Teil, der sich als Fortsetzung der alten „Allgemeinheit“ betrachtete, hatte nach Jenaer Vorbild den Namen Arminia angenommen, während der andere sich später, als von auswärts Mitglieder eines Korps Vandalia hinzugekommen waren, Vandalia nannte. Von einer Bestrafung wegen Teilnahme an Verbindungen wurde auf Anordnung des Großherzogs abgesehen, doch die weitere Zugehörigkeit unter strenge Strafe gestellt. Anhaltende Wirkung hat diese Androhung nicht gehabt. Daß es wenig später außer Konstantisten und Vandalen auch wieder eine „Allgemeinheit“ gab, bezeugt der mecklenburgische Dichter Fritz Reuter, der durch seine langjährige, in seinem Roman



„Ut mine Festungstid“ geschilderte Festungshaft einer der Märtyrer der Deutschen Burschenschaft geworden ist. Bevor er nach Jena ging und dort Mitglied der Germania wurde, studierte er im Wintersemester 1831/32 in Rostock. Über seinen dortigen Aufenthalt hat er zu Anfang seines 1868 erschienenen Romans „De mäkelbörgschen Montecchi und Capuletti oder De Reis' nach Konstantinopel“ berichtet. Er schreibt hier in seiner humorvollen Art:

Je, Rostock! — Jeden Mäkelbörger geiht dat Hart up un mennig maal ook de Geldbüdel, wenn von Rostock de Räd is. Wat in ollen Tiden Tyrus un Sidon was för de Welt wägen den Hannel, wat vördäm Athen was för de Welt wägen Kunst un Wissenschaft, dat is upstunns Rostock för den Mäkelbörger, un Warnemünn is sien Piräus, un't Spill müßt eigentlich Sunium döfft warden, un dor, wo't na Papendörp rutergeiht, müßt de Akropolis stahn, un unner de Swibbagens von dat Raadhuus müßt Aristoteles mit sine Schäulers ümmer up- un daal-, up- un daalgahn, ahn dat em en Krävt wat tau befählen hadd.

De Landmann seggt „en bäten na Rostock führen“, de Avkaat seggt „en bäten na Rostock führen“, un wenn wi de beiden Stenn in Mäkelborg in't Oog faat't hebben, denn bruken wi uns üm dat, wat de annern seggen, nich väl tau bekümmern. De Seestadt Rostock is de Up- un Daalsprung för jeden richtigen Mäkelbörger. Ook mien Upsprung is se maal west, as ik von de groten Schaulen maal ne Traan höger up de Universetät hüppen deed. Äwer dat is al lang her, un wi weten uns nich mihr recht dor up tau besinnen, vör allen nich up Professor Elwersen sine Institutschonen. Äwer dat weet ik doch noch, dat wi Studenten en idel lustig Läven führen deden, dat wi uns bi Nachtslapentied mit de Krävt rümmerjogen, desse ollen braven städtchen Kriegsknechts, de dunn nich mihr rood, nee, al blaaß wiren, un dat wi ook Finstern insmeten. Wi löösten de grote soziale Fraag un stiften ne „Allgemeinheit“ unner uns, de de szackermentschen Konstantisten un Vandalen schendlicherwies de „Gemeinheit“ näumen deden. Wi löösten noch annere sihr wichtige Fragen, wenn wi in unse „Kränzchen“ tausamen seten, taum Exempel up mine Stuuw de wichtige Fraag „Was ist die Ehre?“ würdren äwer so bald nich slüssig dor oever as Sir John. Äwer mi trekten se dorbi ne Kuus ut; denn as mine allgemeinen Frünn von mi fuurtgüngen, hadd ik as Voß „die Ehre“, de Zech tau betahlen. Wi güngen mit Fackeln von Karlshoff in de Stadt herin un sungen dat erhebende Leed: „Hört die Geschichte von der Wasserflut“, un as wi up den ollen Mark kemen gegen den ollen scheven Petritorm, dunn wiren de Vers' all, un ik maakte in de Geschwindigkeit noch enen dortau:

Da schickt der Noah ne Taub hinaus,  
Die bracht ein grünes Blatt nach Haus.

Un wat uns' Öbberst was, de seel Paster Knitzky tau Groten-Varchow, de kamm na mi ranner un kloppte mi up de Schüller un säd, so süll ik man bibliven, denn würd woll wat ut mi warden, un wenn ik so'ne Vers' mihr maken künn, so smeed dat en Licht up de „Allgemeinheit“, un't gereekte ehr tau ne Freud un tau ne Ihr; un ik maakte denn ook noch fix en Stücker fiev Vers' wider, de ik äwer — Gott sei Dank! — vergäten heff; un ik glöövte em dat ook all ihrlich tau; denn ik was man Foß, un he was al in sien achtens Semester. Un dunn trekten wi up den nigen Mark un smeten uns' Fackeln up enen Hümpel un sungen „Freiheit, die ich meine“, und de Krävt stunnen üm uns rüm, säden aver nix, un as se naasten fraagt wiren, worüm se nix gegen den Stratenspektakel daan hadden, hadden se jo seggt, 't wier tau fierlich west; se hadden't daun wullt, aver as se't hadden daun wullt, dunn hadd dat Leed ehr oevernamen, un't wier ehr ordentlich den Puckel daalkrapen.

So was't dunn. Äwer't is al lang her, un väle, de dunn up den Ball, den wi de braven Rostocker Philisters bi Schleuders geven un up den de olle gaude Professor Fritsche noch fröhlich na de Melodie danzte „Ich und mein Fläschchen sind immer beisammen“, danzen nu nich mihr, un annere Tiden sünd oever de Welt kamen.

Auch dieser neue Ansatz gedieh aber nicht weiter. Eine abermalige Untersuchung, die im Jahre darauf angestellt wurde, ergab zwar nichts Sicheres, doch genügte der Verdacht, um sechs Studenten mit dem consilium abeundi zu bestrafen. In der Folgezeit fehlen dann alle Zeugnisse für burschenschaftliche Bestrebungen. Noch 1849 wurde jedem Studenten bei der Immatrikulation das Versprechen abgenommen, sich von jeder Verbindung, insbesondere aber von der „Allgemeinheit“ fernhalten zu wollen.

Zum Durchbruch kommt der burschenschaftliche Gedanke in Rostock erst wieder, als der am 21. Januar 1883 gegründete „Turn- und Fechtclub Obotritia“ im Wintersemester 1898/99 den Entschluß faßt, um die Aufnahme in die Deutsche Burschenschaft anzusuchen, und am 3. Juni 1900 endgültig aufgenommen wird. Zwanzig Jahre später tritt zu der Burschenschaft Obotritia, die 1919 probend und 1920 endgültig in die Deutsche Burschenschaft aufgenommene Burschenschaft Redaria, gegründet am 2. Juni 1886 als „Academischer Gesangverein Rostock“, später „Akademischer Gesangverein Redaria“, in dem sich schon seit 1910 starke burschenschaftliche Strömungen bemerkbar machen.

Beide Burschenschaften setzten alle Kräfte für die Verwirklichung der burschenschaftlichen Ideale ein, bis die politische Entwicklung ein weiteres Wirken unmöglich machte.

### Dr. Willy Krogmann †



Willy Krogmann wurde am 13. Sept. 1905 in Wismar (Mecklenburg) geboren, verläßt Ostern 1922 die dortige Große Stadtschule mit dem Zeugnis der Reife und begibt sich zum Sommersemester nach Rostock, um auf der alten Landesuniversität Deutsch, Philosophie und Geschichte zu studieren. Hier schließt er sich der Deutschen Burschenschaft an. 1926 geht er nach Leipzig, wo er sich neben den genannten Fächern auch der Psychologie widmet. Zum Sommersemester 1927 kehrt er an die Heimatuniversität zurück und promoviert 18. Februar 1928 magna cum laude zum Dr. phil.

Von vornherein stand für ihn fest, daß er sich der Wissenschaft ergeben wollte. Er arbeitete in Rostock und Berlin, gibt zahlreiche Veröffentlichungen in Fachzeitschriften heraus, vor allem die kritische Textausgabe des für uns Mecklenburger so wertvollen „Redentiner Osterspiels“. 1939 geht er an die Universität Hamburg in der Hoffnung, hier das geeignete Arbeitsfeld zu finden. 1940 wird er zum Wehrdienst einberufen, vermählt sich im gleichen Jahr mit seiner Jugendgeliebten Karla Peters, die ihm 1941 einen Sohn schenkte, aber selbst ihr Leben dafür hingab.

Aus dieser Begegnung mit dem Tode erwachsen ihm die großen Arbeiten über den Böhmen Johannes von Tepl, dessen berühmtes Werk „Der Ackermann und der Tod“ 1401 etwa abgefaßt wurde. Es entsteht in langjährigem Schaffen die kritische Textausgabe des Ackermann und später Krogmanns Übertragung des an der Grenze von Mittelhochdeutsch und Neuhochdeutsch stehenden Gedichtes, die im Verlag der Inselbücherei unter der Nr. 198 erschienen ist. Sie ist mit einem Nachwort von Reinhold Schneider und mit den fünf Holzschnitten der Bamberger Frühdrucke versehen. Wir möchten glauben, daß nach der Lektüre dieses Lebenslaufes mancher zu dem Inselbändchen greifen wird (3,— DM), und wir empfehlen jedem Leser, erst das Nachwort vorzunehmen, damit er sich in die zeitliche und geistige Atmosphäre der Dichtung versetzt, die seit Jahrhunderten sich als Trostbuch bewährt hat.

1942 schließt Willy Krogmann die zweite Ehe mit Mary Krebs, die ihm ebenfalls aus den Kindertagen vertraut ist. 1945 wird er aus der Kriegsgefangenschaft entlassen, geht nach

Hamburg zurück, widmet sich den großen niederdeutschen und friesischen Themenkreisen und legt den Grund für das *Helgoländer Wörterbuch*. Als zu Beginn der 50er Jahre offenbar wird, daß ihm der erhoffte Lehrstuhl versagt bleibt, resigniert er nicht, sondern verwendet alle Kraft auf neue Forschungsaufgaben. Die großen Fachzeitschriften des In- und Auslandes schätzen ihn, der als Germanist internationalen Ruf genießt, und dessen Name in allen zuständigen Lexika verzeichnet steht. Ja, sein Geist greift auch hinüber in die Grenzgebiete. Aus diesen Arbeiten wollen wir seine Danteforschungen hervorheben.

Mit 61 Jahren zwingt den immer schaffensfreudigen Forscher die unheilbare Krankheit nieder. Am 30. März 1967 wird Dr. Willy Krogmann unter Teilnahme einer großen, tief ergriffenen Trauergemeinde auf dem Ohlsdorfer Friedhof in Hamburg zur letzten Ruhe gebettet.

Im germanischen Seminar der Universität Hamburg, wo er einen Kreis interessierter Studenten in die Forschung einführte, geht die Bibliographie Dr. Krogmanns ihrer Vollendung entgegen. Sie umfaßt bereits 543 Titel. Nach seinem Tode sind bisher noch 24 Arbeiten in Fachzeitschriften erschienen, darunter 4 seiner Bücher als Zweitdrucke in New York. Unvollendet blieb die kritische Textausgabe des „Heliand“ und der „Edda“.

P.

## Epitaph

Spielend schuf er das Wort,  
das keusche Kleid der Gedanken.  
So schien es mir und der Welt.

Erst nach dem jähen Fall,  
dem hastigen Schwanken und Stürzen,  
sah'n wir das kostbare Blut  
in seiner Verse Geflecht.

G. H. Pichler (1958)

---

Sie wußte, daß sie träumte, aber nur die Bilder waren ein Traum. Der Boden, aus dem sie wuchsen, war ganz wahr: der Glaube an das Zuverlässige des Lebens, wenn man gehorsam war, das Bleibende der Erde, die sie trug, und daß die Liebe stärker war als alles Schicksal. Wenn man sie hineinnahm in das „große Herz“, die Menschen und Dinge, so konnte man sie darin bewahren. Sie gingen nicht fort, sie veränderten sich nur so weit, wie man es erlaubte. Sie waren unvergänglich.

Ernst Wiechert

# Erinnerungen Rostocker Studenten und Professoren an die alma mater Rostochiensis

von Otto Witte

Wer auf einer Universität Jahre seiner Jugend mit höchstem Streben nach wissenschaftlicher Ausbildung und im Kreise froher, gleichgesinnter Freunde verlebte, wird sie, die alma mater, zeitlebens als seine geistige Heimat betrachten. Hier wurden seine wissenschaftlichen Fähigkeiten geschult und er zu höchsten Leistungen angespornt, hier entwarf er in jugendlichem Idealismus Pläne für eine bessere Zukunft, der er seine Kräfte widmen wollte, und an dieser Stätte der Wissenschaft lernte der junge Student oft Professoren kennen, die sowohl Forscher von hohem Rang waren und nur der Wahrheit sich verpflichtet fühlten wie auch als akademische Lehrer nach Gerechtigkeit in ihrem Urteil über Menschen und Dinge strebten und doch, um ein Wort von Ranke anzuführen, „milde und gut“ sein konnten. Nach dem ersten Weltkrieg, als die Menge der Studierenden noch nicht die Seminare und Hörsäle bis zum Bersten füllten, war der persönliche Verkehr mit dem Professor für den Studenten von höchstem bildenden und wissenschaftlichen Wert.

Die Zeit vor 1933, historisch gedeutet nur eine Übergangszeit, war für den einzelnen Studenten im großen und ganzen doch noch eine unbeschwerte Zeit, in der er neben dem ersten Studium noch Muße fand für Frohsinn im Kreise der Freunde, für weite Wanderungen und oft für nächtelange, leidenschaftliche Debatten über die großen herandrängenden Probleme der sich schnell verdüsternden Zeit.

Auch in diesem Jahr wird anlässlich der 550-Jahrfeier der Universität Rostock manch früherer Student dieser Hochschule sich in Dankbarkeit erinnern, was sie und ihre Professoren für sein weiteres Leben bedeuteten. Aus dieser Gesinnung sind diese Zeilen geschrieben. Die Erinnerung aber darf nicht lähmen, denn sie soll nicht in Trauer bei dem Vergangenen verweilen, wenn auch der Wunsch erweckt werden könnte, noch einmal Student zu sein, mitten im vollem Leben halt zu machen und wiederum, sei es nur für kurze Zeit, durch das Portal der Universität zu schreiten, vorbei an dem vertrauten Pfortner in seiner Loge, im Stimmengewirr der sich in der Halle drängenden Studenten unterzutauchen und im alten Hörsaal Platz zu nehmen, und wiederum der Stimme des vertrauten Professors in einer Vorlesung zu lauschen, aufnehmend und zugleich kritisch wertend. Wahrscheinlich würde man noch schärfer als früher erkennen, was an dieser Universitätswissenschaft schöpferisch weiter wirkt und was ohne Folgen bleibt. Vielleicht würde man sich doch fremd fühlen, da die Universität neue Formen angenommen hat und dem Rückschauenden nicht mehr die liebe, vertraute, manchmal auch romantisch verklärte Zuflucht bietet. Das Leben ist auch dort härter geworden, und der Kampf der Weltanschauung wird in den Hörsälen und Seminaren mit unerbittlicher Schärfe ausgetragen.

Wenn wir unsere Erinnerungen an die alte Universität, unsere Träume uns bewahren wollen, dann fällt auf die Frage, noch einmal heute Student sein, die Antwort nicht schwer.

Rostock, zu Beginn unseres Jahrhunderts zu den kleineren Universitäten Deutschlands zählend, hatte auf Professoren wie Studenten eine große Anziehungskraft entwickelt. In ihren Erinnerungen <sup>1)</sup> taucht immer wieder das weite mecklenburgische Land

---

<sup>1)</sup> Wertvolle Hinweise auf Leben und Lehre an der Universität Rostock in den 20er und 30er Jahren verdanke ich neben andern vor allem den bislang ungedruckten „Erinnerungen von Prof. Schüssler und Mitteilungen von Herrn O. Stud. Rat Dr. Hauptmann, Wehrda bei Marburg.

mit den wogenden Getreidefeldern, den in Hügeln und Waldungen eingebetteten Seen und den kleinen Städten mit ihrer Gastlichkeit auf. Sie sehen die Segel auf dem Fluß an den Sommertagen ziehen, den weiten Strand der Ostsee mit dem blauen Meer, und sie durchwanderten im Geiste wieder die schattigen Buchen- und Eichenwälder bei Doberan und die weiten Forsten der Rostocker Heide. Auch im Winter fühlten sie sich in dieser Stadt mit ihren alten Kirchen, Bürgerhäusern, mittelalterlichen Toren und dem siebentürmigen Rathaus wohl. Als Hafenstadt und durch den Handel nach Skandinavien und Rußland hatte die Stadt das Provinzielle weit hinter sich gelassen. Professor Mitteis, der bedeutende Rechtshistoriker Deutschlands, in der nationalsozialistischen Zeit von Wien nach Rostock versetzt, erinnerte sich später immer gerne dieser norddeutschen Universität, der mittelalterlichen Stadt und der weiten Landschaft. Die jüngeren mecklenburgischen Studenten gingen früher in den ersten Semestern vorwiegend nach Süd- und Mitteldeutschland, dagegen ließen sich Studenten aus Mittel- und Süddeutschland im Sommer häufig in Rostock immatrikulieren, das Meer und die kleine Universität lockten. Vorwiegend wurde aber Rostock von älteren Semestern aufgesucht, um hier ihre Prüfung abzulegen. Da sie arbeiten wollten und mußten, galt Rostock als Arbeitsuniversität. Die Zahl der Studenten in den einzelnen Seminaren war im allgemeinen klein und überschritt selten die Zahl 20. Daher kannten die Professoren jeden einzelnen Studenten, seine Fähigkeiten und zogen ihn zur Arbeit heran. Ein Untertauchen in der Menge war nicht möglich. Professor Andreas, Professor für Geschichte in Rostock, anschließend in Berlin, Heidelberg, Tübingen und Freiburg lehrend, sagt von seinen mecklenburgischen Studenten: „Sie waren ein eigener Schlag von Menschen. Sie erschlossen sich in ihrer zurückhaltenden, schwerblütigen Wesensart zögernder, langsamer als die süddeutschen Studenten. Aber wenn sie Zutrauen gefaßt hatten, waren sie um so anhänglichere und treuere Schüler.“ Und von den mecklenburgischen Menschen wird in den Erinnerungen der Professoren immer ihre charakterliche Zuverlässigkeit, ihre ruhige Pflichterfüllung und ihr Humor erwähnt. Für manchen Studenten, der zum Beispiel aus Sachsen nach Rostock kam und hier die alten Fischer, Schiffer und Fahrensleute kennenlernte, war es oft eine fremde Welt. Z. B. berichtete ein sächsischer Student einst seinem Professor, daß er auf der Fischerbastion mehrere alte Kapitäne und Fahrensleute auf einer Bank sitzend beobachtet hätte, die stundenlang still und stumm vor sich hinstarrten, ihre Pfeife rauchten, hin und wieder auf den Hafen mit seinen ein- und ausfahrenden Schiffen blickten und selten ein Wort miteinander wechselten. Er trat schließlich an einen alten Schiffer heran und fragte ihn: „Was tun Sie eigentlich den ganzen Tag? Sprechen Sie gar nicht? Was denken Sie eigentlich?“ Darauf wurde ihm nur mit einem kurzen, abweisenden Blick begegnet und mit der verächtlich klingenden Antwort: „Dat hewt wie gor nicht nötig.“

Bei der Auswahl der Vorlesungen beschränkte sich der Student damals keineswegs nur auf seine Fachgebiete, sondern versuchte, ein umfassendes Wissen zu erwerben und auch die Vorlesungen bedeutender Professoren in anderen Fakultäten zu hören. Das auf S. 46 folgende Vorlesungsverzeichnis eines Studenten aus dem Sommersemester 1923 vermittelt einen Eindruck von der Vielseitigkeit seiner Interessen, in dem er neben Geschichte auch Vorlesungen in der Germanistik, der Erdkunde, der Volkswirtschaftslehre und der Rechtswissenschaft belegt hatte.

Die finanzielle Lage der Studenten im Jahr 1923, dem Höhepunkt der Inflation, war nicht rosig. Materielle Werte galten viel mehr als geistige. Zum Beispiel kostete ein Essen in der Mensa damals 300 M und am Schluß des SS. 600 M, eine einstündige Semestervorlesung dagegen nur 200 M, eine zweistündige 400 M usw. Trotzdem wurden die Studenten von den Professoren häufig zum Abendessen eingeladen. Eine Kluft zwischen Professoren und Studenten gab es nicht, das Interesse an den Problemen der Wissenschaft und das pädagogische Ethos der Professoren verband Lehrende und Lernende.

Vergleicht man die Räume und die Mittel der einzelnen Seminare und Laboratorien der damaligen Zeit mit denen einer heutigen modernen Universität, so kann man sich eines Lächelns nicht erwehren, und dabei hatte Rostock nach 1900 schon einen großen

Vorlesungen und Übungen SS. 1923

Titel	Namen der Lehrer	Honorar
1 Deutsche Verfassungsgeschichte	} Spangenberg	600 M
2 Paläographie		
3 Weltgeschichte im Zeitalter d. Restauration u. national. Einheitsbewegung	} Schüßler	800 M
4 Historisches Seminar		
5 Geschichte der neuhochd. Schriftsprache	} Golther	400 M
6 Seminar: Hans Sachs		
7 Geographie von Amerika u. d. Polarländern	} Uhle	400 M
8 Geograph. Seminar		
9 Einführung ins Mittelhochdeutsche	Flemming	400 M
10 Schwedisch für Anfänger	Björkman	400 M
11 Aktuelle Fragen der Einheitsschule	Katz	200 M
12 Volkswirtschaftspolitik	} Hoffmann	800 M
13 Überblick über die volkswirtschaftl. Theorien		
14 Verwaltungsrecht	Tartarin	800 M
		6800 M
	Auditoriengeld	2000 M
	Bibliotheksgeld	200 M
	Seminargebühren (3. Semin.)	360 M
	Unfallversicherung	1 M
	Krankenkasse	1500 M
	Studentenausschuß	500 M
	Darlehnskasse	10 M
		11371 M

Aufschwung erlebt. Dies erkennt man besonders aus den Erinnerungen von C. H. Witte, der in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Pharmazie studierte und über sein Studium in seinen zweibändigen Lebenserinnerungen berichtet. 1883 wurde die Universität nach ihm von 232 Studenten besucht. Mit modernen Apparaten ausgestattete Laboratorien kannte man damals noch nicht, aber man kannte etwas anderes: mit wenigen, oft sehr unbedeutenden Instrumenten Großes zu leisten. Er beschreibt sein Studium, das uns heute wie ein Märchen einer längst vergangenen Zeit erscheint, in folgender Weise: „Bei der geringen Anzahl der Studenten bestand ein enger Kontakt zwischen Lehrer und Schüler. Jedem Studenten stand es frei, an seinen Lehrer während der Vorlesungen beliebige Fragen zu stellen und im Hause des Professors unentgeltlich weiteren Unterricht zu finden.“ Witte hatte Vorlesungen in Chemie, Physik, Botanik, Pharmakognosie, Philosophie und Volkswirtschaft belegt. In der anorganischen Chemie wurde er privat durch den Assistenten des Chemieprofessors unterrichtet, um in der organischen der Vorlesung des Professors folgen zu können. Insgesamt studierten nur 20 Studenten Chemie und Pharmazie. „Das Physikinstitut war auf dem Hof der Universität gelegen und das modernste. Zu ihm gehörten ein schöner

Hörsaal, gute Arbeitsplätze und ungefähr 30 Studenten. Das botanische Institut befand sich in der Haedgeschen Gärtnerei. Es war ein zweistöckiges Haus, in dessen Obergeschoß die Botanik untergebracht war. Dieses Institut bestand aus 2 Zimmern, die eigentlich nur Kammern waren. Das eine war der Vorlesungsraum, in dem sich zwei Bänke für 6–8 Hörer befanden, und in dem anderen war ein Tisch mit 4 Topfpflanzen, das war damals der Botanische Garten der Universität. Professor der Botanik war Goebel, 26 Jahre alt. Er ging später nach München, wurde dort mit höchsten Orden und dem persönlichen Adel ausgezeichnet.“ Witte besuchte ihn oft in seinem Hause, um dort weiterhin unentgeltlichen Unterricht zu erhalten. Professor für Volkswirtschaft war Pasche, ein glänzender Redner, der trotzdem aber nur 6 Hörer hatte.

Das Seminar für Mittlere und Neuere Geschichte bestand in den 20er Jahren aus 2 Räumen, die die Seminarbibliothek enthielten und zugleich als Räume für Seminarübungen dienten. Auch dem Seminar für Alte Geschichte standen 2 Räume zur Verfügung. Wenn auch die Zahl der Bücher verhältnismäßig gering war und gelegentlich durch Spenden von außerhalb größere Bücherkäufe getätigt werden konnten, so hatte doch jeder Student wegen der verhältnismäßig kleinen Zahl der Seminarteilnehmer die Möglichkeit, die gewünschten Bücher zu erhalten und intensiv zu studieren. Das Studium dauerte für den Philologiestudenten im allgemeinen nur 8–10 Semester. Er mußte im Staatsexamen seine Kenntnisse in 2 Hauptfächern, einem Nebenfach und philosophischer Propädeutik nachweisen. Ein großer Teil der Studenten promovierte auch in Rostock.

Zu den regelmäßig wiederkehrenden akademischen Feiern gehörten neben dem Rektoratsball und dem Rektoratswechsel die Reichsgründungsfeier am 18. Januar in der Aula der Universität, auf der ein Professor einen längeren Vortrag hielt, der aber nicht immer die Aufmerksamkeit der Mehrzahl der Hörer fand. Professor Schüssler, Neuhistoriker der Universität von 1922–1935, hatte anlässlich dieser Feier 1928 eine sehr kurze Rede gehalten und trotzdem hierbei den größten Beifall seines akademischen Lebens erlebt. Er berichtete in seinen Erinnerungen: „Wie üblich war die Aula überfüllt, die Spitzen der staatlichen, städtischen und der Militärbehörden saßen auf den Ehrenplätzen, resigniert bereit, in anständiger Haltung 1½ Stunden zu schlafen. Hinter ihnen die Professoren und Studenten. Um das Rednerpult herum standen die Vertreter der Corporationen in ihrem bunten Wuchs, mit ihren glänzenden Säbeln, nach bitterer Erfahrung darauf gefaßt, nach einiger Zeit des Stehens ohnmächtig klirrend zu Boden zu stürzen. Oben auf dem Chor nickten die Sänger ein, und nun geschah das Wunder: Ich war schon nach 35 Minuten fertig! An dieses Glück konnte zunächst niemand glauben, die „Spitzen“ der Behörden und Professoren rafften sich nun zum Wachsein auf, die Studenten nahmen Haltung an, oben sang Frau Professor Manstedt → zu spät einsetzend – passender Weise „Wacht auf, ruft euch die Stimme . . .“, und dann brach ein so tosender Beifall der Zuhörer los, anschließend erfolgte ein solches Beglückwünschen, wie ich es niemals wieder erlebt habe.“

Für die Professoren waren die Jahre nach 1900 eine goldene Zeit. Ludwig Curtius sagt in seinen Lebenserinnerungen („Die deutsche und antike Welt“), „daß innerhalb der durch den Beruf bestimmten Möglichkeiten relativ menschlichen Glücks die Existenz des deutschen Universitätsprofessors vor der Zerstörung des deutschen Universitätswesens durch den Nationalsozialismus eine der glücklichsten war. Wenn dem Universitätsgelehrten, was nicht für jeden zutraf, auch das Lehren Freude machte, so versprach sein Beruf unaufhörlichen Genuß, der zwischen dem kontemplativen Glück der einsamen Forscherarbeit und dem tätigen Zusammenwirken mit der Jugend, zwischen dem oft gehetzten Betrieb des Semesters und der Selbstbesinnung langer Ferien wechselte. Er gehörte einem von der Nation geschätzten Stand an, der zwar bei der zunehmenden staatlichen Bürokratisierung des öffentlichen Lebens den größten Teil früherer Privilegien verloren hatte, aber deshalb, weil er zwar Aufsichtsbehörden, aber keine wirklichen Vorgesetzten über sich hatte, ein freierer Mensch als jeder Beamte war. Er gehörte zu einer gewissen geistig-moralischen Aristokratie, vielleicht der einzigen, die es im damaligen Deutschland noch gab.“ Wohl fanden sich auf der Universität auch Professoren, die vor Eitelkeit fast platzten, aber sie wurden meistens von ihren eigenen

Kollegen und den Studenten verspottet. Die Rostocker Professoren gliederten sich in zwei Gruppen, die älteren, die keinen Ruf nach außerhalb erhalten hatten und daher resignierten, und die jüngeren, für die Rostock als ein gern gewähltes Sprungbrett an eine größere Universität diene. Die jüngeren, die noch vorwärts wollten, waren geistig meistens sehr produktiv und traten durch zahlreiche wissenschaftliche Veröffentlichungen hervor, um die Aufmerksamkeit anderer Universitäten auf sich zu lenken. Finanziell waren die Hochschullehrer in Rostock nicht auf Rosen gebettet, da ihr Einkommen eine ganze Stufe unter dem lag, was andere deutsche Länder zahlten. Daher wurden in regelmäßigen Abständen Abordnungen ins Ministerium geschickt, um den Wunsch nach Aufbesserung der Gehälter vorzutragen. Meistens kehrten sie aber ohne Erfolg zurück. In dieser Beziehung schien Rostock schon auf eine gewisse Tradition zurückzublicken, denn vom Jahre 1805 wird berichtet, daß die Wiederbesetzung der Professur für die griechische Sprache einige Schwierigkeiten bereitete. Das mit dieser Stelle verbundene Gehalt von 300 Talern war so gering, daß auch ein unverheirateter Professor hiervon und dem geringen Ertrag an Hörengeldern nicht leben konnte. Diese Stelle galt nur als ein Übergang an eine andere Universität. Es konnte nur ein Bewerber ausgewählt werden, der finanziell so gestellt war, daß er auf das Gehalt nicht angewiesen war. Manchmal bedeutete ein Ruf nach außerhalb nicht immer eine finanzielle Aufbesserung. Der Anglist Imelmann z. B. war sehr froh, als er eines Tages in den 20er Jahren einen Ruf an die Technische Hochschule in Dresden erhielt. Aber zu seiner großen Enttäuschung erfuhr er bald, daß man ihm dort keinen Pfennig mehr geben wollte als in Rostock. Darauf schrieb er einen Brief an das Sächsische Kultusministerium, den er im großen Kreis seiner Gäste vorlas, und der dahin lautete: „Unter diesen Umständen sehe ich mich nicht veranlaßt, den Schauplatz meiner häuslichen Misere von Rostock nach Dresden zu verlegen.“

Von den jüngeren Professoren, die nach kurzer Lehrtätigkeit in Rostock während der 20er und 30er Jahre an andere deutsche Universitäten gingen, seien nur einige genannt. Max Muß, Professor für Volkswirtschaft, erhielt einen Ruf an die Techn. Hochschule in Darmstadt, der Rechtshistoriker Hans Erich Feine ging nach Tübingen, der Handelsrechtler Paul Giesecke nach Marburg und Berlin, der Kunsthistoriker Leo Bruns nach Leipzig und Rom, der Theologe Paul Althaus nach Erlangen, der Historiker Reinke-Bloch nach Breslau, der Anglist Huscher nach Würzburg, der Jurist Hübner nach Jena. Der Zoologe Spemann, der von Rostock an das Kaiser-Wilhelm-Institut in Dahlem ging und später eine Professur an der Universität Freiburg bekleidete, erhielt für seine Forschungen auf dem Gebiete der Entwicklungs- und Erblehre den Nobelpreis. Und Prof. Hallstein, Inhaber eines Lehrstuhls für Rechtswissenschaft, wurde nach dem 2. Weltkrieg Präsident der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft in Brüssel. Zuletzt sei noch genannt der Psychologe Katz, der 1935 einen Ruf an eine schwedische Universität erhielt. Diese Aufzählung erhebt keineswegs Anspruch auf Vollständigkeit. Auch die älteren Professoren leisteten in ihrem Fach Hervorragendes. Oft waren sie besonders infolge ihrer menschlichen und pädagogischen Fähigkeiten bei den Studenten geachtet und geschätzt. Es sei nur hingewiesen auf den Geographen Uhle, den Romanisten Zenker, den Germanisten Golther, den Mathematiker Staude, Professor Teuchert, Inhaber des Lehrstuhls für Niederdeutsch, den Chemiker Walden, den Theologen Brunstedt und den Zahnmediziner Reinmüller, der die zahnmedizinische Klinik in Rostock nach 1919 zu einer der modernsten in Deutschland ausbaute.

Das Fach Geschichte wurde in Rostock in den 20er Jahren von 3 Professoren vertreten. Professor Hohl war Inhaber des Lehrstuhls für Alte Geschichte, Professor Spangenberg für Mittlere und Professor Schüssler für Neuere Geschichte. Alle drei haben sich größte Verdienste für die Ausbildung tüchtiger Geschichtslehrer an den Höheren Schulen erworben. Professor Hohl ist besonders durch die Herausgabe des Geschichtswerkes Niese-Hohl „Grundriß der Römischen Geschichte“, München 1923, bekannt geworden. Dieser Beitrag soll vor allem die Arbeit von Professor Spangenberg und Professor Schüssler würdigen. Dem Verfasser war es vergönnt, als Assistent am Historischen Seminar zu diesen Professoren in ein besonderes Vertrauensverhältnis zu treten.



Wer in Rostock Geschichte studierte, wurde von Professor Spangenberg in die Methoden und Probleme der Mittelalterlichen Geschichte eingeführt. Er war als Wissenschaftler und Lehrer wie auch als stets hilfsbereiter Freund unter den Studenten sehr beliebt. Ging man zu ihm in seine Junggesellenwohnung, um in irgendeiner Angelegenheit Rat von ihm zu erbitten, so holte er sofort aus irgendeiner Schublade eines Schrankes eine Kiste Zigarren und ruhte nicht eher, bis der aufsteigende Rauch eine gemütliche, vertraute Stimmung erzeugte und steife Konvention vertrieb. Er hatte noch als Schüler bei Treitschke gehört und war von diesem in seiner Einstellung zur deutschen Geschichte geprägt worden. Zunächst hatte Spangenberg die Archivlaufbahn ergriffen und nach einer Tätigkeit in Berlin, Münster und Breslau sich in Königsberg 1906 habilitiert. Auf Grund seiner Kenntnisse der deutschen Ostgeschichte wurde ihm 1921 der Lehrstuhl für Mittlere und Neuere Geschichte an der Universität Rostock anvertraut. Sein Hauptinteresse gehörte vorwiegend der Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte des späteren Mittelalters. Von seinen zahlreichen Arbeiten seien nur die bedeutendsten genannt, „Die Hof- und Zentralverwaltungen der Mark Brandenburg im Mittelalter“, 1908, und „Vom Lehnsstaat zum Ständestaat“, 1912. Auch heute noch sind seine Arbeiten in Fachkreisen hochgeschätzt und sein Name wird in wissenschaftlichen Zeitschriften oft erwähnt. Er unterstützte und förderte vor allem auch Forschungen auf dem Gebiete der mecklenburgischen Heimatgeschichte, obwohl er über mecklenburgische Geschichte keine Vorlesungen hielt. Seine zahlreichen Doktoranden bearbeiteten oft in ihren Dissertationen Probleme der mecklenburgischen Geschichte. Es seien hier nur einige genannt. Zunächst Helene Brockmüller mit ihrer sehr wichtigen und aufschlußreichen Dissertation über „Die Rostocker Personennamen bis 1304“, Rostock 1933 (in Zusammenarbeit mit Professor Teuchert), ferner Karl Hoffmann (im Kriege gefallen), „Die Stadtgründungen Mecklenburg-Schwerins in der Kolonisationszeit vom 12. bis 14. Jahrhundert“ und Ulrich Römer, „Das Rostocker Patriziat bis 1400“, Rostock 1932. Spangenberg war ein uneigennützig Mensch, der nie an seinen persönlichen Vorteil dachte, sondern seine Arbeit als vaterländische Pflicht betrachtete. Er ist am 2. 10. 1936 im Alter von 69 Jahren verstorben.

Auf dem Lehrstuhl für Neuere Geschichte wurde im Alter von 34 Jahren Schüssler berufen, der in Rostock von 1922–1934 ebenfalls eine außerordentlich fruchtbare Tätigkeit als Forscher, Lehrer und als Vermittler historischer Bildung für weite Kreise der Bevölkerung entfaltete. Da sein Wirkungskreis weit über Rostock hinausging, sei hier auf seine Bedeutung näher eingegangen. Wer an seinen Vorlesungen und Vorträgen teilnahm, wurde immer wieder gefesselt durch die Brillanz seines Vortrages, der einerseits durch die Fülle der anschaulichen Bilder, die Eleganz der Sprache, durch die innere Heiterkeit und den belebenden Humor des Vortragenden zu einem Kunstwerk historischer Darstellung geformt wurde, andererseits den Hörer immer wieder durch die Gabe fesselte, umfangreiche Stoffmengen unter übergreifenden Gesichtspunkten bei souveräner Beherrschung der Materie zusammenzufassen und das Wesentliche in dem geschichtlichen Zusammenhang klar hervortreten zu lassen. Schüssler war Forscher, und was bei Gelehrten nicht immer anzutreffen ist, zugleich ein begnadeter Lehrer und glänzender Redner. Selten wird an einem Lebenslauf so deutlich wie an dem Schüsslers, wie die Vielgestaltigkeit der Landschaft und der geistigen Eindrücke ein Geschichtsbild formen. Schüssler wurde am 12. 7. 1880 als Sohn eines Bremer Arztes geboren, und durch seine Vaterstadt entscheidend geprägt. Weltweiter Blick und kritische Haltung treten uns als hanseatisches Erbe in seinen Werken immer wieder entgegen, waren doch Hamburg, Lübeck und Bremen republikanisch regierte Stadtstaaten in dem sonst monarchisch geführten Bismarckreich. Hieraus erklären sich auch seine inneren Vorbehalte, vor allem gegenüber Kaiser Wilhelm II., dessen Persönlichkeit und Regierung er noch 1962 einer kritischen Betrachtung unterwarf. Während seines Studiums in Freiburg und Heidelberg gewannen vor allem Oncken und Meinecke, der bedeutendste Vertreter der ideengeschichtlichen Betrachtungsweise, entscheidenden Einfluß auf die Geschichtsauffassung des heranwachsenden jungen Historikers. Seine Dissertation „Stellung der Österreichischen Abgeordneten in der Paulskirche 1848“ brachte ihn in Verbindung



*Der Historiker  
Prof. Dr. Schüssler*

mit den Problemen der Österreich-Ungarischen Doppelmonarchie, und lange Reisen nach Österreich vor Ausbruch des 1. Weltkrieges vertieften seine Kenntnisse von den inneren Spannungen dieses Vielvölkerstaates. Die österreichische Geschichte führte ihn notwendigerweise zu Bismarck, durch den Österreich 1866 von Deutschland getrennt wurde. Als die Akten des Auswärtigen Amtes nach dem 1. Weltkrieg veröffentlicht wurden, stellte Schüssler „Bismarck's Sturz“ in seinen einzelnen Phasen genau dar. Seine späteren Forschungen auf dem Gebiete der Bismarckschen Politik ließen ihn zu einem der bedeutendsten Forscher werden, der zur Politik des Kanzlers entscheidende Beiträge lieferte. Immer war es die große staatsmännische Begabung Bismarcks, die ihn anzog. Dabei verschloß er sich keineswegs gegenüber den Grenzen der Bismarckschen Staatskunst, besonders auf dem innenpolitischen Gebiet. Auf Grund seines Eindringens in die Grenzen der Staatsmannskunst lernte er das Wort seines Lehrers Meinecke richtig verstehen, „es ist alles Gift und Gabe zugleich.“ Von seinen zahlreichen großen Veröffentlichungen, die sich mit Bismarck und seiner Zeit beschäftigen, seien nur genannt: „Bismarcks Kampf um Süddeutschland 1867“ (1929), „Deutschland zwischen England und Rußland“ (1940–1946), „Kaiser Wilhelm II., Schicksal und Schuld“ (1962), „Königgrätz 1866“ (1958) und „Die Daily-Telegraph-Affaire“ (1952). Groß ist auch die Zahl seiner Beiträge in Festschriften, in denen seine Aufsätze immer wieder infolge der straffen Zusammenfassung der Stoffmengen, der Überblicke und der Eleganz der sprachlichen Form mit Gewinn zu lesen sind. In den ersten Jahren seiner Tätigkeit als Historiker wurden wirtschaftspolitische und soziologische Fragen in seinen Arbeiten nur am Rande berührt.

Hier liegt die Grenze, aber auch die Stärke seines Schaffens. Erst später erschlossen sich ihm auf Grund seiner Familienforschung die gesellschaftlichen Probleme unseres Volkes in den verschiedensten Jahrhunderten. Schüssler arbeitete schon von Anfang an mit an der Herausgabe der Friedrichsruher Ausgabe sämtlicher Schriften, Reden und Werke Bismarcks. Auch wandte er sein Interesse der mecklenburgischen Geschichte zu und legte manche Dissertation hierüber an, wodurch bisher unerschlossene Gebiete der mecklenburgischen Geschichte bekannt wurden, z. B.: „Die Bedeutung des Erbgroßherzogs Friedrich Ludwig von Mecklenburg, 1778–1819“, „Leopold von Plessen und die Verfassungspolitik der Deutschen Kleinstaaten auf dem Wiener Kongreß 1814–1815“, und „Das Großherzogtum Mecklenburg-Strelitz in den Befreiungskriegen und seine Verhandlungen mit dem Zentralverwaltungsrat“. Schüssler beschränkte sich niemals nur auf seinen Lehr- und Forschungsauftrag an der Universität, sondern hielt es immer für seine Pflicht, die historische Bildung des ganzen Volkes durch Vorträge in Vereinen und Volkshochschulen unmittelbar zu fördern. Infolge seiner antinationalsozialistischen Haltung mußte er, um einer Absetzung durch den mecklenburgischen Gauleiter Hildebrand zu entgehen, 1934 von Rostock nach Riga an das Herder-Institut gehen. Von dort führte ihn 1935 eine Berufung nach Würzburg und 1936 an die Universität Berlin. Schüssler hatte durch die äußeren Umbrüche seines Lebens die Fragwürdigkeit der menschlichen Existenz kennengelernt, aber trotzdem verfiel er nach diesem Kriege nicht dem Pessimismus. Besonders erfreute es ihn, wenn er von seinen Schülern hörte, daß geschichtliche Erkenntnisse, die er versucht hatte sichtbar zu machen, ihnen bewußt geblieben waren und unter Umständen sogar ihr Handeln in entscheidenden Phasen ihres Lebens beeinflußt hatten. So erzählte er gerne mit großer innerer Bewegung, daß er während des Krieges in der Universität Berlin, als verwundete Offiziere und Soldaten einen großen Teil seiner Hörer bildeten, anlässlich der Besprechung des Vertrages von Taurroggen, den der General York mit den Russen auf eigene Verantwortung geschlossen hatte, über die sittliche Verantwortung des Offiziers seinen Untergebenen gegenüber gesprochen hatte, eine Verantwortung, die ihm niemand abnehmen könne. Unter seinen Hörern war auch ein junger Offizier, der nach seiner Genesung eine Kompanie im Kampf um Berlin zu führen hatte. Als er einen militärischen Auftrag erhielt, der in der damaligen Situation sinnlos war und die nutzlose Opferung der ihm anvertrauten Soldaten bedeutete, hatte er aus eigener Verantwortung und in plötzlich auftretender Erinnerung an den Schüsslerschen Vortrag den Rückzug befohlen und dadurch die Kompanie vor der völligen Vernichtung gerettet. Von diesem Verhalten hatte der Offizier nach dem Kriege Schüssler berichtet.

Nach dem Kriege gründete Schüssler 1951 die Rankegesellschaft, um das geistige Erbe dieses großen deutschen Historikers, der Deutschland wie auch Europa und die Welt in seine Geschichtsschreibung mit einbezog, lebendig zu erhalten. Anlässlich seines 75. Geburtstages brachten seine Schüler in einer Festschrift des Ostdeutschen Kulturrates einen Teil des Dankes dar, den sie diesem begnadeten Menschen und Historiker gegenüber empfanden. Nach dem Kriege gründete Schüssler das Christophorus-Stift der evangelischen Kirche in Hemer in Westfalen. Nach Verlegung seines Wohnsitzes nach Jugenheim an der Bergstraße hielt er noch mehrere Semester Vorlesungen an der Techn. Hochschule in Darmstadt.

Das Bild Schüsslers wäre unvollkommen gezeichnet, wäre der Mensch Schüssler mit seiner Hilfsbereitschaft und seinem Verständnis für seine Schüler nicht erwähnt worden. Schüssler, der niemals einer Partei angehörte, setzte 1933 auf Grund seines persönlichen Einflusses beim Staatsministerium in Schwerin durch, daß der jüdische Professor Katz in Rostock die Ausreiseerlaubnis erhielt, einen Lehrstuhl in Stockholm übernehmen konnte und so vor einem grauenvollen Ende bewahrt wurde. Nach Beendigung des Krieges war Katz einer der ersten, der sich nach Schüsslers Schicksal erkundigte und ihn in der Misere des ersten Nachkriegsjahres wirtschaftlich unterstützte.

In seinem Werk „Kaiser Wilhelm II.“ schließt Schüssler seine Würdigung für den Kaiser mit den Worten: „Wenn der Ring des Lebens sich mit dem Tode geschlossen hat, verlangt die Gerechtigkeit, daß ein leitender Zug dieses Lebens sichtbar gemacht werde.“ An Schüsslers Grab in Jugenheim im November 1965 hatte der Geistliche bei

Schüsslers Beerdigung diese Worte aufgegriffen und daran anknüpfend als leitenden Gedanken in des Verstorbenen Lebenswerk herausgestellt: „Die Wahrheit der Geschichte unseres von ihm geliebten ganzen Volkes in den letzten hundert Jahren sub specie aeternitatis zu erforschen und ihm damit zur Selbsterkenntnis, zur Selbstprüfung, zur Selbstfindung im Raum der Völker Europas zu verhelfen.“ Der Geistliche endete mit den Worten: „Er hat damit einen Beitrag geleistet, ein Werk getan, das ihm nachfolgen wird!“

Groß ist die Zahl der Schüler, die Schüsslers und der Universität Rostock stets in Dankbarkeit gedenken werden.

---

## Schuld

Der Pfeil zerriß  
die glutgetränkte Luft  
und tauchte jäh  
in hochgekrönte Tannen.

Aus Waldesbrodem brach  
ein müder Duft. -  
Beklommen schritt  
und schweigend  
ich von dannen.

Entseelt hielt ich  
den Tauber in der Hand.  
Er wog so schwer  
wie viele tausend Pfunde.

Mir schrie das Herz:  
Du trägst das Pfand  
für deine eigne  
grausam tiefe  
Wunde.

G. H. Diehler (1957)

## Die 500-Jahrfeier der Rostocker Universität 1919

Von Hans Henning Schreiber †

*Ein Jahr vorher*

Am 11. November 1918 war der 1. Weltkrieg zu Ende; genau 11 Uhr vormittags. Am 12. November 1919, also fast genau ein Jahr später, wurde die ehrwürdige Universität Rostock 500 Jahre alt. Es sollte das nicht vergessen werden, daß in diesem Jahr dazwischen sich in Deutschland eine große Wandlung vollzogen hat. Nun sind seit dieser Zeit schon wieder 50 Jahre vergangen.

Man kann wohl immer nur einen persönlich erlebten Ausschnitt eines Geschehens richtig sehen. Einen globalen Blick auf das Weltgeschehen so wie heute gab es damals jedenfalls noch nicht.

So fing es an: die wir im Juli 1914 einer nach dem andern auf den Universitäten von den Bundesbrüdern mit dem Lied „... es zog ein Bursch hinaus ...“ verabschiedet wurden, hatten es eilig, noch zum Wettlauf der Fronten an den Yserkanal zu kommen. Nun zog Anfang Dezember 1918 das Güstrower Reserve-Feldartillerie-Regiment 46 als letztes im deutschen Heer über die Pontonbrücke zwischen Mehlem und Königswinter über den Rhein, gefolgt vom französischen Nachbarn, der diesen „Vormarsch“ auch damals nur der amerikanischen Invasion verdankte.

Eine bange Frage ging durch die Reihen dieser letzten, die von Langemarck und St. Eloi, vom chemin des dames, aus den Trichtern der Somme und der Ornes-Schlucht bei Verdun übrig geblieben waren: werden wir es schaffen, Weihnachten zu Hause zu sein? Wir haben es geschafft! Vier Tage vorher zogen wir in Güstrow ein. Auch das letzte Hindernis war bald überwunden, als unsere Männer den roten Soldatenrat in die Mitte nahmen, und ein Gemurmel immer drohender wurde: „Wat will he?!“ Da war der Spuk schon am Bahnhof verschwunden. Keiner von uns wird diesen Sonntag-nachmittag vergessen, als die Glocken von Pfarrkirche und Dom zum Gottesdienst läuteten, der Bürgermeister vom Rathausbalkon die intakte Abteilung grüßte, und als Blumensträuße und Güstrower Jugend uns und unsern Pferden ein letztes Maß an Disziplin abverlangten. Die einzige, nicht einmal etatmäßige Schreibmaschine der Abteilung stellte Tag und Nacht in der Plättstube des Gutes Bülow Entlassungspapiere her. Als Ersatz für die zerbrochene Deichsel eines Kutschwagens kam sie dann durch den Gutsbesitzer an ein neues politisches Gebilde, die „demokratische Partei“. Aber wir kamen nach Hause, alle, Weihnachten 1918! Freilich, Vater war kurz vorher gestorben, der Bruder mit Bauchsteckschuß aus dem Lazarett beurlaubt, und auf Mutters Schultern lag allein die Last von Hof und Wirtschaft. Doch so ähnlich erging es damals ja vielen.

Weihnachten 1918! Weihnachten — was war das? War es nun nicht etwas ganz anderes als damals, da wir als Kinder die Stunde der Bescherung nicht abwarten konnten, als das kleine Herz so unruhig schlug, wenn am Heiligen Abend jemand an die Stubentür klopfte?

Die Frage hat mich nicht losgelassen: Weihnachten — was ist das? Die Frage kam immer wieder: 1919 in den Zwischensemestern, während des deutschen Schicksals nach dem Versailler Diktat, in der jungen Republik von Weimar, während der Massenarbeitslosigkeit, in der ersten Hoffnung und baldigen Enttäuschung des dritten Reiches, im Wahnsinn des 2. Weltkrieges und seinen noch nicht gebannten Folgen in der Welt: der Zerreißung des deutschen Vaterlandes, Koreas, Vietnams, übrall und immer wieder steht die Frage auf: Weihnachten — was ist das?

Immer deutlicher wird es nach 2000 Jahren: was damals in der Krippe vor Bethlehem geschah — das war Weihnachten, nämlich der Einbruch einer andern

Welt in diese stets sich wieder im Materialismus verirrende und verlierende Welt, gerade auch unsere heutige Welt. „Das ewig Licht geht da herein, gibt der Welt ein' neuen Schein; es leucht wohl mitten in der Nacht und uns des Lichtes Kinder macht. Kyrieleis.“ So hat es Luther empfunden und dem deutschen Volk ins Herz gesungen. Da beginnt die Wandlung, wo Menschen sich in den Bereich dieses Lichtes, dieser göttlichen Geistesart der Liebe rufen lassen. Dann wird es noch immer Wirklichkeit werden, was einst ein Jünger Jesu erfahren hat: „. . . Wir sahen seine Herrlichkeit . . . und von seiner Fülle haben wir alle genommen Gnade um Gnade.“ Da bleibt nur eins, nämlich das Staunen über solche Wesensart der Liebe Gottes und die Freude, durch solchen „Einbruch“ von Gottes Welt, zum Dienst der gleichen Liebe gerufen zu sein. So menschlich geschah das durch dieses Kind in der Krippe, durch diesen leidenden und sterbenden Mann am Kreuz; aber so göttlich wurde es sichtbar durch den triumphierenden Osterfürsten als den Salvator Mundi, dem alle Gewalt zu eigen ist.

Wenn ich persönlich heute 50 Jahre zurückblicke, war das so. Man kann das wohl nur persönlich bezeugen, daß hier die einzige Hoffnung und, wie ich meine, ein sicherer Ausweg aus dem Durcheinander unserer Welt zu finden ist. Jedenfalls damals, als wir wieder nach Hause kamen, fing es so an, als wolle der dämmernde Tag das Dunkel vertreiben. —

Bereits am 5. Januar 1919 fuhr ich nach Rostock, um mich wieder in der theologischen Fakultät immatrikulieren zu lassen. Die Antwort der Weihnacht war stärker gewesen als die Möglichkeit, Vaters verwaisten Pflug in die Hand zu nehmen. Aber ist die Verkündigung weihnachtlicher Botschaft nicht auch wie ein Pflug, der für Gottes Säemann den Acker bereiten soll?

#### 1919

Es war ein düsteres Jahr, welches wir Deutschen seit jenem 9. November 1918 durchlebten. Aber nach kurzem Schwanken beschloß der Lehrkörper der Universität Rostock einmütig am 23. Mai 1919 nicht nur die Abhaltung, sondern auch den Verlauf einer würdigen Feier zum 500jährigen Gründungstag der alma mater Rostochiensis. So ließen denn im Juli Rektor und Konzil ein Einladungsschreiben an die Ehrengäste und am 20. Oktober einen Aufruf an die Studenten hinausgehen. Jenes beginnt: „Die Universität Rostock schickt sich an, in diesen Monaten, wo die deutsche Sonne am tiefsten steht, und zwar am 12. November 1919, dem wirklichen Geburtstag, Ihre 500-Jahrfeier bescheiden, aber doch festlich zu begehen. Festlich und dankbar — trotz allem . . . So würde die Feier dazu beitragen, daß nach diesen erschütternden Tagen der Wille zum Leben wieder erwacht, daß die Glanzlosigkeit und Freudelosigkeit auf unsern Gesichtern schwindet und das innere Leuchten wiederkehrt.“

An die Studenten wandte sich der Rektor mit beschwörenden Sätzen: „Die 500-Jahrfeier . . . soll bezeugen, daß wir auch in diesen erschütternden Tagen wie einst in den Jahren des Glücks treu zueinander stehen, daß wir die Alten nicht vergessen, . . . und nicht die Jungen, die, wenn das Vaterland rief, für uns gestorben sind. Wir wollen . . ., auch wenn rings um uns alles im Dunkel liegt, das erste Morgengrauen des Neuen Tages herbeisehnen.“

Und alle begannen zu arbeiten, ehrlich, treu, gemeinsam auf ein nahes Ziel hin.

\*

Zunächst wurden — wie immer bei solchen Anlässen — vom Rektor und Senat Ausschüsse gebildet, eine große Anzahl. Man muß rückblickend vermelden: sie haben alle uneigennützig und trefflich gearbeitet. — Hier interessiert uns der Studentenausschuß. Denn in der Studentenschaft geschah gleichzeitig etwas, das gerade heute in der Auseinandersetzung innerhalb der Universitäten von nicht geringer Bedeutung ist. Wir gründeten zu Anfang des 2. Zwischensemesters den „Allgemeinen Studentenausschuß“, Asta genannt. An allen Universitäten brach sich damals der Gedanke einer gemeinsamen Vertretung der Gesamtstudentenschaft Bahn. Hier nur ein paar Namen dieses aus zwölf Studierenden bestehenden Gebildes in Rostock: R. Mans, E. Lewerenz,

Koch, W. Blanke, Gebert, Peters und die Damen A. v. Schleinitz, G. Soeken. Als stellvertretender Vorsitzender und Mitbegründer gehörte ich ebenfalls diesem Ausschuß an.

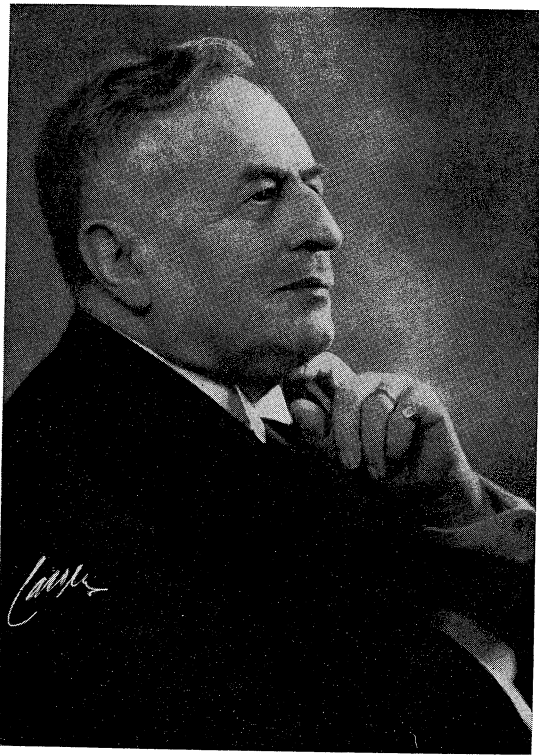
In dem kleinen Heft, gleichsam dem ersten Versuch einer Asta-Zeitung, das ich zur Jahrhundertfeier zusammenstellen durfte, sind neben den Berichten der Fachausschüsse aus den einzelnen Disziplinen die Aufgaben, ja Forderungen erwähnt, die wir Studenten an die Universität zu stellen hatten. Da heißt es: „R e f o r m in unserm Hochschulwesen, Maßnahmen zur Behebung der wirtschaftlichen und sozialen Not der Studenten, unsere soziale Stellung.“ „Der Asta soll ein behördliches Organ seiner Hochschule mit besonderer Zuständigkeit bilden und für diesen Aufgabenkreis selbständig neben den Senaten, als den Vertretungen der Dozentenschaft, stehen. Proteste wurden den einzelnen Regierungen übermittelt, soweit sie sich ohne Einvernehmen mit der Studentenschaft über deren berechnete Wünsche hinwegsetzten. „Dies gilt vor allem für die Neugestaltung des deutschen Hochschulunterrichts.“ Waren wir schon damals Revolutionäre an den deutschen Hochschulen? Nun, wir wußten es nicht und wollten es auch nicht sein. „Nicht revolutionierende Forderungen wurden aufgestellt, nur eine Mitarbeit . . . wollen wir erreichen.“ Nimmt es uns wunder, wenn heute nach einem halben Jahrhundert aufgestaute Wünsche zum Explodieren kommen? Vielleicht waren wir damals der erste Vortrupp für das, was in einer Demokratie auch an der Hochschule selbstverständlich sein sollte.

Was war nicht alles von Studenten für Studenten zu schaffen! Das „A k a d e m i s c h e S p e i s e h a u s“ im Saal der Inneren Mission, Friedhofsweg 11, öffnete schon am 4. Mai 1919 mit 65 Studierenden seine Pforten. Wie preiswert war es da! Stud. chem. G. Wendelmuth und cand. med. Gertrud Soeken nahmen sich in Zusammenarbeit mit dem Verein „Studentenheim“ dieser Gründung an. Wir freuen uns, daß heute eine große Fürsorgeeinrichtung für Rostocks Studenten daraus erwachsen ist. Der „Wohnungsnachweis“ des Asta hat damals viel Arbeit gehabt, auch manche Enttäuschung und manchen Ärger einstecken müssen. Um so höher ist die Arbeit von cand. hist. A. von Schleinitz zu werten. Juristischer und theologischer F a c h a u s s c h u ß, welch letzterem ich vorstehen durfte, Klinizisten Verein, Philologischer Verband, Sozialwissenschaftliche und Literarische Vereinigung, sogar ein Verein für Hochschulreform erlebten damals alle im Sommer oder Herbst 1919 ihre Gründung. Zum Schluß sei noch eine Bemerkung gestattet: studiert wurde auch! Viele taten es sogar sehr eifrig. Auch das Korporationswesen kam wieder in Gang, anerkannt und geachtet von Rektor und Senat!

### *Die Gäste*

Das war die große Überraschung: Es waren viele Gäste gekommen! Unter den neuen politischen Verhältnissen, die man eben mühsam zu festigen versuchte, war der Besuch aus D e u t s c h l a n d unerwartet groß. Nach dem unter dem Druck der amerikanischen Invasion verlorenen Krieg waren die deutschen Universitäten wieder mit als erste da als Ausdruck des Zusammenhaltes gerade in Zeiten der Not. Zum ersten Mal kam aber auch das neutrale A u s l a n d wieder nach Deutschland!

Sie alle mögen hier als leuchtendes Symbol in einer dunklen Zeit des Vaterlandes festgehalten werden, wobei die schwierigen Verkehrsverhältnisse in winterlicher Reisezeit besonders anzumerken sind. Beträchtlich war die Zahl der Vertreter deutscher Universitäten und Akademien: Berlin mit drei Vertretern unter Führung des Professors für Alte Geschichte, Eduard Meyer. Breslau, Frankfurt/M., Freiburg, Göttingen, Greifswald, Halle, Hamburg, Heidelberg, Jena, Kiel, Köln, Leipzig, München und Würzburg waren vertreten. Andere Universitäten wie Bonn, Erlangen, Königsberg, Gießen, Marburg und Tübingen waren im letzten Augenblick durch die Ungunst der Verhältnisse gehindert. Es fehlten auch die Vertreter der technischen Hochschulen nicht. Ganz erstaunlich groß war die Teilnahme aus dem neutralen Ausland: die Dänen aus Kopenhagen, Finnland mit dem begeisterten Rektor Professor Ruin aus Helsingfors, Holland mit den Universitäten Groningen und Utrecht, Norwegen — Christiania. Besonders stark



*Der berühmte schwedische Asienforscher Sven Hedin (1865 bis 1952) entdeckte auf seiner Forschungsreise durch Tibet (1906 bis 1908) den 7 300 m hohen Gebirgszug Transhimalaja (Hedingerbirge). Er schrieb die Bücher „Transhimalaja“, „Von Pol zu Pol“ u. a.*

vertreten war Schweden mit Lund, Gotenburg und Stockholm, mit dem Rektor von Uppsala; auch Dorpat war dabei. Es ist nur möglich, auf die andern offiziellen Gäste kurz hinzuweisen: Landtage und Landesregierungen beider Mecklenburg, die Landeskirchen, Städte und Schulen, Vertreter der Ärzteschaft, der Richter, Künstler und Geschichtsfreunde, auch Vertreter der Garnison. Schließlich — und das fand besondere Beachtung: General v. Lettow-Vorbeck, der unbesiegte Verteidiger von Deutsch-Ostafrika, Herzog Adolf Friedrich v. Mecklenburg, der hervorragende Forscher in Zentralafrika und letzte Gouverneur von Togo. Und weiter Professor Max Planck, Albert Einstein und Sven Hedin, der große Freund Deutschlands. Der Vertreter der Schweriner Landesregierung sagte in seinem Grußwort: „Diese Feier ist ein Beweis dafür, daß das wissenschaftliche Deutschland noch lebt . . . Diese Versammlung verkörpert das geistige Deutschland.“

#### *Die Feiern*

Der Beginn der Feiern hatte wegen der Eisenbahnsperre vom 12. auf den 25. und 26. November verschoben werden müssen. Auch das hatte sein Gutes, denn statt Eis, Schnee und bitterer Kälte schien eine milde Wintersonne in den Tagen des Festes. Es begann mit dem Begrüßungs-Abend in der festlich geschmückten hohen Halle des Ständehauses. Mit einigen Vertretern der Studentenschaft durfte ich an dieser offiziellen Begrüßung der Gäste und Ehrengäste durch den Prorektor und den Ministerpräsidenten teilnehmen.

Der eigentliche Festtag, der 26. November, stellte dann hohe Ansprüche an die geistige Aufnahme- und physische Standfestigkeit aller. Schon am Morgen ging es los. Der amtliche Bericht des Rektors sagt u. a.: „Wie in alter Zeit durchschritten Professoren in wallendem Talar die Straßen der Stadt. In langem Zug



durchführen die Chargierten der Korporationen in vollem Wuchs mit ihren Fahnen zur Auffahrt vor dem Theater den Anmarschweg.“ Es war wirklich ein einmaliges Bild, als der feierliche Zug sich dann durch das übervoll besetzte Haus auf die Bühne zu bewegte, voran wir vom Studentenausschuß, dann der Rektor, die Dekane und Professoren sowie die Vertreter der Korporationen. „Hinter ihren Lehrern bauten sich die kraftvollen Gestalten der studentischen, kriegsbewährten Jugend auf, die, ihre Fahnen in sicherer Hand haltend, für die Dauer der ganzen Festhandlung den kaum bewegten, farbenfrohen Abschluß darbieten“ heißt es in dem Bericht der Universität. Wir waren aber doch froh, als nach dem geschichtlich so lebendigen Festvortrag des Rektors Professor Dr. Herbig der Vorhang für kurze Zeit niederging, bevor die Fortsetzung mit den Grüßen und Wünschen der vielen in- und ausländischen Ehrengäste nicht weniger unser Stehvermögen strapazierte, als es schon der erste Teil des Festaktes getan hatte. Bei uns allen war die Freude echt, als Beethovens Eroika dem Festakt einen so jubelnden Ausdruck gab.

Es war spät geworden, so daß aus dem Frühstück im Ständehaus eine leibliche Stärkung „Nach Tische“ wurde. Wer will es den 250 geladenen Gästen, darunter wieder wir wenigen Vertreter des Asta, verdenken, wenn sie meinten: hier ist gut sein, hier laßt uns bleiben? Waren es die geistvollen Reden, unter denen mir noch der begeisterte Gruß des Professor Ruin aus Helsingfors in lebhafter Erinnerung ist — lange habe ich noch seine Karte, die er mir gab, aufbewahrt —, oder war es der gute Wein? Aus dem Häuflein, welches sich nach Fortgang der andern immer enger „konzentrierte“, blieben schließlich nur drei: Sven Hedin und wir beiden Studenten. Aber auch wir mußten weichen. Es ging nur mit „Arm in Arm“ als wir durch den Rosengarten, natürlich reichlich spät, zur Festvorstellung wieder im Theater landeten. Aber im Hinblick auf den hohen Gast wurden wir nicht nur



*Rektor und Professoren im Festzug 1919*

*Es sind zu erkennen Rektor Prof. Dr. Mayer, der Romanist Prof. Dr. Zenker, der Philosoph Prof. Dr. Ehrhardt, der Mediziner Prof. Dr. Barfurth.*

eingelassen, man hatte auch drei Plätze für uns reserviert! Das Meistersinger-Vorspiel hatte begonnen und der 3. Akt war gewiß ein würdiger Ausklang dieses 1. Festtages. Nur bei mir setzt die Erinnerung aus, seitdem wir drei in unsern Stühlen saßen. Doch aufrecht sind wir geblieben. Das muß wohl stimmen, denn noch 1927 erzählte mir unser schwedischer Gast jede Einzelheit, als er in Lübeck über seine inzwischen durchgeführte Tibet-Expedition einen Vortrag hielt. Von Rostock her datiert unsere Freundschaft, und noch kurz vor seinem Tode schickte mir der 80jährige sein Bild mit einem tröstenden Ausblick auf Deutschlands Zukunft. Und das war 1950. Er war Deutschlands großer Freund.

\*

Die Nacht war kurz, als leuchtend am Donnerstag, dem 27. November, die Winter-sonne über Rostocks Dächern aufging.

Gedächtnisgottesdienst in St. Marien, jenem Gotteshaus, in welchem einst am 12. November 1419 die Gründung der Universität verkündet wurde. Auf dem weiten Blücherplatz sammelten sich die Teilnehmer und schlossen sich in langem Zuge der Spitze an, die mit dem Universitätsbanner aus dem Universitätsgebäude trat. Wieder hatte der Asta den Vortritt. Man hatte mir die Fahne anvertraut. Es mag hier der Ort sein, die Korporationen zu nennen, welche den durch die Blutstraße und über den Hopfenmarkt sich bewegenden Zug beschlossen: Vandalia und Visigothia, Obotritia und Redaria, Mecklenburgia und Teutonia, Baltia, Arminia und der Verein deutscher Studenten, Wingolf und theologischer Studenten-Verein, Trozburg und Hansea. Der alte Universitätsprediger Professor D. Dr. Walther hat geistemächtig die Tiefen der Herzen angerührt: „Alles Fleisch ist wie Gras und alle Herrlichkeit des Menschen wie des Grases Blume. Das Gras ist verdorrt und die Blume abgefallen, aber des Herrn Wort bleibt in Ewigkeit . . . Gott der Herr ist Sonn' und Schild. Der Herr gibt Gnade und Ehre.“

Zurück ging der Zug in alter Ordnung, umsäumt an den Straßen von einer staunenden und bewegten Menschenmenge. Dann Aulafeier in gedrängter Fülle. Es war die letzte Feier seitens der Universitätsbehörden, es war die Stunde des Dankens. Ehrenpromotionen und die neue Würde einer Ehrenmitgliedschaft der Universität wurden verkündet. Es war eine große Schar, der dieser Dank in besonderer Weise galt, aber nicht nur ihnen.

Wie könnte es anders sein, als daß eine Universitätsgemeinde am Tage dankbaren Rückblicks auf 500 Jahre Universitätsgeschichte nicht auch derer gedächte, die sie einst feierlich verabschiedet hat, und die aus dem Inferno des Weltkrieges nicht wiederkehrten? 16 Dozenten oder deren Söhne, 228 Studierende und sechs, die als vermißt gemeldet waren — eine große Zahl für Rostocks Universität! Das Buch unter dem Mahnmal in der Aula bewahrt ihre Namen auf. Doch bevor die Hülle fiel, sprach Professor Reinke-Bloch, der, wie die Professoren D. Dr. Walther und Geheimrat Martius, zwei Söhne verloren hatte, Worte ernsten Gedenkens. Und als er schloß: So falle denn die Hülle! „lassen — so steht es im amtlichen Bericht — die beiden Vorsitzenden des Studentenausschusses die schwarz-weiß-rote Fahne sinken, die das Denkmal verberg.“ Cand. med. Manß und ich haben den gefallenen Kameraden diesen letzten Dienst erweisen dürfen. Das Banner der Universität neigte sich ebenso wie die Fahnen der Korporationen und die vielen Gäste, Dozenten und Kommilitonen. Schweigend zogen alle in langer Prozession wie zu einem stillen Gruß an die Toten vorüber.

### *Und wir Studenten*

Der Lehrkörper der Universität schreibt 1920 in einem Rechenschaftsbericht über die 500-Jahrfeier: „Der Studentenausschuß war namentlich tätig beim Festzug und der Aulafeier; die Vorbereitung und Leitung der Festkneipen lag durchaus in seiner Hand. Ohne seine treue Mitarbeit können wir uns das Fest nicht denken.“ So war es also guter Wille und Achtung auf beiden Seiten, daß in Deutschlands dunklen Tagen sobald schon nach dem 1. Weltkrieg unter dem dunklen Gewölk des Versailler Diktats

mecklenburgische Dozenten und Studenten in echter Partnerschaft zusammenstanden. Es scheint mir wichtig, dies zu betonen, wenn wir an die heutige Zeit denken.

Der letzte Abend gehörte also den Studenten ganz allein, den Korporationen und den Nichtkorporierten gemeinsam. Die beiden größten Säle Rostocks waren bis auf den letzten Platz gefüllt: die Philharmonie und die Tonhalle. In dieser durfte ich als Präside den Schläger führen. Ganz hinten vor der Bühne am Ende der langen Tische halfen Kontrapräsidien Achtung zu halten. Dabei wäre es mir bald so ergangen wie dem Petrus mit dem Ohr des römischen Kriegsknechtes. Aber noch sauste mein Speer haarscharf am linken Ohr des bekannten Berliner Rektors Professor Eduard Meyer vorbei. Bei einem Schreck auf beiden Seiten und einem freundlichen Augenzwinkern des alten Meyer ist es dann verblieben.

Was für eine Prominenz saß um mich am langen Quertisch des Saales! Wem gebührte der Platz zur Rechten, zur Linken und gegenüber? Für welche Fahne, schwarz-weiß-rot oder schwarz-rot-gold, sollten wir uns entscheiden? Nun, sie wurden alle zufriedengestellt, die Begeisterung war groß und die alten Lieder klangen wie nie zuvor. Auf den hohen Längsbalkonen sah man die bunte Fülle der Damenwelt.

So kam die Zeit heran, in der die meisten Reden gehalten waren und wo ein Zeitstück auf der Bühne die Zuschauer an frühere Zeiten erinnern sollte . . . ; aber da geschah es, daß ein Gerücht durch den Saal lief: „Die Extremisten haben die Philharmonie gestürmt und sind auf dem Wege zur Tonhalle. Den Herzog wollen sie fangen.“ Was tun? Die Seitenausgänge verstopften sich bald, da das Damenvolk ängstlich zum Ausgang strebte und auf der andern Seite des „Vorstandstisches“ die Männer dem drängenden Bier Beachtung zollen mußten. Hinter uns aber waren die Haupteingänge mit einem riesigen hölzernen Rostocker Greif und viel Eichenlaub versperrt; dazu saß noch ängstlich eine Reihe von Damen davor. Nun, Studenten und alten Marschierern fiel es nicht schwer, alle Fenster und Türen der Tonhalle zu besetzen. General v. Lettow-Vorbeck, seinerzeit Brigadekommandeur in Schwerin, bat mich, die Garnison zu benachrichtigen. Doch das war leichter befohlen als ausgeführt. Wie aus dem verstopften Saal herauskommen? So ist es denn wohl bis heute ein einmaliges Geschehen, daß ein cand. theol. der Frau des Staatsministers über den Schoß klettern mußte, um ins Freie zu gelangen. Oder wäre das ein Grund zur Befehlsverweigerung gewesen? Man würde den Fall heute vielleicht zum Problem erheben. Aber die andern kamen nicht und das Stück auf der Bühne ging weiter. Als der Morgen graute, hatte jeder das Gefühl, dem der Rektor hintennach Ausdruck verlieh: „Ohne die treue Mitarbeit dieser ersten Rostocker Studentenvertretung können wir uns das Fest nicht denken.“

Was rechtfertigt es, daß wir nach 50 Jahren wieder an diese Feier in Rostock zurückdenken? Erinnerung allein tut es nicht, auch Tradition nicht. Wenn aber aus beiden etwas geblieben ist, was Kräfte für unsere andersartige Gegenwart und für die Zukunft freisetzen oder was gar in dem ungeheuren Wandel der Zeit uns helfen kann, die Richtung nicht zu verlieren, dann laßt es uns mit heißem Herzen suchen und festhalten als ein kostbares Gut! Dann gilt immer noch in dem Wandel allen Geschehens der Gruß der niederländischen Universitäten vom 26. November 1919:

„ALMA MATER ROSTOCHIENSIS VIVAT ET FLOREAT  
PER SAECULA HONORE ET GLORIA!“

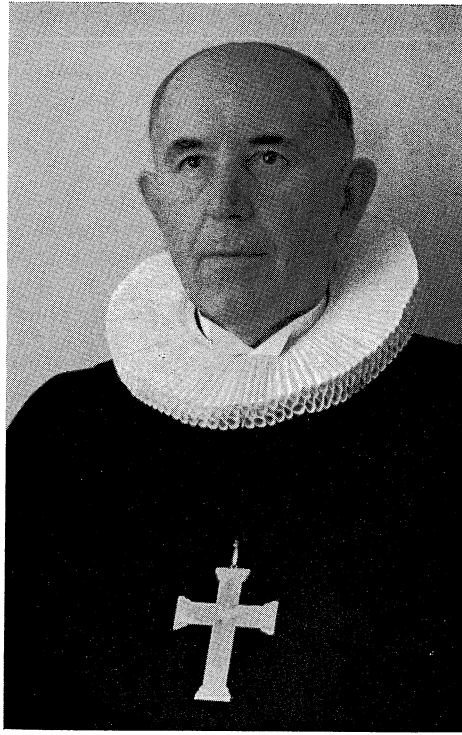
(Benutzt: Amtlicher Bericht der Universität, 1. Asta-Bericht; persönliche Erinnerung)

*Brief Sven Hedins aus Stockholm vom 16. Juni 1950 an Domprobst Schreiber*

Herzlichen Dank für Ihren lieben Brief . . . Ja, die 500-Jahrfeier in Rostock werde ich nie vergessen. Ich wohnte mit Herzog Adolf Friedrich und General Lettow-Vorbeck zusammen . . . und mit Ihnen, Herr Domprobst, saß ich auch damals zusammen. Es war sehr schön — aber es kommen noch große Zeiten für Deutschland.

Mit herzlichen Grüßen Ihr treu und dankbar ergebener

Sven Hedin



### **Hans Henning Schreiber zum Gedenken**

von Carl Meltz

Domprobst und Landessuperintendent Hans Henning Schreiber, zu Ratzeburg am 15. Dezember 1968 in die Ewigkeit abberufen, erblickt als Sproß einer alten mecklenburg-strelitzischen Bauernfamilie zu Wulkenzin am 1. Oktober 1894 das Licht der Welt. Kurz nach der Jahrhundertwende siedeln die Eltern, denen er nach zehnjähriger Ehe geboren wird, nach Bargensdorf bei Burgstargard über, wo der Vater wiederum als Pfarrpächter wirkt. Dort verlebt Hans Henning Schreiber seine Jugend. Das Landleben und Geschehnisse aus dem bäuerlichen Dasein finden später immer wieder in Predigten ihren Niederschlag, insbesondere auch bei der Wortverkündung in Niederdeutsch im altehrwürdigen Dom zu Ratzeburg während des Festgottesdienstes auf den Mecklenburger Heimattagen.

Der Neunjährige bezieht 1903 das als lateinische Gelehrtenschule schon am Ausgange des Mittelalters nachweisbare humanistische Gymnasium zu Neubrandenburg, der Vorderstadt des stargardischen Kreises. Über die Schulzeit bis zur Reifeprüfung Ostern 1913 berichtet er aus der Rückschau des Alters 1967 auf dem Neubrandenburger Treffen in Hannover unter Würdigung seiner Pensionsmutter, seiner Mitschüler und seiner Lehrer.

Hans Henning Schreiber nimmt im Sommersemester 1913 das Studium der Theologie zu Erlangen auf und wird aktiv im Studentengesangverein, der dem Sondershäuser Verband deutscher Studentengesangvereine angehört. Der Erste Weltkrieg unterbricht das Studium. Als Kriegsfreiwilliger zieht der Theologiestudent ins Feld nach Flandern und kehrt als Offizier und mit dem mecklenburgischen Verdienstkreuz I. und II. Klasse und mit dem Eisernen Kreuz I. und II. Klasse in die Heimat zurück, um im vierten Semester das Theologiestudium an der heimatlichen Landesuniversität Rostock fortzusetzen.

Er wird Mitglied des Akademischen Gesangvereins Redaria, welcher in den Tagen der Halbjahrtausendfeier der alma mater Rostochiensis freischlagende Verbindung und alsbald Burschenschaft wird, und gehört dem AStA (Allgemeinen Studentenausschuß) der Universität an. Er leitet im Schmucke des hellblau-weiß-roten Redarenbandes den Festkommers der Studentenschaft in der Tonhalle an der Seite Sven Hedins, des großen schwedischen Deutschenfreundes, und des Generals Lettow-Vorbeck, des unbesiegtten Verteidigers von Deutsch-Ostafrika.

Dem ersten theologischen Staatsexamen 1920 folgen ein Vikariat zu Schönberg im Fürstentum Ratzeburg und die Ordination am 4. 11. 1921 durch den Ratzeburger Domprobst Karl Ludwig Bossart. Nach dem zweiten theologischen Staatsexamen im Herbst 1922 wird Hans Henning Schreiber am 19. 11. 1922 Pastor zu Schönberg und verheiratet sich am 16. 2. 1923 mit der Bauertochter Margarete Burmeister aus Kleinfeld bei Schönberg. Aus der Ehe gehen ein Sohn und eine Tochter hervor, die beide ihre Eltern zu Großeltern gemacht haben.

Mit dem Ablauf des 31. 12. 1933 beenden die durch den Hamburger Vergleich von 1701 geschaffenen Länder Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz, bis 1815 Herzogtümer und bis 1918 Großherzogtümer, ihr Dasein. Seit dem 1. 1. 1934 gibt es nur noch ein Land Mecklenburg. Mit Wirkung von diesem Tage wird Hans Henning Schreiber nach dreizehnjährigem Wirken zu Schönberg Domprobst zu Ratzeburg und ein Jahr später auch Landesuperintendent des neu errichteten Kirchenkreises Schönberg. Damit bildet die nördliche Hälfte des alten Bistums wieder eine einheitliche Diözese; ihr gehören die drei Probsteien Ratzeburg, Klütz und Grevesmühlen an.

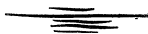
Im Zweiten Weltkrieg wird der Freiwillige von 1914 Regimentskommandeur. Als Oberstleutnant der Reserve ist er im Flakschutz seiner mecklenburgischen Heimat eingesetzt.

Domprobst Schreiber, 1964 nach Vollendung des 70. Lebensjahres in den Ruhestand getreten, gilt seit langem auch als Seelsorger aller in der Bundesrepublik lebenden Mecklenburger, denen er auf dem angestammten Heimatboden zu Ratzeburg während der Heimatstage Trost und Mut in der Sprache Fritz Reuters zuspricht. Der Dom Heinrichs des Löwen wird dadurch zu einem Ort der Begegnung zwischen Ost und West.

Die Erneuerung und Instandsetzung des Domes, mit dem er drei Jahrzehnte als Seelsorger eng verbunden ist, krönt das Lebenswerk. Die Bindung des Verewigten an das alte Gotteshaus, das zu den ersten norddeutschen Backsteinbauten gehört und dessen Erneuerung auch für künftige Geschlechter mit dem Namen des Heimgegangenen verknüpft bleiben wird, kommt auch in seiner mehrfach aufgelegten Schrift zum Ausdruck: „Der Dom in Ratzeburg — acht Jahrhunderte“.

Noch im Ruhestand ist der emeritierte Domprobst für seinen Dom tätig. Er verwaltet die Dombibliothek, die neben theologischer Literatur vornehmlich Mecklenburgika sammelt und sogar über Inkunabeln verfügt, und das Domarchiv, daß die während des Zweiten Weltkrieges ausgelagerten mecklenburgischen Kirchenbücher verwahrt.

Die unnatürliche Grenze mitten durch seinen Kirchenkreis und durch Deutschland hat ihm viel Not gemacht. Nun ruht er, der so viel wie kaum ein anderer für den Ratzeburger Dom, „seinen Dom“, geleistet, in seinem Schatten, an seinen Mauern von seinem Lebenswerk aus, das bestimmt war von der Liebe zu Beruf und Familie und der mecklenburgischen Heimat.



# Die Brüder Boll als Freunde von Fritz Reuter (I)

Von Friedrich Scheven

Das Leben und Wirken von Franz Boll, dem Freund des Herzogs Carl von Mecklenburg-Strelitz, des Namensgebers des Carolinums, ist in Heft 43 dieser Zeitschrift auf Grund seines Briefwechsels mit seinem Landesherrn dargestellt worden<sup>1)</sup>. Er war von 1802 bis 1818 Pastor an der Marienkirche in Neubrandenburg. Welch hoher Wertschätzung er sich in seiner Gemeinde erfreute, davon legt noch heute das hohe Denkmal Zeugnis ab, das an der Südseite der Marienkirche zu seinem Gedenken nach dem Entwurf von Caspar David Friedrich errichtet wurde. Es erinnert noch heute in einer völlig veränderten Umwelt an eine Familie, der nicht bloß die Stadt Neubrandenburg, sondern das ganze Land Mecklenburg viel zu danken haben. Söhne dieses Franz Boll sind die beiden Brüder, von denen hier als Freunden von Fritz Reuter die Rede sein soll<sup>2)</sup>.

## I. Franz und Ernst Boll,

### ihr Leben und ihre wissenschaftliche Arbeit

1. Das Leben der beiden anspruchslosen und von persönlichem Geltungsbedürfnis völlig freien Brüder verlief überaus schlicht und einfach. Schon was den Ort ihres Lebens und Wirkens anbetrifft, gilt das: beide sind in Neubrandenburg geboren, haben ihre Vaterstadt, von den Studienjahren und kurzen Ferienreisen abgesehen, kaum verlassen und sind dort gestorben. Franz Boll ist am 17. Oktober 1805 geboren, sein Bruder Ernst am 21. September 1817. Die 12 Jahre Altersunterschied brachten es mit sich, daß Franz nach dem frühen Tode des Vaters († 1818) dem jüngeren Bruder fast an Vaterstelle zur Seite stand, und dieser ihm mit brüderlich-kindlicher Liebe Zeit seines Lebens anhing. Es war ein Brüderpaar, das in seltener Harmonie durchs Leben ging. Äußerlich waren sie durch die gemeinsame Lebensführung aufs engste miteinander verbunden; Ernst lebte, nachdem eine Lungenerkrankung eine Berufstätigkeit unmöglich gemacht hatte, in der Hausgemeinschaft des Bruders. Innerlich verbanden sie gleiche geistige Interessen. In täglicher Begegnung befruchteten sie sich gegenseitig in ihrem Forschen und Denken und haben auch gemeinsam an wichtigen wissenschaftlichen Werken gearbeitet. Gemeinsam wie ihr Leben und Arbeiten war auch ihre Freundschaft mit Fritz Reuter, von der hier vornehmlich die Rede sein soll.

In ihrer körperlichen Konstitution waren die beiden Brüder, die soviel Gemeinsames hatten im Leben und im Wesen, freilich denkbar verschieden. Die Bilder, die der Schweriner Maler Theodor Schlöpke von ihnen zeichnete, als er sich 1860 in Neubrandenburg aufhielt, um im Auftrag des Großherzogs Fritz Reuter für die Schweriner Galerie zu malen, zeigen Franz korpulent, mit breiter Brust und vollem Gesicht, Ernst dagegen lang aufgeschossen, mit schmalem Gesicht und starker Nase<sup>3)</sup>. Man würde

<sup>1)</sup> Friedrich Scheven, Der Neubrandenburger Pastor Franz Boll und sein Landesherr, der Herzog Carl von Meckl.-Strelitz.

<sup>2)</sup> Über das gleiche Thema hat in Nr. 32 (1960) dieser Zeitschrift Annaliese Wagner gehandelt unter dem Titel: „Die Bedeutung der Gebrüder Boll in Fritz Reuters Leben und Werk“. Die vorliegende Arbeit hat neben dieser Abhandlung ihren Wert darin, daß ihr bisher unbekannte Quellen zum Leben und Wirken der beiden Bolls zu Grunde gelegt werden konnten (Abschnitt I und II), und vor allem darin, daß die im Schevenschen Familienarchiv vorhandenen Briefe Reuters an die Bolls hier zum ersten Male in ungekürztem Wortlaut gebracht und unter den von der neueren Reuterforschung aufgeworfenen Gesichtspunkten gewürdigt werden konnten (Abschnitt III und IV). Der Abschnitt III „Die Briefe Reuters an die Brüder Boll“ und IV „Die Brüder Boll und das literarische Schaffen von Fritz Reuter“ werden voraussichtlich in der nächsten Nummer dieser Zeitschrift zum Abdruck kommen.

<sup>3)</sup> Im Familienarchiv der Familie Scheven bei Dipl.-Ing. E. F. Scheven in Stuttgart.



*Franz Boll*  
1805 — 1875  
*Präpositus in Neubrandenburg*  
Nach einer Zeichnung von  
*Theodor Schlöpke*

sie auf den ersten Blick nicht für Brüder halten. Ernst war körperlich für die Krankheit disponiert, die Zeit seines Lebens auf ihm lag.

Die Lebensdaten der beiden Brüder sind kurz angegeben. Zunächst das wichtigste aus dem Leben von Franz Boll. Er war Schüler des Neubrandenburger Gymnasiums, studierte das übliche Triennium in der Theologischen Fakultät der Universitäten Berlin, Halle und Rostock, und war anschließend bis 1835 Hauslehrer in mecklenburgischen Gutshäusern. Er wurde dann zum Pastor an der Johanniskirche in Neubrandenburg berufen, jener alten Klosterkirche nahe der Stadtmauer, die heute nach Zerstörung der Marienkirche zur Hauptkirche der Stadt geworden ist. Es war eine ganz kleine Gemeinde, die er hier zu betreuen hatte. Die Anerkennung, die aber sein Wirken in dem geistlichen Amt bei seiner vorgesetzten Behörde fand, kam darin zum Ausdruck, daß Franz Boll 1861 zum Präpositus des Neubrandenburger Zirkels bestellt wurde. Der Pastor an St. Johannis war zugleich erster Lehrer an der Bürgerschule (Gymnasium) der Stadt, und das nahm seine Zeit mehr in Anspruch. 30 Jahre hindurch war Boll Ordinarius der Quinta, ein entsagungsvoller Dienst, dem er aber mit größter Gewissenhaftigkeit nachkam. Ernst Ahlers, der spätere Neustrelitzer Oberkirchenrat, ist hier sein Schüler gewesen und hat in den Meckl.-Strelitzer Heimatblättern<sup>4)</sup> ein Bild seiner originellen Lehrtätigkeit gezeichnet. Die Arbeit, die mit den beiden Ämtern auf seinen Schultern lag, war groß: sonntägliche Predigt, 26 Schulstunden in einer Klasse von 60—70 Kindern, 2 Stunden Unterricht für Gewerbeschüler am Sonntagnachmittag. Dazu kam der Unterricht der eigenen Kinder, des hochbegabten Sohns bis zur Prima. Zu dieser geistlichen und unterrichtlichen Tätigkeit, die wahrlich schon eine Manneskraft ganz in Anspruch nahm, kam nun noch die umfassende wissenschaftliche Arbeit

---

<sup>4)</sup> Jahrgang 5 (1929), S. 39 ff.

hinzu, von der noch im einzelnen die Rede sein wird. „Je älter ich geworden bin“, so schreibt seine Tochter Friederike Scheven in ihren Lebenserinnerungen<sup>5)</sup>, „je mehr erfüllt es mich mit staunender Bewunderung, mit welchem Riesenfleiß mein Vater sein Leben lang gearbeitet hat — mir deucht, spätere Generationen werden es immer weniger begreifen, wie es ihm möglich war, tagaus tagein von Jahr zu Jahr sein ermüdendes Tagewerk fortzuführen, dabei die umfassendsten gelehrten Studien zu treiben.“ Nur eine ganz genaue Zeiteinteilung und Ausnutzung jeder Stunde vom frühen Morgen bis zum späten Abend konnte das möglich machen.

Die Wohnung, die Franz zunächst mit seiner Mutter, später mit seiner großen Familie im Predigerwitwenhaus bewohnte, war klein und eng. Ein Pfarrhaus stand für den Pastor an der Johanniskirche nicht zur Verfügung. Die Tochter Friederike wundert sich in ihren Lebenserinnerungen darüber, daß sie alle, auch der Onkel Ernst, der dazu gehörte, in den winzigen Stuben und Kammern Platz finden konnten. Vaters Stube ist für sie mit lichtem Glanz verklärt: „Anderen Menschen kam sie vielleicht sehr ungemütlich vor, denn er duldete weder Gardinen an den Fenstern, noch einen Teppich, nicht einmal ein Tisch durfte vor dem Sofa stehen, weil er möglichst viel Raum zum Hin- und Hergehen haben mußte, langsamen Schrittes auf und nieder gehend, die Pfeife im Munde, meditierte er gerne.“ Zu einer bescheidenen Lebensführung nötigte auch das Einkommen. Die Besoldung des Pastors an St. Johannis war sehr gering, die Nebentätigkeiten gaben auch nicht viel her. Aber bei der Sparsamkeit des Hausvaters reichten die Einnahmen für die Familie. „Ick heww en gauden Fründ“, sagt Reuter, „wenn den Einer nah enanner twei Daler affördert, denn giwwt hei's, äwer bi twei Swewelsticken makt bei en bedenklich Gesicht“<sup>6)</sup>. Damit kennzeichnet Fritz Reuter seinen Freund Franz Boll. In dem Brief vom 17. 8. 1864 (Ausgabe Batt S. 503) nimmt Reuter hierauf Bezug: „Sie, Herr Pastor, der als sorgsamer Hausvater nichts umkommen läßt (vide Schwefelhölzchen), selbst nicht einmal einen Gruß aus der Ferne, besorgen wohl an die Frau Pastorin unsere freundlichsten Grüße.“

1867 legte Franz Boll den Schuldienst nieder und lebte hinfort fast ganz seinen wissenschaftlichen Arbeiten. Die Zeit seines fruchtbarsten Schaffens aber waren nicht die Jahre, die nun folgten, sondern es waren die zurückliegenden Jahre gewesen, wo er Pfarramt und Schulamt zugleich verwaltete und daneben noch Lehrer seiner eigenen Kinder war. Mancherlei Krankheitsbeschwerden trübten das letzte Jahrzehnt seines Lebens. Er starb am 20. März 1875.

Ebenso kurze Angaben sind über das äußere Leben von Ernst Boll zu machen. Geboren am 21. September 1817 in Neubrandenburg, verlor er schon im ersten Lebensjahr den Vater. Seitdem wuchs er unter der Obhut und sorgenden Liebe der Mutter und des um 12 Jahre älteren Bruders Franz heran. Er war von Anfang an ein Sorgenkind. Schon im 3. Lebensjahr erkrankte er an Gehirnhautentzündung, woran schon vier Geschwister gestorben waren. Während seiner Hauslehrerzeit in Friedland zog er sich das Lungenleiden zu, das ihm Zeit seines Lebens jede öffentliche Tätigkeit versagte. Nach einer Fußwanderung von Friedland nach Neubrandenburg kam als Folge einer zunächst harmlosen Erkältung eine Lungenentzündung zum Ausbruch. Nach wochenlangem Ringen zwischen Tod und Leben konnte der in der Familie als Wunderdoktor verehrte Medizinalrat Dr. Brückner in Ludwigslust, der Bruder der Mutter, die Krankheit soweit bannen, daß Ernst Boll hinfort im Hause seines Bruders seinen wissenschaftlichen Neigungen leben konnte. Er blieb aber ein kranker Mann Zeit seines Lebens.

Das Neubrandenburger Gymnasium konnte der stets schonungsbedürftige Ernst erst vom 9. Lebensjahr ab besuchen. Es hat ihm wenig geboten, wie sein Bruder in dem biographischen Nachruf sagt, mit dem er seiner in dem „Archiv des Vereins der Freunde der Naturgeschichte in Mecklenburg“ gedenkt<sup>7)</sup>. Umso mehr war der Ort

<sup>5)</sup> Im Familienarchiv bei Dipl.-Ing. E. F. Scheven in Stuttgart.

<sup>6)</sup> Dörchläuchting Kap. 3.

<sup>7)</sup> Jahrgang 22 (1869).



seines Lernens die umfangreiche Bücherei des Vaters, die ihm unerschöpfliche Anregungen gab und seinen Wissenstrieb, der vornehmlich auf naturwissenschaftliche Dinge gerichtet war, befriedigte. 1838 bezog er die Universität Berlin, um wie sein Bruder, dem Wunsch der Mutter folgend, Theologie zu studieren. Trotz seiner naturwissenschaftlichen Neigungen, denen er auch hier weiter nachging, hat er die theologischen Vorlesungen mit Freude und Eifer gehört. Neander und Schleiermacher, die der Bruder vor 12 Jahren gehört hatte, waren auch seine Lehrer. Von Berlin ging Ernst Boll 1840 nach Bonn zur Fortsetzung seines Studiums. Hier wandten sich seine Arbeiten mehr noch als in Berlin der Naturwissenschaft zu. Waren es zuvor vornehmlich Botanik und Physik gewesen, die sein Interesse fanden, so trat jetzt die Geognosie in den Vordergrund. Das Siebengebirge und die Eifel durchwanderte er mit offenen Augen für die Fragen der Bodenkunde und gewann damit die Grundlagen für sein späteres Werk „Geognosie der deutschen Ostseeländer zwischen Eider und Oder“, der ersten seiner buchmäßigen Veröffentlichungen. 1842 meldete er sich zur theologischen Prüfung und legte termingemäß die schriftlichen Arbeiten vor. Dann aber kam das Lungenleiden zum Ausbruch und setzte allen Examens- und Berufsplänen ein Ende.

Ernst Boll fand als kranker Mann im Hause des Bruders liebevolle Aufnahme. Für die Schwägerin war es nicht immer leicht, ihn als Hausgenossen in ihrer Familie zu haben. Es gab, wie die Tochter Friederike in ihren Lebenserinnerungen erzählt, mancherlei Reibereien zwischen Hausfrau und Schwager. Aber Franz mit seiner Liebe zur Gattin und seiner treuen Verbundenheit mit dem Bruder wußte alle Spannungen auszugleichen, so daß ein harmonisches Zusammenleben Erwachsene und Kinder im Hause Boll verband.

Ernst Boll beteiligte sich später auch an dem Unterricht der Kinder des Hauses. Die Nichte denkt in ihren Lebenserinnerungen dankbar daran zurück. Geschichte, Mythologie und Geographie nennt sie als Fächer, in denen er sie unterwies, und in denen sie mit Lust und Liebe gearbeitet hat. Großen Eindruck hat auf sie die unermüdliche Arbeitsfreude des Onkels gemacht, der dabei doch immer auf seine Gesundheit Rücksicht nehmen mußte. Auf alle möglichen Wissensgebiete, insbesondere auch auf schöne Literatur, erstreckte sich seine Lektüre, auch auf Werke in englischer Sprache, deren Kenntnis er von der Schule nicht mitbrachte. „Onkel Ernst war Autodidakt im Englischen“, so schreibt sie, „las sehr viel für sich und zwar die schwierigsten Sachen mit Leichtigkeit, aber — er sprach es aus wie's geschrieben wird. Das klang schauerlich und lächerlich . . . Für mich (aber) war es sehr förderlich, daß wir oft das Gleiche lasen, und ich mein Urteil an seinem bilden konnte.“ Ein Buch über die Geschichte der englischen Sprache kündigt Fritz Reuter dem Freund in seinem Brief vom 13. 11. 1863 an. Soweit also ging das Interesse von Ernst für dieses ganz im Rande seiner Arbeiten liegende Gebiet.

An diesem Unterricht nahmen auch andere Schülerinnen teil, nicht immer solche, die den Gedankengängen und Interessen des Lehrers gewachsen waren. Es waren junge Mädchen der Stadt, die nach „höherer Bildung“ strebten. Zu ihnen gehörte die jüngste Schwester der Gattin von Franz Boll, Lotte Crull. „Tante Lotte war ein sehr kluges, talentvolles Mädchen, Onkel Ernst's Lieblingsschülerin und hoffnungslose Liebe“, so schreibt Friederike Scheven geb. Boll. Seine Liebe wurde nicht erwidert. Das war die große Enttäuschung, die Ernst Boll erfuhr und lange mit verwundetem Herzen herumtrug. Das geliebte Mädchen erkrankte an Schwindsucht, wie die Nichte meint, durch die Nähe des Liebenden bei dem Unterricht angesteckt, und starb. „Unvergeßlich bleibt mir“, so schreibt sie, „wie mir Onkel Ernst eine herrliche Blume, *Lilium amatum*, die an seinem Fenster erblüht war, übergab und mit von Tränen erstickter Stimme auftrug, sie seiner toten Liebe in den Sarg zu legen.“

Ernst Boll war ganz Wissenschaftler. Seine Zeit gehörte ganz seinen wissenschaftlichen Interessen. Das waren zunächst, schon in der Schulzeit, Botanik und Physik, dann daneben Geognosie. Die geschichtlichen Arbeiten, die in erster Linie seinen Gelehrtenruhm begründet haben, gehören einer späteren Zeit an. Kurze Zeit nahm auch die Politik ihn in Anspruch. Das war in den Jahren um 1848, als alle Gemüter von politischen Leiden-



*Ernst Boll*  
1817 — 1858  
*Privatgelehrter in Neubrandenburg*  
Nach einer Zeichnung von  
*Theodor Schlopke*

schaften entzündet wurden. Ernst Boll zog es auf die Seite der Fortschrittmänner. Seine demokratische Gesinnung fand Ausdruck in der Herausgabe eines politischen Wochenblattes, das aber nur ein kurzes Dasein fristete. Der Reformverein, der 1848 in Neubrandenburg wie in den meisten anderen Städten des Landes entstand, entsandte ihn zu den Reformtagen, die am 2. und 17. April 1848 in Güstrow stattfanden. Er muß also in dem demokratischen Vereinsleben aktiv hervorgetreten sein. Dort begegnete er zum ersten Mal seinem späteren Freund Fritz Reuter, der als Delegierter des Reformvereins von Stavenhagen an den Tagungen teilnahm. Nach dem Zusammenbruch der 1848er Bewegung zog Ernst Boll sich enttäuscht aus dem politischen Leben zurück. Er wird seinen demokratischen Idealen gewiß treu geblieben sein — seine geschichtlichen Darlegungen lassen das zur Genüge durchblicken —, aber von einem Hervortreten in der politischen Front erfahren wir nichts mehr. Ernst Boll wurde und blieb reiner Gelehrter, dem seine kleine Arbeitsstube im Hause des Bruders seine Welt war.

In wissenschaftlichen Kreisen waren beide Brüder geachtete Männer. Die vielfachen Besuche von Gelehrten, von denen die Tochter von Franz Boll erzählt, legen davon Zeugnis ab. Die mecklenburgische Regierung aber nahm keine Notiz von dem Schaffen der beiden Brüder, die im stillen Großes für ihre mecklenburgische Heimat wirkten. Man hatte nicht vergessen, daß Ernst Boll sich 1848 auf die Seite der Volksfreunde gestellt hatte. Aber die Greifswalder Universität erkannte das wissenschaftliche Werk von Ernst Boll an, als sie ihm im Oktober 1863 den Dokortitel ehrenhalber verlieh. Das war eine große Freude für den stillen, anspruchslosen Gelehrten. Wie konnte er anders, als einen Abdruck des Diploms sofort seinem Freunde Reuter zusenden, der ihm ja vor wenigen Jahren die ihm von der Universität Rostock verliehene Urkunde ebenfalls zugeschickt hatte<sup>8)</sup>. Reuter antwortete hierauf am 13. 11. 1863: „Mein lieber

<sup>8)</sup> Im Schevenschen Familienarchiv.

Ernst! Du hast mir mit der Zusendung von Deinem Doktor-Diplom eine große Freude gemacht. Gott sei Dank! Wir kalüren nun doch zusammen, und wenn ich nach Br. (andenburg) zurückkehre und wir beiden über die Straße gehen, können wir ein ganz hübsches Aufsehn unter der Bevölkerung erregen<sup>9)</sup>.

Nur wenige Jahre hat sich Ernst Boll der ihm verliehenen Würde freuen können. Er starb 51jährlig am 20. Januar 1868. Er erlag nicht dem Lungenleiden, das ihm jahrzehntelang soviele Entscheidungen auferlegt hatte, sondern starb an Typhus.

2. Soviel über den äußeren Lebenslauf der beiden Brüder. Nun zu dem Wichtigeren, ihren Arbeiten, die sie in die Reihe der Mecklenburger stellen, die der mecklenburgischen Geschichts- und Heimatforschung neue und bis zur Gegenwart fruchtbare Wege gewiesen haben. Gemeinsam wie ihr Leben war auch ihr Denken und Arbeiten, so daß auch in diesem Stück die beiden Brüder nebeneinander gestellt werden können. Wenn zunächst von den wissenschaftlichen Arbeiten von Franz Boll gesprochen werden soll, muß allerdings vorweg ein Gebiet erwähnt werden, auf dem ihm sein Bruder nicht gefolgt ist. Franz Boll war Theologe, und sein wissenschaftlicher Forschungsdrang wies ihm auch damit Richtung und Aufgabe. Seine theologischen Arbeitsgebiete waren Quellenkritik des Neuen Testaments und die Schriften der Kirchenväter. Die Zahl der Veröffentlichungen, die von seiner theologischen Arbeit Zeugnis ablegen, ist nicht erheblich. Sein Sohn — Professor der Physiologie in Bonn — sagt dazu in dem Lebensabriß, den er dem von ihm nach dem Tode des Vaters herausgegebenen Buch „Chronik der Vorderstadt Neubrandenburg“ vorangestellt hat: „Mein Vater war, wie im Leben überhaupt, so noch viel mehr in seiner wissenschaftlichen Thätigkeit ein Feind jeder Schaustellung und persönlich von der zurückhaltendsten Bescheidenheit. Bei allen seinen Studien arbeitete er zunächst ganz für sich selber und kannte er weiter keinen Zweck, als die Vertiefung der eignen Erkenntnisse und die Ermittlung der objektiven Wahrheit<sup>10)</sup>. Das ist echter Forschergeist. „Die spätere Arbeit des Niederschreibens und der Darstellung war ihm lästig.“ An eine Veröffentlichung dachte er bei seinen Arbeiten jedenfalls zunächst nicht.

Die von Franz Boll im Manuskript hinterlassenen theologischen Schriften umfassen 15 Nummern mit insgesamt über 1000 Seiten. Sein Enkel Hermann Scheven schreibt dazu in seinen Lebenserinnerungen: „Wer wie ich — wahrscheinlich bin ich bisher der erste und einzige gewesen — diese theologisch-historischen Arbeiten meines Großvaters nicht nur oberflächlich angesehen, sondern aufmerksam darin gelesen hat, muß über das ungeheure philologische und theologisch-historische Wissen staunen, das sich hier offenbart, und über die ungeheure Arbeitskraft, die dazu gehört, um dies Wissen durch ein eingehendes Studium der alten und neuen theologischen Schriften, angefangen von den Urtexten des Alten und Neuen Testaments, der apostolischen Schriften und der Kirchenväter bis zu den neuesten kritischen Schriften sich anzueignen.“ Inhaltlich sind diese Schriften längst überholt. Wer wollte es dem Verfasser verdenken, daß er als Kind seiner Zeit auf rationalistischem Boden stand? Aber als Zeugnis ersten Ringens um die Wahrheit eines auf einsamen Posten ganz auf sich gestellten Forschergeistes werden die umfangreichen Schriften noch heute beachtet werden müssen.

Anders steht es mit dem zweiten Teil der wissenschaftlichen Arbeit von Franz Boll, den Aufsätzen und Büchern, die ihr Zentrum in der geliebten Heimat haben. Es sind 24 Titel, die sein Sohn als heimatbezogene Arbeiten in dem Lebensabriß des Vaters aufführt. Eine größere Zahl davon ist geringeren Umfangs. Es sind Zeitschriftenbeiträge, die heimatgeschichtliche und archäologische Fragen behandeln, die seinerzeit viel erörtert wurden: die Rhetrafrage, die sog. Prillwitzer Idole u. a. In diesem Zusammenhang ist von besonderem Interesse, daß Franz Boll auch in dem Streit zwischen seinem Freunde Fritz Reuter und Klaus Groth literarisch Stellung genommen hat. Er trat

<sup>9)</sup> In Bezug auf Reuters und Bolls Doktor-Titel s. auch Vorrede der „Urgeschicht von Meckelnborg“.

<sup>10)</sup> Franz Boll, Chronik der Vorderstadt Neubrandenburg, 1875, S. I. ff.

seinem Freunde zur Seite mit der Abhandlung „Ein Brief über Aussprache und Rechtschreibung des Plattdeutschen“. Sie fand ihren Platz in der Reuterschen „Abweisung der ungerechten Angriffe und unwahren Behauptungen, die Dr. Klaus Groth gegen mich gerichtet hat“. Hier konnte Boll als Sachkenner ein beachtliches Wort sprechen, nicht nur zur Unterstützung seines Freundes, sondern auch für seine geliebte plattdeutsche Sprache.

Wichtiger als diese Arbeiten kleineren Umfangs sind die buchmäßigen Veröffentlichungen von Franz Boll. Da ist vor allem die zweibändige „Geschichte des Landes Stargard“, Neustrelitz 1846 und 47 mit insgesamt 860 Seiten zu nennen; weiterhin die von seinem Sohn posthum herausgegebene „Chronik der Vorderstadt Neubrandenburg“ mit 322 Seiten (Neubrandenburg 1875). Von besonderer Wichtigkeit und kennzeichnend für das politische und soziale Denken von Franz Boll ist endlich der 150 Seiten umfassende Abschnitt über „Die Bauern und die Landwirtschaft“, den er zu der „Geschichte Mecklenburgs“ beisteuerte, die sein Bruder Ernst 1856 veröffentlichte.

Was alle diese heimatkundlichen Arbeiten verbindet, ist die warme Liebe zum Mecklenburger Land. Seiner Vaterstadt Neubrandenburg, seinem Strelitzer Heimatland mit seiner gesunden Bevölkerung insbesondere, gehörte sein ganzes Herz. Für ihre Nöte hatte er ein offenes Auge wie wenige in seiner Zeit. In dieser Grundlage seiner heimatbezogenen Arbeiten begegnete er sich mit seinem Bruder Ernst.

Ernst Bolls wissenschaftliches Interesse war zunächst nicht wie das des Bruders historisch gerichtet, sondern war erdkundlichen und naturkundlichen Fragen zugewandt. Seine erste buchmäßige Veröffentlichung ist bereits erwähnt. Sie ist betitelt „Geognosie der deutschen Ostseeländer zwischen Eider und Oder“ und erfaßt somit auch das Mecklenburger Land, die Mitte seines weiteren Arbeitens. 1847 gab er eine naturgeschichtliche und geographische Schilderung des Landes heraus unter dem Titel „Mecklenburg“, die speziell für Schulen gedacht war. Aber noch war die Zeit nicht da, wo heimatkundliche Fragen einen festen Platz im Unterricht der Schulen hatten. Das kleine Buch wird daher kaum die Verwendung gefunden haben, die ihm der Verfasser zugeordnet hatte. Umfassender (403 Seiten stark) ist der 1861 erschienene „Abriß der mecklenburgischen Landeskunde“, in dem Naturgeschichte und Topographie, aber auch die Geschichte des Landes zur Darstellung kommen. Eine Reihe von Beiträgen in Zeitschriften „Zur Charakterisierung des niederdeutschen Volkscharakters“ (im Archiv für Landeskunde 4, 1854), über „Mecklenburgische Auswanderer in Neuseeland“ (im Archiv für Freunde der Naturgesch. in Meckl.“ 16, 1862), verschiedene biographische Darstellungen des Lebens bedeutender Mecklenburger und anderes zeigen die Vielseitigkeit der literarischen Betätigung von Ernst Boll. Besondere Verdienste hat sich der Gelehrte erworben durch die Begründung und Schriftleitung des „Archivs der Freunde der Naturgeschichte in Mecklenburg“. Der erste Band erschien 1847 im Verlag von C. Brunsow in Neubrandenburg. Der Herausgeber steuerte zu diesem Band eine Abhandlung über die Ostsee bei, also wiederum eine erdkundliche Arbeit. Das von Ernst Boll begründete Archiv hat alle Wandlungen der Zeiten überlebt und blüht bis zur Gegenwart. 1962 konnte im Rahmen der Neuen Folge, jetzt herausgegeben von der Universität Rostock, der 100. Band der Zeitschrift erscheinen. Das Jubiläum gab Veranlassung, in dankbarer Würdigung des wissenschaftlichen Verdienstes des Begründers zu gedenken: „Mit großem Geschick stellt Boll die ersten Archivbände zusammen, um durch die Auswahl der Arbeiten die Freunde der Naturgeschichte in Mecklenburg zu veranlassen, ihre Abgeschlossenheit aufzugeben und ihre Erkenntnisse zu veröffentlichen . . . Der vielseitige Inhalt ist immer anregend und interessant. Schon die ersten Veröffentlichungen finden ein starkes Echo“<sup>11)</sup>.

Bis zum 20. Band konnte er die Zeitschrift leiten, sein Verdienst darum reicht aber bis zur Gegenwart.

---

<sup>11)</sup> A. Eberlein und H. A. Kirchner, Zum hundertsten Band des Archivs in „Archiv der Freunde usw.“ Bd. VIII, Rostock 1962, S. 7 ff.

Das gleiche gilt auch von seiner umfangreichsten buchmäßigen Veröffentlichung, der „Geschichte Mecklenburgs mit besonderer Berücksichtigung der Culturgeschichte“, die 1855 im Selbstverlag in 2 Bänden erschien (440 und 764 Seiten stark). Spätere Darstellungen der mecklenburgischen Geschichte haben immer wieder darauf zurückgegriffen. Das Werk hat seine Bedeutung bis zur Gegenwart nicht verloren. Als Hans Witte 1909 seine „Mecklenburgische Geschichte“ erscheinen ließ, betitelte er sie als „in Anschluß an Ernst Boll neu bearbeitet“ und schreibt im Vorwort: „Seitdem Ernst Boll in den Jahren 1855 und 1856 seine zweibändige ‚Geschichte Mecklenburgs mit besonderer Berücksichtigung der Culturgeschichte‘ erscheinen ließ, also seit mehr als einem halben Jahrhundert, ist dem mecklenburgischen Volke keine auf wissenschaftlicher Grundlage ruhende, einheitliche, handliche, sich an weitere Kreise wendende Landesgeschichte mehr beschert worden“<sup>12)</sup>. Was die Bollsche Darstellung bis zur Gegenwart hin wertvoll macht, ist, daß sie nicht die Geschichte des Fürstenhauses oder der kriegerischen Verwicklungen, in die Mecklenburg hineingezogen wurde, in den Mittelpunkt stellt, sondern, wie ja schon der Titel besagt, die Kultur- und Sozialgeschichte.

Die Hälfte des ersten Bandes und fast ebenso viel des zweiten Bandes füllt die Darstellung der Kulturgeschichte des Landes aus. Es wird unter dieser Überschrift nicht bloß über die Kulturgeschichte im engeren Sinn gehandelt, sondern über die innere Entwicklung des Landes überhaupt, über Staatsverfassung, Gerichtswesen, kirchliche Verhältnisse, die Entwicklung des Städtewesens usw., in großer Breite aber auch über die soziale Entwicklung, das Leben an den Fürstenhöfen, in der Adelsgesellschaft, die Lage der Bauern und die Landwirtschaft. Es ist erstaunlich, welches Wissen der Verfasser diesen Abschnitten zugrunde legen kann. Es war daher ein völlig fehlgehender Vorwurf, den der Schweriner Archivar Dr. Beyer in dem 20. Jahresbericht des Vereins für mecklenburgische Geschichte gegen das Werk erhob, das „das wirklich Gegebene offenbar ohne tiefere Quellenstudien fast nur aus den allgemein bekannten, älteren und neueren Druckwerken, namentlich unsern Jahrbüchern geschöpft ist“. Ernst Boll wendet sich gegen diese Kritik in dem Vorwort des 2. Bandes mit geschickten Worten, wenn er sagt, „daß Archive und Actenkammern nicht die alleinigen, ja nicht einmal die hauptsächlichen Fundstätten des historischen Goldes sind“. Der Einwurf gegen den wissenschaftlichen Wert des Werkes ist daher auch bald verstummt. Wenn die Arbeit von Ernst Boll später durch die Philosophische Fakultät der Universität Greifswald mit der Verleihung der Doktor-Würde gewertet wurde, so gründet sich diese Auszeichnung offenbar auch auf seine Verdienste um die Darstellung der äußeren und inneren Geschichte Mecklenburgs.

Daß ihm bei seinen historischen Arbeiten sein Bruder Franz ständig zur Seite gestanden hat, und daß auch diesem daher ein Teil des Verdienstes um die Darstellung der Geschichte Mecklenburgs zukommt, betont der Verfasser ausdrücklich in dem Vorwort zu dem 1. Band. „Von dem größten Nutzen aber“, so schreibt er, „ist es für mich gewesen, daß mir bei dieser Arbeit ein so gründlicher Kenner der vaterländischen Geschichte, wie mein Bruder Franz Boll, stets mit Rath und That zur Seite gestanden, und mich auf manche Quelle hingewiesen, welche mir sonst entgangen wäre, und manchen Irrthum berichtigt hat, in welchen ich ohne seine Beihülfe verfallen wär.“ An dem Werk haben beide Brüder gemeinsam gearbeitet, wenn es auch nur den Autornamen von Ernst Boll trägt. Nicht bloß die Gesamtkonzeption und die Darstellung im einzelnen ist ohne die Mitarbeit von Bruder Franz nicht zu denken, sondern einzelne Teile sind auch ausschließlich aus seiner Feder geflossen, so im 1. Band die beiden Abschnitte, die die älteste Geschichte der mecklenburgischen Slaven behandeln, und im 2. Band die umfangreiche Abhandlung über „Die Bauern und die Landwirtschaft“. Das ganze Werk, insbesondere aber auch dieser Abschnitt, der uns bei der Darstellung des Einflusses der Brüder Boll auf das literarische Schaffen Reuters noch weiterhin beschäftigt wird, sind von einer erstaunlichen Offenheit für die sozia-

<sup>12)</sup> Hans Witte, Mecklenburgische Geschichte in Anknüpfung an Ernst Boll Bd. I. Wismar 1909, S. I.

len Nöte des mecklenburgischen Landvolkes getragen. Man spürt es, daß die politische Gesinnung, die Ernst Boll, und auch wohl seinen Bruder, 1848 in die Reihe der Fortschrittsfreunde gestellt hatte, ihr Denken weiterhin bestimmte.

## II. Fritz Reuter als Hausfreund der Familie Boll in Neubrandenburg

1. Am 1. April 1856 siedelte Fritz Reuter von Treptow (Altentreptow) nach Neubrandenburg über. Er wählte Neubrandenburg, nicht Rostock, wie wohl zeitweise beabsichtigt war, als künftigen Wohnort, nachdem ihm die Verhältnisse in Treptow allzu eng geworden waren. Neubrandenburg lockte nicht bloß wegen der landschaftlichen Schönheit, sondern auch weil er durch seine „Läuschen und Rimels“ und auch durch die Herausgabe des „Unterhaltungsblattes“ dort manche Bekannte gewonnen hatte. Er kam jedenfalls nicht als Fremder dorthin. Zu seinen Bekannten gehörten auch die Brüder Boll. Ernst Boll hatte Fritz Reuter zuerst kennengelernt auf den Versammlungen der Reformvereine in Güstrow am 2. und 17. April 1848, an denen Reuter als Abgesandter des Reformvereins seiner Vaterstadt Stavenhagen, Ernst Boll als der von Neubrandenburg teilnahmen. Reuter wird Ernst Boll wohl auch von Treptow aus bei gelegentlichen Fahrten nach Neubrandenburg aufgesucht haben. Durch Ernst wird Reuter sicher auch seinen Bruder Franz kennengelernt haben, in dessen Haus er ja wohnte.

In Neubrandenburg erwuchs bald eine Freundschaft mit beiden Brüdern, die bis ans Lebensende währte. Mit „Onkel Ernst“, wie der um 7 Jahre Ältere den Freund nannte, verband ihn bald das brüderliche „du“, in den letzten Jahren auch mit Franz. In dem Hause des Pastors fand Reuter mit seiner Frau freundliche Aufnahme. Es erwuchs ein geselliger Verkehr, bei dem Frau Luise Reuter sich allerdings merklich zurückhielt. Ihr persönlicher Umgang war auch später in Eisenach gering. Die Bollschen Kinder, der Sohn Franz und die drei Töchter, Friederike, Anna und Luise waren dem Ehepaar Reuter, besonders „Onkel Reuter“, sehr zugetan. In ihren Lebenserinnerungen schreibt die bei der Übersiedelung Reuters nach Neubrandenburg 14jährige Friederike<sup>13)</sup>: „Einen sehr interessanten Hausfreund gewannen wir an Fritz Reuter, der gegen Ende der 50er Jahre nach Neubrandenburg zog und bald in regen Verkehr mit meinem Vater und Onkel trat. Seine Frau war, wohl wegen Reuters krankhafter Trunkanfalle, die ihn periodisch übermannten, sehr scheu im Verkehr und schloß sich wenig an meine Mutter an, aber Reuter selbst war sehr häufiger und lieber Gast bei uns, und mir war es ein großer Genuß, manches seiner drolligen Läuschen und Scenen aus ‚Kein Hüsung‘, das damals entstand, zuerst aus seinem Munde zu hören. Er gab viel auf das Urteil unserer Herren und ließ sich auch deren Kritik gutmütig und liebenswürdig gefallen . . . Gegen mich persönlich war Reuter immer sehr freundlich und die kleinen Geschwister hingen sehr an dem kinderlieben ‚Onkel Reuter‘. Einen wunderschönen Himmelfahrts-tag mit dem entsprechenden Wetter verlebten wir ganz mit dem Reuterschen Ehepaar an unserm köstlichen See und im Walde. Gleich nachdem mein Vater seine Frühpredigt gehalten hatte, bestiegen wir gemeinsam ein Boot, der Tagesproviand wurde mitgenommen und der lange herrliche Maitag im Freien, teils auf dem Wasser, teils im frühlingfrischen Walde verlebt.“

Besonders genoß das kinderlose Reutersche Ehepaar die Weihnachtsabende im Bollschen Familienkreis, sofern sie sie nicht bei Freund Peters in Thalberg zubrachten. Reuter liebte es, nach mecklenburgischer Sitte seine Geschenke den Empfängern als „Julkappen“ zukommen zu lassen, die von kleinen Versen begleitet waren. Die Tochter Friederike erinnert sich lebhaft des Heiligabends 1858, an dem es nicht zuletzt durch Reuters Humor besonders fröhlich und festlich zuging. Ein Scherzgedicht, von Luise Reuters Hand niedergeschrieben, war dem Paket, das für Friederike bestimmt war, beigegeben. Es lautete:

<sup>13)</sup> Im Schevenschen Familienarchiv bei Dipl.-Ing. F. E. Scheven in Stuttgart.

„Zu Dionys dem Tyrannen schlich —  
 Onkel Ernst, verrath mich nicht  
 Und mach mir den Witz nicht zu Schande! —  
 Möros, den Dolch im Gewande.  
 Ich sende Dir, Sentimentalitas,  
 Hieneben ein prächtiges Tintenfaß  
 Und auch ein Gefäß für den Sande —  
 Ihn schlugen die Häscher in Bande.  
 Was wolltest du mit dem Dolche, sprich —  
 Un werde man jo kein Blaustrumpf nich,  
 Mit Gedichten die Welt zu erfreuen;  
 Das würd' st Du, wie ich thu' — bereuen —  
 Entgegnet ihm finster der Wütherich.  
 Chor von Franz, Anna und klein Wiesing:

Nein, nein, nein, nein!  
 Nein, Friede, das laß sein!“<sup>14)</sup>

Karl Theodor Gaedertz, der den Spuren Reuters so sorgfältig nachgegangen ist, hat dazu wohl aus dem Munde von Friederike Scheven († 1908) erfahren, welch fröhliches Zwiegespräch zwischen Ernst Boll und Fritz Reuter das Vorlesen der Verse in dem Kreise auslöste: „Du bereuen, unter die Dichter gegangen zu sein?“ rief Onkel Ernst. „Ja, ich thue Buße in Sack und Asche, die zwar nicht Ruklas, auch nicht Sankt Nikolaus, sondern der große Claus in Kiel auf mein Haupt gestreut hat. Dafür will ik min lütt Friedachen bewahren“, antwortete Reuter mit Salbung und lachte dann herzlich, und alle stimmten ein. Onkel Ernst aber wiederholte: „Bereuen?!“ und flüsterte den Kindern etwas ins Ohr, die darauf sangen:

„Nein, nein, nein, nein!  
 Nein, Fritzing, das laß sein! —“

„Der große Claus in Kiel“ (d. i. Klaus Groth) hatte in dem verflossenen Jahr heftige Angriffe auf die von ihm als platt und derb abgelehnten plattdeutschen Dichtungen Reuters erscheinen lassen<sup>15)</sup> und damit den Dichter schwer getroffen. Darauf bezieht sich das „bereuen“ in dem Gedicht.

2. Die Freundschaft zwischen den Brüdern Boll und Fritz Reuter war zunächst wie jede echte Freundschaft auf gegenseitiger persönlicher Zuneigung und Wertschätzung gegründet. Es standen auf beiden Seiten Charaktere, die sich schätzen mußten, weil sie wahrhaft vornehm und großzügig dachten. Aber was Reuter bei den beiden Bolls darüber hinaus vor allem schätzte, war die Aufgeschlossenheit, mit der sie dem Leben gegenüberstanden. Das war es ja, was ihn vor allem aus Treptow fortgeführt hatte, die Enge des Denkens, die ihm dort überall begegnete, das Eingespanntsein in den Interessenkreis der kleinstädtischen Ackerbürger und Handwerker. Er hatte zwar auch da einige Freunde und Gönner, deren Gesichtskreis über den Treptower Kirchturm hinausging, aber in dem aufstrebenden Neubrandenburg wehte doch eine andere Luft. Bei den abendlichen Stammtischen in der „Goldenen Kugel“ und im Ratskeller wurde Reuter bald ein geschätzter, gern gesehener Gast. Zu den ständigen Stammtischfreunden gehörten nun freilich die Bolls nicht. Dazu hatte Franz, der Pastor, keine Zeit und „Onkel Ernst“ nicht die Gesundheit. Was ihre Tage ausfüllte, waren ihre wissenschaftlichen Arbeiten.

Fritz Reuter wurde im Hause Boll in ein reges geistiges Leben hineingezogen. Friederike erzählt in ihren Lebenserinnerungen: „Oft kehrten Gelehrte bei uns ein, die vielleicht schon länger im brieflichen Verkehr mit Vater oder Onkel gestanden hatten und

<sup>14)</sup> Karl Theodor Gaedertz, Fritz-Reuter-Studien. Wismar 1890, S. 134.

<sup>15)</sup> dazu s. Walter Lehmecker, Klaus Groth — Fritz Reuter, Dichter niederdeutscher Heimat in Carolinum Nr. 49, S. 30 ff.

nun ihre persönliche Bekanntschaft suchten. So erinnere ich mich noch eines alten Altertumsforschers aus Wien, eines Geologen aus Dorpat, eines liebenswürdigen, später völlig erblindeten alten Herrn von Hagenow aus Greifswald, der mein Kinderherz durch besondere Freundlichkeit gewann, des alten Archivrats Lisch aus Schwerin und besonders auch des alten Herrn Konewka.“ Reuter wird als Freund des Hauses an diesem Verkehr teilgenommen haben und dabei viele interessante Leute kennengelernt haben. Das Namensregister zu den Reuterschen Briefen<sup>16)</sup> enthält diese und andere Namen, die auf den Verkehr im Hause Boll hinweisen. Eine solche geistige Atmosphäre hatte ihm in Treptow gefehlt.

Was aber Fritz Reuter und die Brüder Boll freundschaftlich verband, waren nicht bloß geistige Interessen im allgemeinen, sondern vor allem das, was bevorzugtes Arbeitsgebiet der beiden Brüder war, mecklenburgische Geschichte, heimisches Volkstum und plattdeutsche Sprache. In der Liebe zur mecklenburgischen Heimat und der wissenschaftlichen Erforschung ihres Werdens und Seins fanden sie sich zusammen und ergänzten sich. Das war es, was Reuter als den dichterischen Gestalter heimischen Volkstums zu ihnen hinzog. Die innere Verbundenheit des Dichters mit seiner Heimat war es andererseits, was die beiden Brüder an ihm so hoch schätzten.

Bei der Freundschaft mit Ernst Boll kommt noch ein weiteres hinzu. Reuter war Demokrat. Um seiner freiheitlichen Gesinnung willen mußte er seine besten Jugendjahre in preußischen Festungen verlieren und dort Gesundheit und Berufsstreben verlieren. Er hat an den Idealen, die seine Jugend erfüllten, festgehalten, wenn er auch späterhin bürgerlich gemäßigt dachte. Auch Ernst Boll gehörte in den bewegten 40er Jahren zu den Reformfreunden<sup>17)</sup>. Er trat damals mit seiner politischen Einstellung, wie oben gesagt, auch öffentlich hervor. Auch die Gemeinsamkeit ihres politischen Denkens war also Grundlage ihrer Freundschaft.

Reuter hat seinem Freunde Ernst Boll ein literarisches Denkmal gesetzt in der Vorgeschichte zu der „Urgeschicht von Meckelnborg“. Er erzählt da in humorvoller Weise, wie er in den Gewölben des Klosters Stolpe eine alte Handschrift gefunden habe, in der die Urgeschichte aufgezeichnet war. Er sitzt über seinen Fund gebeugt in der Stube. Da klopft es „un herin kümmt Ernst Boll. Dat was min Mann!“ Ernst segg ick, „wo vel von Din meckelnbörgschen Geschichtsbäuker hest Du woll noch in Vörrath?“ – „Oh unbedüend“, seggt hei. – „Dat deiht mi um Dinentwillen Led“, segg ick. – „Woso?“ fröggt hei. – „Wil Du Allens, wat Du affsett't hest, a tuh Prih taurügg köpen un denn verbrennen möst.“

„Woans dat?“ fröggt hei un ward ganz blaß. – „Ernst“, segg ick, „ick frag' Di, kann Din meckelnbörgsche Geschicht, de vör sößhundert Johr anfängt, woll den sülwigen Strang trecken as 'ne anner, de vör fiwdusendachthunnertunvirteihn Johr, kort mit Erschaffung der Welt anfängt?“ – „Ne“, seggt hei un ward noch blasser. – „Na“, segg ick, „denn köp man Allens taurügg un verbrenn't, un wenn ick Di tau den Reukop mit en fiw- bet sößhundert Daler unner de Arm gripen kann, nich mihr as girn; denn ick bün sörré hüt Morr'n en Mann von wenigstens teigen Dusend Daler Kapital.“

„Dor gratulir ick Di von Herzen tau“, seggt hei un drückt mi de Hand, denn hei is kein von de afgünstgen Frünn. „Aewer wat hett dat All mit min Geschicht tau dauhn?“ – „Kik hir“, segg ick, un holl em den Titel von min Urgeschicht vör de Ogen. Nu würd hei noch blasser, un ick schuw em en Staul hen un segg: „Sett Di dal, dat kün Di aewernemen!“ Hei sett't sick denn ok dal un frog ganz swack: „Wo kümmt Du tau dat Bauk?“ – Un ick vertell em dat ümständlich.

„Wis mi dat Bauk mal her“, seggt hei. – „Ne“, segg ick, „ut de Hand gewen dauh 'ck 't nich“. – „Na“, seggt hei, „denn holl mi dat mal dicht unner de Näs.“ – Dat dauh

<sup>16)</sup> Ges. Briefe, Ausg. Batt, S. 811 ff.

<sup>17)</sup> Die demokratische Gesinnung von Ernst Boll ist erst jüngst von der neuen Reuterforschung in der DDR stärker ans Licht gestellt. So insbesondere in der Habil.-Schrift von Hans-Dietrich Dahnke „Herr von Hakensterz und seine Tagelöhner und Ut mine Stromtid“, Berlin 1965.



ick denn, un hei rückt doran, un rückt wedder doran, un leggt sick in den Staul taurügg un seggt: „Ja“, seggt hei, „de Geruch is echt“<sup>18)</sup>.

Gedruckt hat Ernst Boll diese Worte nicht zu Gesicht bekommen, aber Fritz Reuter wird sie ihm vorgelesen haben, und die Brüder werden herzlich darüber gelacht haben.

Als Fritz Reuter 1863 nach Eisenach übersiedelte und der persönliche Verkehr mit den Freunden aufhörte, fand die Freundschaft ihren weiteren Ausdruck in einem lebhaften Briefwechsel. Über ihn wird im folgenden Abschnitt gehandelt werden. Wiedergesehen haben sich die alten Freunde nur bei den dreimaligen Besuchen des Ehepaares Reuter in Neubrandenburg. Die Brüder Boll konnten sich umgekehrt zu einer Reise nach Eisenach nicht entschließen. Besuch stellte sich im Hause Reuter bald mehr als erwünscht ein, auch aus Neubrandenburg. Aber die Bolls waren nicht darunter. „Wann kommen die Bollen?“ fragt der Freund in seinem Brief vom 17. 8. 1864. Sie kamen nicht, auch in den folgenden Jahren nicht. Franz Boll hat nach dem Bericht seiner Tochter nur zweimal die Heimatstadt verlassen, zu Ferienreisen mit seiner Familie nach Rügen. Ernst, der Kenner der Pflanzen und Gesteine in aller Welt, nicht viel öfter. Zu einer Reise nach Thüringen konnten sie sich nicht entschließen. Auch zur Feier des 55. Geburtstages von Fritz Reuter, die am 7. November 1864 begangen wurde, folgten sie der Einladung nicht. Ernst Boll sandte dazu seine Glückwünsche schriftlich mit folgenden Versen:

„November sei die schlechteste Zeit im Jahr?  
Dies ist, Dein Wort in Ehren, doch kaum wahr.  
Entsprießt ihm und in Dir, mein lieber Reuter,  
Trotz Schnee und Eis, noch eins der besten Kräuter“<sup>19)</sup>.

<sup>18)</sup> Urgeschicht von Meckelnborg. Zit. nach der Volksausgabe Wismar 1895 Bd. 2 S. 371 ff.

<sup>19)</sup> K. Th. Gaedertz, Reuter-Studien S. 158.



Güstrow, Stich von C. Merian 1653. Im Besitz des Heimatmuseums Güstrow. (Gestiftet von Dr. Wilhelm Gernentz, dem langjährigen Leiter des Museums).

## Zwei Gedichte von Fritz Hagemann

### Lied der jungen Mutter

Ich wußte nie, wie alles kam,  
Nur daß mich dieses alles nahm  
Und sang in mir bei Tag und Nacht,  
Wenn ich von neuem aufgewacht.  
Erst war ich nichts und trat hinaus,  
Das Leben war ein großes Haus.  
Ein Lächeln zwischen Licht und Leid  
Führte mich eine Ewigkeit. —  
Dies ist vorbei. Und alles fällt,  
Was ich in Tagesrund gestellt,  
In dieses kleine Wesen ein.  
Das wird mein Schutz und Wehe sein.  
O Gott, halt fern das Ungefähr,  
Du weißt, das Leben ist so schwer.  
Ich will nicht viel; nur dieses gib,  
Was mir in allen Träumen lieb,  
Der Wünsche unerfüllte Zahl,  
Ein wenig Glück, ein wenig Qual  
Stell in dies Kind und gib einmal  
Erfüllung, wenn es um Dich bangt,  
Sehnend nach Deinem Sinn verlangt. —  
Wir sind gering, und Du so groß,  
Und ohne Dich so hoffnungslos —

### Adagio

Ein Vogel flog von einem Baum.  
Ein Reh tritt an den Waldessaum.  
Ein Kranichzug gen Süden zieht.  
Das Mädchen singt ein Liebeslied.

Und Städte knien in Nebel hin.  
Die Blinden finden Gottes Sinn.  
Musik erklingt im Nachtkloak.  
Ein Sterbender nimmt Abendmahl.

Grautürme recken sich zu Gott.  
In Ferne staubt der Herden Trott.  
Die Glocke läutet Abend ein —  
Von Osten bricht die Nacht herein.

## Aus vergangenen Zeiten

Von Gerhard Reinhold

### I

Durchlächtigster Hertzog, Gnädigster Fürst und Herr etc.

Zu Ewl. Hochfürstl. Durchlächtigkeitt komme in tiefster Unterthänigkeit mit diesem Supplicato ich ünsterster collega hiesiges hoch-fürstl. Gymnasii, unterthänigst vorstellend, daß vor etwaiger Zeit durch Absterben des gewesenen Succentoris dessen Stelle vacant geworden ist. Wenn denn schon von einigen Zeiten her beydes war, also auch in meiner Funktion — (nämlich geistliche und Unterrichts-tätigkeit) —, mit Predigen, Singen und andern Verrichtungen hiesigem meinem Vaterlande gedienet, und bekannt gemacht, wovon sowohl Geist- als Weltliche mir, ohne Zweifel, ein gutes Zeugnis geben werden, . . . Also hab Ew. Hochfürstl. Durchl. hiermit unterthänigst anflehen wollen, Sie wollen die hohe Gnade mir erweisen, und mit dem vacierenden Succentorat mich allergnädigst ansehen und selbigen conferiren. Getröste mich gnädiger Erhörung.

Ew. Hochfürstl. Durchlächtigkeitt

Unterthänigster gehorsamer Diener

Georg Christian Reinhold

Güstrow, d. 17<sup>ten</sup> April ao. 1703

Diese Bewerbung meines Ur-ur-ur-ur-großvaters Reinhold entdeckte ich im Jahre 1936 im Stadt-Archiv in Güstrow. Sie befand sich dort in den Akten über die Domschule in Güstrow, und zwar in der Sonderakte „Succentor Bestellung“, die ab 1700 geführt wurde. An diesem alten fürstlichen Gymnasium waren nach den Unterlagen damals 7 Lehrer tätig, nämlich der Rektor, Conrector, Subrector, Kantor, Succentor, Präceptor sextus und schließlich der Präceptor septimus oder infimus. Georg Christian Reinhold bildete somit als „ünsterster collega“ das Schlußlicht dieses würdigen Schulmeisterkollegiums. Zu seinem Glück entbrannte er aber in heißer Liebe zu der Jungfer Anna Elisabet Götzen, ehelichen Tochter des Succentors Johann Hermann Goetz in Güstrow. So hatte er als dessen zukünftiger Schwiegersonn nach dem bald darauf erfolgten Tode des alten Goetz gute Aussicht, in die freigewordene Succentor-Stelle aufzurücken. Derartige Regelungen waren seinerzeit durchaus üblich. Sie wurden von den Dienstherren — Fürsten, Rittern, Magistraten usw. — sogar recht gern getroffen, um dem Nachfolger auf Grund der Eheschließung mit einer Tochter des verstorbenen Vorgängers die Versorgung seiner Witwe aufzubürden.

G. Chr. Reinholds Bewerbung hat natürlich trotzdem erst den schon damals florierenden Dienstweg durchlaufen. Der Superintendent Johann Bathhist Haberkorn in Güstrow wurde zum Bericht aufgefordert. Er schrieb u. a.:

„Worauf denn Ihr. Hochfürstl. Durchl. unterthänigst haben berichten wollen, daß wir von der erudition, Treu u. Fleiß, so Er bißhero bey der Jugend spüren lassen, auch andere Geschicklichkeit nichts zu desideriren haben.

Daneben wir aber Ihr. Hochfürstl. Durchl. unterthänigst nicht haben Verhalten sollen, daß auch noch a n d e r e feine Subjekte wegen dieses Dienstes sich angemeldet haben.“

Ob und wie Serenissimus auf diese kleine haberkornsche Gegenmine reagiert hat, ist nicht bekannt. Jedenfalls kam keines der andern „feinen Subjekte“ zum Zuge und mein Vorfahr trat laut Traubuch der Güstrower Pfarrkirche am 29. November 1703 als Succentor in den Stand der heiligen Ehe.

Von historischem Interesse dürfte aber sein, daß ausgerechnet seine Bewerbung einen Zuständigkeitsstreit zwischen der Stadt und dem Herzog auslöste, da die Stadt

das Recht der Ernennung der Lehrer der Domschule auf Grund einer Wallensteinschen Anordnung für sich in Anspruch nahm. Wie dieser Streit ausging, habe ich aus den Succentor-Akten nicht feststellen können.

In der Folgezeit wurde dem Reinholdschen Ehepaare drei Söhne und drei Töchter geboren. Aber Kindergeld gab es damals noch nicht und jedes weitere Kind machte die Suppe dünner. So entschloß sich der geplagte Familienvater im Jahre 1725, seinen sogenannten Brötchengeber um „ein Drömpf Rogkorn ad dies vitae zur Sustentation meiner lieben Kinder“ zu bitten, da „nun der allweise Schöpfer und Regierer unseres Landes meine christl. Ehe mit einer ziemlichen Anzahl Kinder gesegnet und derselben Verpflegung bei diesen Jammer-vollen und Nahrungslosen Zeiten mir sehr schwer fällt“.

Ein Drömpf Korn entsprach, wie Paul Steinmann im „Carolinum“ Nr. 31 S. 47 ausführt, 12 Scheffel = rund 10 Zentner. Man war also damals hinsichtlich erbetener Gehaltserhöhungen recht bescheiden. Am 4. 2. 1732 bat der Succentor Reinhold den Herzog, da er alt und krank geworden sei, seinen ältesten Sohn Joachim Ehrenfried Reinhold, der auch „Theologien studieret hat“, als Substituten zu bestellen. Da der Herzog dem Antrage stattgab und von einem neuen Zuständigkeitsstreit mit der Stadt Güstrow nicht die Rede ist, wird man davon ausgehen können, daß die Wallensteinsche Anordnung inzwischen ad acta gelegt worden war.

Im Frühling 1733 starb Georg Christian Reinhold, und sein ältester Sohn wurde antragsgemäß sein Nachfolger. Aber schon am 23. 3. 1748 mußte „Anna Elisabeth Götzen verwittwete Succentorin Reinholdten“ dem Herzog in einer Eingabe mitteilen, daß ihr ältester Sohn am Tage zuvor gestorben sei. Da ihre erwachsenen beiden Töchter noch ledig sind, bittet sie, „das Conservatorium von der erledigten Succentor-Stelle auf eine von meinen beyden Töchtern verstemmen zu lassen“. Mit andern Worten: Wer sich um die freie Stelle bewerbe, solle sich vorher verpflichten, eine der Töchter zu heiraten.

Da aus der Ehe des Succentors Reinhold junior drei Töchter hervorgegangen waren, aber über das Schicksal der von der vorsorglichen Mutter nicht eingeplanten dritten Tochter nichts bekannt ist, wissen wir nicht, ob auf den Bewerber in erster Linie die 26jährige Johanna Magdalena oder nur die 40jährige Agnes Elisabeth und die 43jährige Catrin Dorthea sehnsüchtig wartete. Das können wir aber dahingestellt sein lassen; denn der Herzog ließ der Witwe mitteilen, daß ihrem Gesuch „ratione conservatorii nicht deferiert werden könne“.

## II

Mit diesem Bescheid serenissimi endet unsere Kenntnis über das weitere Schicksal der Familie des Succentors Reinhold junior. Dagegen war es möglich, den Lebenslauf seines 1714 geborenen jüngsten Bruders Christjan Gottlieb bzw. dessen Nachkommen z. T. bis auf den heutigen Tag zu verfolgen. Auch Chr. G. Reinhold — mein Ur-ur-ur-großvater — hatte Theologie studiert und war, wie es schon damals und auch noch zu meines Vaters Zeiten üblich war, bis zur Erlangung einer Pfarre als Hauslehrer tätig. Wir finden ihn 1745 auf dem Rittergut Roggenhagen bei Neubrandenburg als Erzieher der Kinder des Gutsherrn wieder. Ganz in der Nähe dieser großen Besitzung lag das Rittergut Staven. Hier lebte der Pastor Samuel Hinrich Bartholdi als Nachfolger seines Vaters Christian Bartholdi, der von 1684 bis 1714 die Stavener Pfarre innehatte. Hinrichs Bruder war Adolf Gideon Bartholdi (1688–1768), über den Frau Irmgard Unger-Brückner im „Carolinum“ Nr. 34 S. 88 berichtete, daß er im Jahre 1716 als Rektor an die Gelehrtenschule in Neubrandenburg berufen wurde und wegen seiner besonderen Tüchtigkeit im Jahre 1740 die Rektorstelle des Stralsunder Gymnasiums erhielt.

1737 nahm Rektor Bartholdi den späteren mecklenburgischen Dichter und Präpositus Bernhard Christian Kosegarten als Schüler und „Pensionär“ in sein Haus auf. Nach

Kosegartens Selbstbiographie ist diese Zeit offenbar nicht bei ihm in bester Erinnerung geblieben. Er schreibt hierüber nämlich u. a.:

„Ich hatte hier in Neubrandenburg allerdings Gelegenheit, meine Kenntnis zu erweitern, nur bezog sie sich auf Sprachkunde und Gedächtnissache. Bartoldi, dem man als Gelehrten seine Verdienste lassen muß, gab in Sittenpolitik und äußerer Wohlanständigkeit selbst kein gutes Beispiel, er schien vielmehr ein abgesagter Feind davon zu sein. Denn, wenn z. B. ein Schüler gepudert und in netter Kleidung auftrat, hatte des Stichelns und Andienens mit anzüglichem Redensarten zum Gelächter der ganzen Klasse kein Ende. So wird der Wert eines Schülers gewöhnlich auch nur nach der Summe seines Wissens und seines Bestrebens, aufgegebene Vorkabeln und andere Pensen pünktlich zu leisten, berechnet. Von Sittlichkeit und Auf-führung außerhalb der Schule war nie die Rede . . .“

Woraus erhellt, daß schon vor mehr als 200 Jahren Lehrer und Schüler in Fragen des „Benimmens“ nicht immer gleicher Meinung waren. Ob allerdings unser strenger Selbstbiograph zu so scharfer Kritik berufen war, muß füglich bezweifelt werden; denn er war es, der in seiner theologischen Sturm- und Drangzeit dem Pfarrwahl-Konkurren-ten Bandelin dessen laut memorierte Probepredigt „wagschnappte“ und als eigenes Erzeugnis vortrug. Dieser ungewöhnliche und aufsehenerregende Vorfall erlangte rund 100 Jahre später literarischen Ewigkeitsruhm, weil Fritz Reuter ihn in seiner „Strom-tied“ 2. Teil Kapitel 17 in meisterhafter Weise wieder auffrischte. Selbst der Name Bandelin ist in den dort handelnden Personen Rudolf und Gottlieb B a l d r i a n noch deutlich erkennbar (vgl. „Carolinum“ a. a. O.).

Doch nun zurück zu dem Bruder des Rektors und meinem Vorfahren Christjan Gottlieb Reinhold. Es lag nahe, daß der junge Theologe und Hauslehrer von Roggen-hagen aus bald Kontakt mit den in der Nachbarschaft wohnenden Pastoren aufnahm und 1745/46 auch in das Stavener Pfarrhaus kam. Hier lernte er des Pastors Bartoldi taufisches Töchterchen Lucia Agnesa Amalia kennen (geb. 1. 5. 1728) und lieben. Bald darauf wiederholte sich hier auf kirchlichem Gebiete, was der Vater des jungen Haus-lehrers auf dem Schulgebiet anlässlich des Ablebens des alten Succentors Goetze erfah-ren hatte, nämlich daß des einen Leid oft des andern Freud ist. Pastor Bartholdi starb bereits 1746, und sein Schwiegersohn Christjan Gottlieb Reinhold wurde am 4. Advent 1746 zum Pastor der Kirchgemeinde Staven gewählt.

Meinem Ahnherrn blieb also ebenso wie 2 Jahre vorher einem Vorfahren des Pro-fessors Dr. Scheven — vgl. „Carolinum“ Nr. 48 S. 21, 23 — erspart, eine Pfarre durch Heirat einer ältlichen Tochter oder gar der Witwe des Vorgängers zu „erwerben“. Eine derartige „Konservation“ wurde, wie Scheven näher ausführt, im 17. und 18. Jahr-hundert bei Pfarrern allgemein geübt, weil es noch keine Alters- und Witwenversor-gung gab. Sie beruhte nicht auf gesetztem Recht, sondern hatte sich gewohnheitsrech-tlich entwickelt. Hierbei ergaben sich geradezu groteske Fälle. Mancher junge Pastor sah sich, um zu einer Pfarre zu kommen, gezwungen, eine steinalte Witwe zu heiraten — „auf Abbruch“ gewissermaßen! War die Witwe aber noch relativ jung, so ergab sich manchmal der Fall, daß sie es bei dem damaligen Durchschnittsalter von 30 Jahren auf 3 oder gar 4 Ehemänner brachte. Dies alles blieb glücklicherweise unserm Christjan Gottlieb Reinhold erspart. Aus seiner Ehe mit Lucia Bartholdi gingen 6 Kinder hervor, u. a. der Pastor Friedrich Ludwig Reinhold in Woldegk. Er wurde bekannt durch die Gründung einer „Bildungsanstalt für Küster und Schulmeister auf dem platten Lande“. Herzog Adolf Friedrich IV. von Mecklenburg-Strelitz (gest. 1794), der zwar reichlich verschwenderische, aber von Fritz Reuter doch zu stark disqualifizierte „Dörchläuch-ting“, hatte die allgemeine Schulpflicht schon zu einer Zeit eingeführt, als man dies noch vielfach für Luxus und wirtschaftlich untragbar hielt. So kam es, daß die Schulpflicht für die ländliche Bevölkerung nur in der Form der Winterschule galt, da die Schul-jugend in der übrigen Jahreszeit zum Gänsehüten und zu sonstigen leichteren Ver-richtungen benötigt wurde. Der Herzog hatte zwar auch für die Anstellung von Schul-meistern gesorgt, aber in der Praxis sah es hiermit doch recht kläglich aus. Der Kanzlei-

und Justizrat von Türk, dem der 1794 zur Regierung gekommene Herzog Carl — der Vater der Königin Luise — die Bearbeitung der Schulangelegenheiten übertragen hatte, berichtete über die Landschulmeister mit schonungsloser Offenheit:

„Invalide Soldaten, verdorbene Schneider, Wirthe und Bediente legen den ersten Grund zu der Bildung oder eigentlich zu der Verbildung, zum unausbleiblichen Verderben der Jugend . . . Nothdürftiges Lesen und Schreiben — weiter ward in der Regel von einem solchen Manne nichts verlangt. So ohne eigene Bildung, ohne Kenntnisse, ohne auch nur einen Begriff zu haben, was es heißt, Kinder zu unterrichten, sie zu Menschen zu bilden, von Leidenschaften beherrscht, oft in Unordentlichkeit und Unreinheit herangewachsen, von Eigennutz veranlaßt, ja selbst von der harten Nothwendigkeit gezwungen, das Handwerk als die Hauptsache, die Schule nur als Nebenerwerbszweig zu betrachten, greift der Mann das schwere Werk der Menschenbildung an.“

Hinzu kam, daß der Unterricht — wie v. Türk weiter mitteilte — in elenden, engen und niedrigen Schulzimmern erteilt wurde, und nicht selten das Haus des Schulmeisters das schlechteste im Dorf war. Wörtlich heißt es in dem Bericht sodann:

„Man versetze sich einmal in eine solche Schule. Eine verpestete Luft kommt uns gleich beim Eintritt entgegen; diese und die größte Unreinlichkeit empören schon unser Gefühl; der Schulmeister, der elende, ärmliche, unwissende Mensch, dem Reinlichkeit, wahre Zucht und Ordnung, dem die Gefühle der Menschheit fremd sind, auf dessen Gesichte sich der Widerwille und die Langeweile seines Geschäftes mit unverkennbaren Zügen darstellen, mit der Nadel oder wohl gar mit dem Webstuhl beschäftigt, läßt nun die Kinder buchstabieren.“

Diese unhaltbaren Zustände veranlaßten den vom Geiste Pestalozzis beflügelten Pastor Friedrich Ludwig Reinhold von Woldegk, im Jahre 1801 mit Herzoglichem Reskript vom 14. 7. 1801 ein kleines Lehrerseminar in Woldegk als private Einrichtung zu gründen. Er begann mit 6 Anwärtern aus dem Handwerkerstande, die z. T. das jugendliche Alter erheblich überschritten hatten. Ihren Lebensunterhalt mußten sie in Woldegk durch handwerkliche Arbeit selbst verdienen. Den Unterricht erteilte Pastor Reinhold allein.

Der Herzog unterstützte das Unternehmen, das im Geiste der Aufklärung mit großer Hingabe und Opferfreudigkeit durchgeführt wurde, durch eine jährliche Beihilfe von 250 Talern, die sicherlich kaum die sächlichen Kosten deckten.

Das private Seminar bestand in Woldegk nur bis 1807, wurde dann nach Neustrelitz verlegt und ging später in das dort 1810 errichtete „Landschullehrer-Seminar“ über. (vgl. wegen der weiteren Einzelheiten die Ausführungen Paul Steinmanns im „Carolinum“ Nr. 33 S. 37 und namentlich den Aufsatz Schevens „Pestalozzi und die Anfänge der Lehrerbildung in Mecklenburg-Strelitz“ im „Carolinum“ Nr. 37 S. 17, 21).

Soviel über den Pastor Friedrich Ludwig Reinhold in Woldegk. Was aus 4 seiner 5 Geschwister geworden ist, habe ich nicht feststellen können. Dagegen läßt sich um so mehr über seinen 1755 geborenen Bruder Kirchenrat Hans Ludwig Adolf Reinhold — meinen Ur-urgroßvater — bzw. dessen Nachkommen berichten. Er löste 1786 seinen in Staven amtierenden Vater ab und war bis zu seinem 1834 erfolgten Tode ebenfalls Pastor dieser Kirchgemeinde. Somit ergab sich der wohl außerordentlich seltene Fall, daß 4 durch Heirat miteinander verbundene Generationen — Vater und Sohn Bartholdi sowie Vater und Sohn Reinhold — von 1684–1834, also genau 150 Jahre auf der gleichen Pfarre tätig waren.

Aus der Ehe des späteren Kirchenrats Reinhold mit der Tochter des Neubrandenburger Brauereibesitzers Ordelin gingen 11 Kinder hervor. Vier Kinder starben im Säuglingsalter und 3 Töchter gingen durch Heirat aus dem Elternhaus. Von den weiteren 4 Söhnen traten 3 im Jahre 1813 freiwillig in das neu errichtete meckl.-strel. C-Husarenregiment ein, um gegen Napoleon I. zu kämpfen.

Über diese 4 Söhne berichtet 1939 eine anlässlich des 110jährigen Bestehens der Firma H. Reinhold — Kolonialwarengeschäft — in Neubrandenburg gedruckte Familiengeschichte:

Als im Jahre 1813 der Herzog Carl die Mecklenburg-Strelitzer zum Freiheitskampf, zur Bildung eines aus Freiwilligen bestehenden Regiments aufrief, da ritten auf Pferden aus dem väterlichen Stalle vier Söhne aus dem Pfarrhause in Staven nach Neustrelitz, um in die Reihen der Freiheitskämpfer einzutreten. Die drei älteren von ihnen, ein angehender Landwirt, der andere ein Student der Rechtswissenschaft, und der dritte Primaner, wurden als Freiwillige des Husarenregiments angenommen. Der Jüngste aber wurde zu seinem größten Schmerze mit seinem Pferde wieder nach Hause geschickt, weil er noch ein Knabe war.

Er mußte sich damit begnügen, aus den Feldzugbriefen seiner Brüder, die heute noch als teures Vermächtnis in der Familie aufbewahrt werden, alles in Gedanken mitzerleben, was seinen Brüdern an Leid und Freud in der Heimat und in Feindesland beschieden war. Und das war manches. Der Älteste ertrank in der Schlacht an der Katzbach, der Zweite sprengte in der Leipziger Schlacht ein französisches Karree, wurde dafür zum Unteroffizier befördert und erhielt das eiserne Kreuz, mit welchem geschmückt auch der dritte Sohn heimkehrte. Beide widmeten sich nun dem Studium, und der Jüngste, Hans, wurde Kaufmann.

Das Schicksal des C-Husarenregiments mit allen seinen Kämpfen und Strapazen hat Paul Steinmann in tiefeschürfenden Ausführungen im „Carolinum“ in den letzten Jahren näher dargelegt (vgl. Nr. 38 S. 3 ff, 8 ff; Nr. 39 S. 3 ff; Nr. 40 S. 33 ff; Nr. 41 S. 49 ff und — von Irmgard Unger-Brückner — S. 84 ff; Nr. 42 S. 25 ff; Nr. 43 S. 44 ff; Nr. 44 S. 35 ff; Nr. 45 S. 69 ff; Nr. 46 S. 25 ff; Nr. 47 S. 69 ff; Nr. 48 S. 57; Nr. 49 S. 49 ff und Nr. 50 S. 28 ff).

Für diese umfassende Darstellung gebührt dem Verfasser sowie auch unserm verehrten Herausgeber dieser wertvollen Zeitschrift der Dank aller Mecklenburger, die noch Sinn für vaterländische Geschichte und die Schicksale ihrer Vorfahren haben.

Von den beiden aus den Freiheitskriegen zurückgekehrten Söhnen des Kirchenrats Reinhold wurde Georg Karl Friedrich Gerichtsrat in Schönberg und Franz Gastwirt und Landwirt in Güstrow, woher sein Großvater in das Strelitzer Land übergesiedelt war. Der jüngste Sohn — mein Urgroßvater — gründete im Jahre 1829 in Neubrandenburg eine „Material- und Kolonial-Warenhandlung“. Über ihn berichtet die oben erwähnte Familiengeschichte:

Als gewandter und umsichtiger Geschäftsmann gelangte er bald zu einem gewissen Wohlstand und zur Geltung unter seinen Berufsgenossen, die ihn zum Altermann der Krämerzunft wählten, und zu geachteter Stellung unter seinen Mitbürgern. Er wurde Mitglied der „Bürgerschaft“ (Stadtverordneter), und im Revolutionsjahr 1848, in dem auch in Neubrandenburg die Wellen politischer Unruhen hochgingen, sehen wir ihn als „Altermann-Hauptmann“, d. h. Vorsitzenden der Bürgerschaft. In dieser Stellung stand er in der vordersten Reihe der Politiker in Mecklenburg-Strelitz. So finden wir seinen Namen unter allen wichtigen Eingaben und Beschlüssen, deren diese Zeit eine unzählige Menge hervorbrachte. Seine Person war überall dort, wo es galt, an den Landesherrn die Wünsche seiner Untertanen weiterzuleiten. Auf diese unruhige Zeit mit dem kläglichen Erfolg, daß das Rauchen auf den Straßen erlaubt war, folgte eine Reihe von Jahren friedlicher Entwicklung, in der Reinhold zum Segen seiner Mitbürger wirkte. So ist die freilich erst nach seinem Tode im Jahre 1865 durchgeführte Separation der Feldmark seiner Anregung und Initiative zu verdanken.

Wegen seiner vielseitigen ehrenamtlichen Tätigkeit zog sich mein Urgroßvater bereits 1859 vom Geschäft zurück. Er übertrug es seinem ältesten Sohne, dem damals erst 25 Jahre alten Ludwig Reinhold — meinem Großvater. Dieser dehnte die Geschäftsverbindung besonders auf die umliegenden großen Güter und Bauerndörfer aus. Als



*Kaufmann Hans Reinhold*

weitblickender Kaufmann sah er nach der Gründung des Deutschen Reiches aber auch voraus, welche Bedeutung bei der starken Entwicklung des Handels und Verkehrs der Deutschen Reichsbank zufallen würde. Er übernahm daher als erster und einziger in Mecklenburg-Strelitz ihre Vertretung unter der Bezeichnung „Reichsbank-Warendepot“. Der Umfang dieser Geschäftsstelle entwickelte sich unter seiner Führung derart, daß die Reichsbank daran denken konnte, sie in eine Nebenstelle umzuwandeln. Da deren Führung seine volle Arbeitskraft in Anspruch nahm, übertrug er sein Geschäft ebenfalls dem ältesten Sohn, dem damals 28 Jahre alten Friedrich Reinhold, im Jahre 1892. Bald darauf erkannte der Großherzog Adolf-Friedrich V. die Verdienste meines noch viele Jahre in der Reichsbank tätig gebliebenen Großvaters durch Ernennung zum Kommerzienrat an.

Sein Nachfolger vergrößerte das Geschäft durch Ausbau der Zweige, die der Vater wegen seines besonderen Interesses für das Bankwesen mehr nebensächlich betrieben hatte, insbesondere durch den Ausbau einer Weingroßhandlung. Hierfür bot das Jahr 1893 mit seiner an Quantität und Qualität nur selten erreichten Ernte eine günstige Plattform. Er hielt bald ein laufendes Lager von rund 200 000 Flaschen Wein, davon über 100 000 Flaschen Bordeaux-Weine. Unsere meckl. Vorfahren wußten also durchaus einen guten und kräftigen Tropfen nach dem damaligen Motto zu schätzen: Der Deutsche liebt den Franzmann nicht, doch seine Weine trinkt er gern. — Der Nachwelt soll in diesem Zusammenhang auch noch überliefert werden, daß es anlässlich der goldenen Hochzeit meiner Großeltern Reinhold für die ganze Hochzeitsgesellschaft Wein des Jahrgangs gab, der auf der silbernen Hochzeit kredenzt worden war. Mit Ehrfurcht sei hierbei vermerkt, daß vorher das Jubelpaar mit den drei Kindern und Schwiegerkindern nicht mit einem Glas Sekt, sondern mit einem Glas edelsten Rotweins anstieß, den mein Großvater von der grünen Hochzeit aufbewahrt hatte. Daß wir neun Enkelkinder dabei leer ausgingen, ist verständlich.

Mein Großvater Ludwig Reinhold starb 1922 im Alter von 88 Jahren. Seine Tochter heiratete den weit über die Grenzen Neubrandenburgs hinaus sehr bekannten Schuldirektor Dr. Wendt. Sein zweiter Sohn — mein Vater Hans Reinhold — nahm die für zwei Generationen unterbrochene und durch meinen Bruder bzw. meinen ältesten Sohn bis auf den heutigen Tag fortgesetzte theologische Tradition wieder auf. Er war





*Pastor Hans Reinhold*

von 1895 bis 1910 Pastor in der kleinen, aber sehr gemütlichen Residenzstadt Neustrelitz und übernahm dann aus gesundheitlichen Gründen eine Landpfarre in Alt-Käbelich bei Woldegk. Im Jahre 1935 kehrte er als pastor emeritus in seine geliebte Vaterstadt zurück. Zehn Jahre später mußte er es leider noch als Achtzigjähriger erleben, daß das alte ehrwürdige Neubrandenburg in Schutt und Asche fiel. Restlos vernichtet wurde auch sein Elternhaus mit dem 116 Jahre von 4 Generationen geführten Geschäft.

Ein halbes Jahr später starb mein Vater an Unterernährung in einer kümmerlichen kleinen Unterkunft, treu versorgt bis zuletzt von einer Tante meiner Frau, die ihm nach dem Tode meiner Mutter zur Seite stand. Nie werden wir es vergessen, daß sie bei Verwandten und Bekannten alte Nägel sammelte, damit der Verstorbene wenigstens in einem Sarg begraben werden konnte.

Im treuen Gedenken an ihn sind diese Zeilen geschrieben worden für seine diesseits und jenseits lebenden 9 Enkel und 15 Urenkel von dem letzten seiner 4 Söhne.

---

*Vor 125 Jahren wurde Paul Verlaine geboren*

Die Führer der Symbolisten waren seinerzeit die Franzosen Paul Verlaine und Stéphane Mallarmé. Verlaine, geb. 1844, führte ein lockeres, ja zügelloses Leben, aber wie der geniale, berühmte Dichter Francois Villon, geb. 1431, mit dem er wohl verglichen wird, ist er ein Dichter par excellence. Beide schöpften aus innerster übersprudelnder Quelle, schufen eine eigene, bisher nicht vorhandene Art von Poesie. Verlaines Leitmotiv hieß: „Vor allem Musik“. Er will keine genauen und reichen Reime, sondern unbestimmte, melodische Assonanzen. Wie sein Vorgänger Baudelaire, geb. 1821 (Fleurs du Mal), will er etwas Ungewöhnliches und Neues schaffen, er will sein Höchstmaß von sprachlicher Freiheit und doch den reinen Klang. — Stefan George und Wilhelm Hausenstein haben sich an den schwer zu übersetzenden Verlaine herangewagt.

P.

# Chronik der Stadt Burg Stargard und ihrer Gemarkung im Rahmen der Landesgeschichte

Von Paul Steinmann

## VIII

### Mecklenburg-Strelitz und die nationale Erhebung

#### Die Errichtung des „vaterländischen Husarenregiments“ und dessen Anteil an den Freiheitskriegen (1813–15)

i) Schwere Niederlagen der Schlesischen Armee in den  
Gefechten von Champaubert, Montmirail, Château-Thierry,  
und Vauchamps (Etoges) (10. bis 14. Februar 1814)

Nach dem glänzenden Sieg Blüchers über Napoleon in der Schlacht bei La Rothière am 1. Februar 1814 hatten die Alliierten es unterlassen, mit allen ihren Streitkräften die zumeist in Auflösung und „in fast fluchtähnlichem Rückzuge“ befindlichen französischen Truppenteile nachhaltig zu verfolgen, um sie zu vernichten<sup>1)</sup>. — Die „partikularen Interessen der österreichischen Heeresleitung“<sup>2)</sup> waren schuld daran. — Napoleon konnte daher noch in der Nacht seine Armee ordnen und Befehle zum Rückzug auf Troyes geben, wo der Hauptteil seiner Streitkräfte bereits am 3. eintraf (Friedrich, III, S. 107, 111; Yorck von Wartenburg, II, S. 347/48).

Die Führer der Alliierten beschlossen im Verlaufe des 2. auf dem Schlosse zu Brienne, den Marsch auf Paris anzutreten, und zwar auf zwei verschiedenen Wegen. — „Die Schwierigkeiten der Verpflegung hatten die Begründung für diesen folgenschweren Schritt abzugeben“. War doch Schwarzenberg bestrebt, Blücher, der „durch ewiges Vorwärtsdrängen lästig geworden war, aus der Nähe des Großen Hauptquartiers, vor allem aber aus der Nähe des Zaren, zu entfernen“. Andererseits gab die Trennung Blücher und Gneisenau die erwünschte Gelegenheit, selbständiger als bisher operieren zu können (Friedrich, III, S. 110/12). — Schwarzenberg sollte mit dem Hauptheer abwärts der Seine, Blücher abwärts der Marne vorgehen. Das Kosakenkorps des Generals Seslawin und das Korps Wittgenstein sollten die Verbindung der beiden Armeen in dem 2–3 Tagesmärschen breiten Zwischenraum aufrecht erhalten. Diese vom Grand und Petit Morin durchflossene Gegend war „durch Moräste und Wälder sehr unwirtlich und unwegsam“. Daher glaubte man, daß sie für Napoleon „kein einladendes oder auch mögliches Operationsterrain darbieten würde“. (Scherr, III, S. 363; Friederich, III, S. 111). — Darin sollte man sich aber sehr täuschen!

Während die Hauptarmee der Alliierten die Fühlung mit Napoleon verloren hatte, erkannte dieser bald, daß „ein Rechtsabmarsch Blüchers von der großen Armee an die

---

<sup>1)</sup> Quellen für Kap. VIII, i): Delbrück: Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neidhardt von Gneisenau, IV. Bd., 1814, 1815. Fortsetzung des gleichnamigen Buches von G. H. Pertz, 1880; J. G. Droysen: Das Leben des Feldmarschalls Grafen Yorck von Wartenburg, II, 1913; R. Friederich: Die Befreiungskriege 1813–1815. Bd. I–III, 1911–1913, III. Bd.: Der Feldzug 1814, 1815; [A. A. F. Milarch]: Denkwürdigkeiten des Mecklenburg-Strelitzischen Husarenregiments in den Jahren des Befreiungskampfes 1813–1815, nach dem Tagebuche eines alten Husaren und authentischen Quellen niedergeschrieben, 1854; J. Scherr: Blücher. Seine Zeit und sein Leben, 8. Aufl. 1914; M. Graf Yorck von Wartenburg: Napoleon als Feldherr, II, 1888.

<sup>2)</sup> Sie war abhängig von Metternichs Bestrebungen: Napoleon und Frankreich sollten nicht entmachtet, Rußlands und Preußens Einfluß nicht zu groß werden!

Marne . . . beschlossen worden war“. Auch merkte er, daß Schwarzenberg „sich nur nach links schiebt, einen unmittelbaren Angriff vermeidend“. Daraufhin erhält Marmont den Befehl, nach Nogent sur Seine zu marschieren, um die dortige Brücke zu besetzen, wohin „der Kaiser sich in aller Eile begiebt“. Schließlich läßt der Kaiser durch Macdonald die Marnebrücken von Château-Thierry und La Ferté sous Jouarre sichern. So soll den Gegnern vorerst der Weg nach Paris verlegt werden. Seinen ursprünglichen Plan, die große Armee anzugreifen, gibt Napoleon auf. Er bezieht zunächst eine Defensivstellung, bis „erst in dem Vorschreiten der Operationen die sich bietenden Blößen ihm den Übergang zu immer entschlossener Offensive gestatten . . . ; noch einmal wird sich uns ein plötzliches, glänzendes Auflodern des napoleonischen Feldherrngeniuses zeigen, an seine beste Zeit erinnernd; es sollte das letzte Mal sein“: <sup>2a)</sup> Yorck von Wartenburg, II, S. 348/50.

„Bisher hatte die Schlesische Armee nur glücklich gefochten; selbst gewagte Unternehmungen waren ihr glücklich. Jetzt sollte auch sie einmal böse Tage haben“: Droysen, II, S. 308.

Blüchers Korps: Sacken, Olsufiew, Yorck, rückten vom 4. bzw. 6. Februar ab weit auseinandergesogen abwärts der Marne und ihres linken Nebenflusses Petit Morin vor. — Die Korps Kleist und Kapzewitsch (dieses vom Langeronschen Korps) befanden sich noch „im Anmarsch“. — Es galt dem alten Gegner der Schlesischen Armee: Macdonald bei La Ferté sous Jouarre den Weg zu verlegen, ihn zu schlagen und zu vernichten: Droysen, II, S. 310, Delbrück, IV, S. 46; Friederich, III, S. 116.

Nach dem „glänzenden Reitergefecht“ bei La Chaussée am 3. Februar, nach Räumung von Châlons sur Marne und von Vitry le François am 5. durch die Franzosen ging die Hauptmasse des Yorckschen Korps am 6. gegen Mittag — nach Ausbesserung der von Macdonald gesprengten Marnebrücke von Châlons — auf der großen Pariser Straße in Richtung auf Epernay vor. Die Strelitzer Husaren waren bereits am Vormittag auf der kleinen Pariser Straße „in Richtung auf Etoges zu mit Spitze und Seitenpatrouillen marschiert. Es war eine der elendsten Gegenden der Champagne“, schreibt Milarch (S. 186 ff), „die wir an diesem Tag durchstreiften. Fast lauter kalkhaltiger Boden, zum Glück gefroren und staubig. Wir sollten ihn bald im aufgeweichten Zustand kennenlernen . . . Es war völlig dunkler Abend schon geworden, als in der Ferne ganz in unserer rechten Seite lodernde Biwachtfeuer die Richtung angaben, die wir einschlagen mußten, um wieder zu den Unsrigen zu stoßen“. Vom Brigadequartiermeister Oberstleutnant von Schütz wurde dem Regiment das nächste auf der Chaussee nach Epernay gelegene Dorf zur Unterkunft angewiesen. Das war aber noch von Franzosen besetzt, die den vorausmarschierenden brandenburgischen Ulanen Verluste zugefügt hatten. Von zwei Verwundeten erfuhr Regimentsquartiermeister Leutnant Milarch mit seinen Quartiermachern und Fourierschützen, „daß ihr Regiment noch immer nicht im Dorfe sei, sondern links von der Chaussee auf dem Felde halte“. Der Regimentskommandeur der Ulanen erklärte Milarch gegenüber: „In der Dunkelheit lasse sich ja nichts in Masse unternehmen. Die einzelnen Uhlanen seien schon kopfscheu geworden, daß er's ihnen nicht zumuten möchte, noch einmal zu erforschen, ob reine Luft im Dorfe sei. „Versuchen Sie einmal Ihr Heil!“, schloß er unmuthsvoll“. Da reitet Milarch im Chausseeegraben vorsichtig zur Spitze der Husaren und fordert den Quartiermeister Denzin auf, mit Hilfe des Fouriers Moll und zweier Husaren „auszuforschen, wie's im Dorfe aussehe“. Dort stößt Denzin auf fünf vor einem Hause haltende Chasseurs, sprengt mit den beiden Husaren auf sie zu, feuert seine Pistole auf die Chasseurs ab, haut einen vom Pferd; die übrigen „jagen erschreckt davon“. Moll jagt zu Milarch zurück; der macht eiligst mit seinen Leuten Quartier für das bald eintreffende Regiment. „Man fand die Bewohner des Dorfes bereitwillig genug, für unsere Bedürfnisse, so viel es möglich war, Sorge zu

Febr.  
6.

<sup>2a)</sup> Diese und alle folgenden Sperrungen wurden vom Verf. vorgenommen.

tragen . . . Ob die Uhlanen auch noch alle Unterkommen fanden, darüber blieben wir in Ungewißheit. Einzelne fanden es bei unsern Husaren. Die Feldwacht mußten die Uhlanen gehen“.

Febr.  
7.

Am frühen Morgen des 7. rückte das Strelitzer Husarenregiment auf Epernay vor. Die 3. Schwadron unter Major von Graevenitz 2. und eine Schwadron der alten schwarzen Husaren hatten die äußerste Spitze. Als diese sich der Stadt näherte, stand dort „etwa ein Regiment Chasseurs in Linie aufmarschiert“. Das wurde von den beiden Schwadronen unter Führung des Oberleutnants von Stöfel attackiert. Die Chasseurs schwenkten sogleich ab, so daß die Husaren in Epernay einziehen konnten, wo dem Bürgermeister befohlen wurde, für die zwei Schwadronen „500 Flaschen Champagner und Weißbrot zum Frühstück“ zu beschaffen. Das wurde sofort geliefert. „Kaum bissen unsere Leute ein, so erdöhnten vor der Stadt einige Kanonenschüsse. Am Ende eines Hohlweges waren die Schwarzen mit 2 Kartätschenschüssen begrüßt worden“. Die 3. Schwadron löste die Schwarzen als Spitze ab. „Als die Schwadron an den in die Stadt hereinziehenden Schwarzen vorüberzog, bemerkte Obristlieutenant von Stöfel: „Na Mecklenburger, das ist wahr, Glück habt ihr überall; 5 brave Kerls haben sie mir zu nicht geschossen, während ihr Champagner trankt“. — „Es entspannen sich nun bei jedem Engpasse“, heißt es weiterhin bei Milarch, „hartnäckige Gefechte. Der Feind suchte uns aufs möglichste aufzuhalten. Doch der Kriegsmuth unserer Truppen, durch das Champagnerfrühstück in Epernay nur noch neu belebt, ward nicht müde, den Feind aus allen Stellungen zu vertreiben . . . Die raschen Erfolge, mit welchen wir so weit vorgedrungen waren, hatten allen Truppenteilen ein großes Selbstvertrauen eingeflößt . . .“.

Febr.  
8.

Am 8. Februar war Sacken in Montmirail, Olsufiew in Champaubert, Blüchers Hauptquartier in Etoges, York in Dormans<sup>3)</sup>. Da York annehmen konnte, daß Sacken am 9. La Ferté mit seiner Vorhut erreichen würde, „ward dem Korps am 9. ein Ruhetag in den Marnedörfern von Dormans bis Château-Thierry gegeben<sup>4)</sup>, es war nötig genug“. — Generalmajor von Katzeler erzwang an diesem Tage mit der Avantgarde die Räumung von Château-Thierry. Er begann mit der Herstellung der von Macdonald gesprengten Marnebrücke. — „Die Bevölkerung zeigte sich durchaus ruhig und erleichterte die geordnete Verpflegung der Truppen auf alle Weise. Die Niederlage Napoleons bei La Rothière schien die Allgemeine Stimmung tief gebeugt zu haben. Eben jetzt wandte sich die ganze Lage des Krieges auf plötzlich und höchst bedrohliche Weise“: Droysen, II, S. 311/12.

Napoleon hatte bereits in der Nacht vom 4. auf den 5. Februar von Marschall Marmont, der mit seinem Korps bei Méry an der Seine stand, „die überraschende Meldung erhalten, „daß die feindlichen Kräfte sich geteilt hätten und Blücher mit der Schlesischen Armee die Richtung auf Fère Champenoise eingeschlagen habe. Die Nachricht übte anfänglich eine geradezu niederschmetternde Wirkung auf ihn aus. Drängte der Gegner mit seinen Hauptstreitkräften in der Front nach, während Blücher, seinen linken Flügel umgehend, auf Paris marschierte, so waren alle Hoffnungen auf Zeitgewinn geschwunden“. Napoleon war nunmehr bereit, mit den Verbündeten Frieden unter deren Bedingungen zu schließen! Er gab seinen zum Kongreß in Châtillon beorderten Diplomaten Caulaincourt ‚Carte blanche‘, um so die Hauptstadt zu retten und Frankreich vor einer letzten entscheidenden Schlacht zu bewahren“. Zur Deckung der

<sup>3)</sup> Kleist und Kapzewitsch waren in Vitry le François. Sie „erhielten den Befehl, am 9. bis Vertus zu marschieren und am 10. in Montmirail einzutreffen“ (Friederich, III, S. 117/18).

<sup>4)</sup> Das Strelitzer Husarenregiment war am frühen Morgen durch Dormans marschiert „und hatte das Glück, beim Durchmarsch sich mit Brot zu verproviantieren . . .“ Die Husaren kamen „in dem Dorfe Neslé“ (Nesles) „unweit Chateau-Thierry ins Quartier . . .“ Die Einwohner des Dorfes waren ganz freundlich gesinnt und sorgten bereitwillig für Brot, Fleisch und Wein. Die Wiederherstellung der Marnebrücke gab uns am 9. Februar einen höchst notwendigen Ruhetag. Sehr viele unserer Pferde waren ohne Eisen und das Schuhzeug der Infanterie im kläglichen Zustande“ (Milarch).

Febr.  
9.

Straße nach Paris ließ Napoleon die Hauptmasse seiner Armee am 6. nach Nogent sur Seine marschieren. Marmont erhielt den Befehl, mit seinem Korps Sézanne am Grand Morin zu besetzen.

Als „in der Frühe des 9.“ von Marmont<sup>5)</sup> und Macdonald Meldungen eintreffen, daß ein Korps der Blücherschen Armee (Sacken) am 8. nach Montmirail — am Petit Morin — und Yorck „längs der Marne“ — über Epernay auf Château-Thierry zu — marschiert sei, erkennt Napoleon, daß Blüchers Armee „in zwei Teile geteilt“<sup>6)</sup> war. „Sein Entschluß ist sofort gefaßt. Dem Vordringen der Hauptarmee auf Paris gedenkt er durch eine Flankenstellung seiner Hauptstreitkräfte bei Nogent und Montereau einzuweilen Halt zu gebieten, mit der kleineren Hälfte seiner Armee aber will er sich auf die vereinzeltten Korps Blüchers<sup>7)</sup> werfen. Seine ganze geistige Spannkraft ist wieder erwacht, alle trüben Gedanken an Frieden sind verflogen!“ Caulaincourts Boten erklärt Napoleon: „... Ich bin soeben dabei, Blücher mit den Augen zu schlagen. Ich breche auf und werde ihn morgen, werde ihn übermorgen schlagen . . .“: Friederich, III, S. 124/26. — Nach errungenen Siegen über Blüchers Korps will sich Napoleon unter fernerer Ausnutzung der „inneren Linie“ (vgl. Anm. 22<sup>a)</sup>) links gegen Schwarzenberg wenden (Yorck von Wartenburg, II, S. 352). — 39 000 Mann erhalten den Befehl, Paris gegen Schwarzenberg zu decken, gegen Blücher setzt der Kaiser 30 000 Mann „der besten Truppen an, darunter 10 000 Mann Kavallerie und 120 Geschütze. Die soeben aus Spanien eingetroffene Division Leval<sup>8)</sup> erhielt die Weisung, sich zum Nachrücken bereit zu halten“: Yorck von Wartenburg, II, S. 352, Friederich, III, S. 126.

Am 9./10. hatten sich Yorck bei Château-Thierry, Sacken noch bei Montmirail, Olsufiew bei Champaubert, Kleist und Kapzewitsch unweit Vertus befunden. Napoleon ging von Sézanne aus auf einem ihm „als kaum passierbar gemeldeten“ Weg<sup>9)</sup> am 10. bei Champaubert zuerst vor, gegen Olsufiews

<sup>5)</sup> Nach Yorck von Wartenburg (II, S. 350/51) hatte Marmont schon „am 6. abends, durch Einwohner über das Zusammenhanglose des feindlichen Vormarsches unterrichtet“, Napoleon den Vorschlag gemacht, „mit 12 000—15 000 Mann einen Vorstoß unter die vereinzeltten gegnerischen Korps in Richtung auf den Straßenzug Vitry-Meaux zu machen. Der Kaiser ergreift diesen Vorschlag, indem er ihn erweitert . . .“.

<sup>6)</sup> Es marschierten: „Yorck mit 16 500 Mann auf der großen, Sacken und Olsufiew mit 19 000 Mann auf der kleinen Pariser Straße“. — Davon, daß die 3. Gruppe, die Korps Kleist und Kapzewitsch, mit 14 300 Mann“ im Anmarsch sich befanden, hatte Napoleon erst im Laufe des 9. von Marmont Nachricht erhalten: Friederich, III, S. 117, 123.

<sup>7)</sup> Napoleon wußte, daß Blücher sein gefährlichster Gegner war, und die Schlesische Armee bezeichnete er in einem Brief an seinen Bruder Josef vom 11. Februar 1814 als „die beste Armee der Verbündeten“: Yorck von Wartenburg, II, S. 354.

<sup>8)</sup> 6000 Mann stark. Denselben Auftrag hatte das Reiterkorps St. Germain, 2500 Mann stark (Delbrück, IV, S. 50, Anm. S. 62). Ferner waren „von der spanischen Armee bereits zwei Infanterie- und zwei Kavalleriedivisionen in Orleans angelangt“. — An den gebräunten Gesichtern der Spanienkämpfer sollten die Soldaten der Schlesischen Armee bald erkennen, daß sie es mit ganz anderen und zahlreicheren Gegnern als bisher zu tun bekamen! — Außerdem waren 11 300 Mann Nationalgarden und Reservisten sowie 4000 Reiter an den Fronten eingetroffen; weitere Kräfte wurden erwartet (Friederich, III, S. 123).

<sup>9)</sup> „Der Marsch von Nogent nach Sézanne in einer einzigen Kolonne war ungemein schwierig. Die Straße, ein unbefestigter Verbindungsweg, war infolge des nassen Wetters der letzten Tage völlig grundlos, die Geschütze versanken bis an die Achsen. Die Trains vermochten nicht zu folgen. Ein von eisigem Winde begleiteter Regen erschwerte den Marsch noch mehr und machte die Biwaks fast unerträglich. Die ganze Tatkraft des Kaisers und sein mächtig wirkender Einfluß auf die Soldaten und auf die Landbevölkerung waren nötig, um aller Schwierigkeiten Herr zu werden.“ — Napoleon ließ „alle Pferde der umliegenden Dörfer zusammenbringen, um sie vor die Geschütze zu spannen und die Bauern aufbieten, um die schlechten Stellen des Weges noch während des Marsches auszubessern“. — „So gelang es tatsächlich, wenn auch unter unsäglichen Anstrengungen, am 9. abends Sézanne zu erreichen“: Friederich, III, S. 126/27; Delbrück, IV, S. 56.

Korps. — Olsufiew verfügte über keinerlei Kavallerie, konnte daher nicht nach Sézanne zu aufklären. Jedoch hätte er merken müssen, daß Gefahr drohte, denn seine Vorposten waren am 9. in Gefechtsberührung mit Marmonts Avantgarde gekommen. Olsufiew unternahm auch nichts, um die einzige Brücke über den Petit Morin zu besetzen oder zu zerstören. So konnte die Kavallerie und Infanterie Marmonts auf Olsufiews Vorhut überraschend vordringen und sie zurückdrängen. Trotz aller Tapferkeit der Russen wurde das Gros des Korps, „von der französischen Kavallerie auf beiden Flügeln umgangen und im Rücken gefaßt, vollkommen gesprengt“, zumal Olsufiew es abgelehnt hatte, in einem günstigen Augenblick den Rückzug auf Etoges anzutreten<sup>10)</sup>. Der General selbst samt 2000 Mann gerieten nach tapferer Gegenwehr in Gefangenschaft unter Verlust von 9 Geschützen. 1600—1700 Mann konnten für sich und für 15 Geschütze mit dem Bajonett „in heroischem Kampfe“ den Durchbruch zu Blüchers Truppen erzwingen. „Der Verlust der Franzosen betrug nur 600 Mann.“

„So war das kühne Unternehmen des Kaisers mit einem glänzenden Erfolg eingeleitet“. Bedeutend war „der moralische Gewinn“. „Am wichtigsten aber war, daß Napoleon nunmehr mit seinen 30 000 Mann zwischen den einzelnen Korps der Schlesischen Armee stand . . . Der Kaiser durfte hoffen, an den folgenden Tagen den übrigen Korps seines Gegners das gleiche Schicksal bereiten zu können“ (Delbrück, IV, S. 58, Yorck von Wartenburg, II, S. 354, Friederich, III, S. 128/29).

Am Vormittag des 10. erhielt Blücher in Vertus die Nachricht, daß „Napoleon auf dem Wege nach Sézanne begriffen war und anscheinend die Absicht hatte, sich auf die Schlesische Armee zu werfen“. Ferner stellten Kavalleriepatrouillen des Kleistschen Korps starke Streitkräfte in und bei Sézanne fest. Gneisenau machte daher den Vorschlag, daß die einzelnen Korps sich sofort zurückziehen und sich jenseits der Marne vereinigen sollten. Der Gedanke eines Rückzugs fand jedoch wenig Anklang bei Blücher. Mancherlei Gründe ließen sich auch dagegen einwenden. Schließlich einigte man sich dahin, die Armee bei Vertus zu vereinigen<sup>10a)</sup> und nur, wenn es Yorck und Sacken unmöglich wäre, sich an Blücher heranzuziehen, den Rückzug über die Marne anzutreten. Der Befehl an Yorck und Sacken, nach Montmirail abzumarschieren, wurde sofort abgesandt“.

Am Nachmittag des 10. — nach Eintreffen der Nachricht von Olsufiews Niederlage bei Champaubert — erkannte man in Blüchers Hauptquartier, daß „eine Vereinigung der Armee südlich der Marne nicht mehr ausführbar war“. Daher wurde an Yorck und Sacken der Befehl, sich nach Rheims zurückzuziehen, abgesandt.

„Blücher selbst gedachte, mit den beiden bei ihm befindlichen Korps bei Epernay das rechte Ufer der Marne zu gewinnen“<sup>11)</sup>. — Aber es sollte alles ganz anders kommen! Die Ereignisse in den Tagen 10. bis 14. Februar überstürzten sich in geradezu dramatischer Weise!

Nach am Abend des 10. eröffnete Napoleon den Vormarsch gegen das Korps Sackens. Dieser stieß bei seinem Rückmarsch von La Ferté sous Jouarre am Vormittag des 11. bei Montmirail<sup>11a)</sup> auf französische Kavallerie und Infanterie. In der irrigen Ansicht, nur schwache französische Streitkräfte vor sich zu

<sup>10)</sup> „Tapfer, aber an den Buchstaben des Befehls klebend, glaubte er seine Stellung nicht räumen zu dürfen, weil ihm befohlen sei, sich in Champaubert zu behaupten“: Friederich, III, S. 128.

<sup>10a)</sup> Vgl. dazu Schacks Bemerkung in Anm. 12a).

<sup>11)</sup> „Vorerst war er natürlich gezwungen, noch stehen zu bleiben, da er nicht wußte, welche Entschlüsse Yorck und Sacken gefaßt hatten“: „Friederich, III, S. 137/38. — Gegen diese Auffassung muß man einwenden, daß Blücher durch den sofortigen Rückzug über die Marne nicht nur seine zwei Korps vor schlimmen Verlusten bewahrt, sondern auch Yorck gegen Napoleons Ansturm auf Château-Thierry hätte unterstützen können, und zwar durch einen Marsch abwärts der Marne.

<sup>11a)</sup> Für die Gefechte von Montmirail, Château-Thierry und Vauchamps-Etoges wird auf die vorzüglichen Skizzen Friederichs verwiesen.



*Gerhard Leberecht von Blücher  
(1742 Rostock — 1819 Krieblowitz (Schlesien)  
Preußischer Feldmarschall*

*Federzeichnung von Adolph von Menzel  
Aus „Gedenktage des mitteldeutschen Raumes“,  
deutsches Kalendarium für 1969  
mit freundl. Genehmigung entnommen*

haben, griff er, entsprechend seiner optimistischen und ehrgeizigen Natur, sofort an. Zunächst erzielte er kleine Erfolge. Dann aber hält ihn Napoleon „durch eine Kanonade hin, bis die Masse seiner Streitkräfte heran ist“. Als der Kaiser „gegen 2 Uhr nachmittags seinerseits zum Angriff übergeht, richtete er denselben vorzugsweise gegen Sacken linken Flügel, um ihn so zu verhindern, an die Straße von Château-Thierry zu gelangen, von woher ihm allein Hülfe . . . Yorcks kommen kann. Daher giebt der Kaiser mit seinen eigenen linken Flügel nach, zu dem Zwecke, Sacken mehr und mehr nach rechts hin zu verlocken. Es gelang völlig . . .“: Friederich, III, S. 129, 131,, Yorck von Wartenburg, II, S. 355.

Da erfolgt ein überraschender Angriff von starken französischen Streitkräften auf Sackens linken Flügel, seine Rückzugslinie! Es besteht die Gefahr, daß er gegen das

sumpfige Gelände des Petit Morin und „das ganze Korps vollständig über den Haufen geworfen wird“. In diesem sehr kritischen Augenblick erscheint endlich um 4 Uhr<sup>11b)</sup> „Yorcks Infanterie, die sich auf dem aufgeweichten Weg durchgearbeitet hatte, und die Franzosen durch einen unerwarteten Flankenangriff zum Stehen brachte“: Delbrück, IV, S. 61/62.

Noch im Verlauf des Vormittags des 10. hatte Yorck ein Schreiben Blüchers erhalten<sup>12)</sup>, er solle „dem General Sacken von Château-Thierry aus auf die kleine Pariser Straße nach Vieux Maisons zu Hilfe eilen“. Sacken sei auf den Feind — es war Macdonald — gestoßen. Um Mitternacht traf aber ein zweites Schreiben Blüchers ein mit der Mitteilung von Napoleons Vormarsch von Nogent sur Seine nach Sézanne: „Es kann diese Bewegung des Feindes die Vereinigung mit . . . Macdonald beabsichtigen, sie kann jedoch auch eine Offensive gegen die Marne sein“. Falls Yorck den Marsch nach Montmirail noch nicht angetreten habe, so müsse es augenblicklich geschehen und das Korps in einer Biwak vereinigt bleiben, um sich nach allen Richtungen hin bewegen zu können“. Die Brücke von Château-Thierry müsse erhalten und außerdem eine Schiffsbrücke geschlagen werden, „damit, wenn es im schlimmsten Fall dem Feinde gelingen sollte, uns zu trennen, Ew. Excellenz und General Sacken sich auf das rechte Marneufer retten können, bis die große Armee herankäme“. — Merkwürdigerweise enthielt aber ein „zur Weitersendung an Sacken eingelegtes Schreiben folgendes: ‚Blücher erwarte, daß Yorck am 10. in Montmirail eintreffen und mit Sacken vereint imstande sein werde, sich nach Vertus einen Weg zu bahnen, wenn sich der Feind zwischen den Feldmarschall und beide Korps werfen solle‘“. — Demgegenüber beurteilte Yorck die Situation richtiger: Man müsse dem Flankenstoß „ausweichend eilen, sich zu vereinigen“, und zwar „rückwärts“, d. h. jenseits der Marne. Yorck ließ sofort in Epernay die Brücke sichern, wohin Blücher ausweichen mußte<sup>12a)</sup>. Auf alle Fälle aber galt es für Yorck, seinen eigenen Rückzug auf Château-Thierry zu sichern. Daher ließ er nach Errichtung der Schiffsbrücke beide Brücken durch Teile der 8. Brigade des Prinzen Wilhelm von Preußen und dessen Kavallerie gegen einen Vorstoß Macdonalds sichern<sup>13)</sup>. Yorcks Avantgarde rückte in Richtung auf Montmirail, das Gros seines Korps bis Viffort vor. — „Allerdings erfüllte diese Disposition nicht den Wortlaut des Befehles, den Blücher gesandt hatte. Aber indem sie demselben so weit wie irgend möglich nachkam, beugte sie im Voraus den gefährlichen Folgen einer Schlacht vor, die Napoleon suchen mußte, solange die Schlesische Armee noch geteilt war . . .“: Droysen.

„Am 11. Februar gegen 10 Uhr war Yorck mit dem Gros bei Viffort<sup>14)</sup>, drei Stunden von Montmirail entfernt, angelangt. Hier erfuhr er, daß Sacken bis Vieux Maisons gekommen war, sich aber durch Zerstörung der Brücke in La Ferté „einen Rückzug versperrt hatte, der ihn auf dem kürzesten und sichersten Weg auf dem andern Ufer der Marne nach Château-Thierry bringen konnte“. Hätte Sacken so gehandelt, so konnte Yorck „in aller Ruhe ebenfalls über die Marne gehen und Napoleon stieß in die Luft, wie bei Löwenberg, bei Hochkirch, bei Düben“<sup>15)</sup> (August/September 1813). Vor allem war Yorck, pessimistisch und mißtrauisch, wie er stets war, im Gegensatz zu Sacken von vorneherein davon überzeugt gewesen, daß man überlegene Streitkräfte Napoleons vor

<sup>11b)</sup> Nach Droysen „zwischen 5 und 6 Uhr“, s. weiter unten.

<sup>12)</sup> Das Folgende nach Droysen, II, S. 313 ff.

<sup>12a)</sup> „Jene Bewegung nach Epernay“, vermerkt Schack in seinem Tagebuch zum Morgen des 11. Februar, „würde Napoleons Absichten vereitelt haben, wenn nicht die fixe Idee einer Konzentrierung bei Vertus auf der kleinen Pariser Straße die Oberhand über die Maßregeln gehabt hätte, die Erfahrung und Vorsicht an die Hand gegeben hätten: Droysen, II, S. 317.

<sup>13)</sup> Napoleon hoffte, daß sich Macdonald rechtzeitig „vorlegen würde“, wenn Sacken und Yorck den Rückzug über die Marne antreten würden: Friederich, III, S. 131.

<sup>14)</sup> Das Folgende nach Droysen, II, S. 318 ff, Friederich, III, S. 132 ff.

<sup>15)</sup> Bereits in der Nacht 10./11. hatte Yorck seinem Stab gegenüber erklärt: „Die Herren Strategen sollten jetzt das Manöver von Düben anwenden“: Droysen, II, S. 316.



sich habe. Daher sandte er Major von Schack zu Sacken nach Vieux Maisons mit dem Auftrage, Sacken klar zu machen, daß es am besten sei, wenn er sich nach Château-Thierry zurückziehe, unter Hinweis, „daß wegen der schlechten Wege das preußische Korps erst spät ankommen und Geschütz wahrscheinlich gar nicht mit bringen könne“. Darauf entgegnete Sacken nur: „Das russische Korps sei hinreichend mit Geschütz versehen.“ Es machte auch keinen Eindruck auf Sacken, als Schack darauf hinwies, daß es fehlerhaft sei, seinen Hauptangriff mit dem rechten Flügel zu machen. Im übrigen war Sacken nach wie vor der Meinung, daß er „einen unbedeutenden Feind vor sich habe. Er wünschte, daß Yorck vorrücken und an dem Angriff teilnehmen möge; er ließ ihn darum ersuchen!“

„So wenig Yorck die Entschlüsse Sackens billigen konnte . . . , so zögerte er doch keinen Augenblick, die Unterstützung zu bringen, ohne die, wie es ihm schien, das russische Korps sicherem Verderben entgegenging. Aber in der Überzeugung, daß der Rückzug auf Château-Thierry unvermeidlich sei, eilte er zugleich, sich dieses Punktes auf das Vollständigste zu versichern.“ In der Sorge, „daß Macdonald von Meaux aus . . . umkehren, daß andere Truppen sich von Soissons her mit ihm vereinen und den Rückzug auf Château-Thierry zu sperren möchten“, sandte er dorthin sofort den anderen Teil der Brigade des Prinzen Wilhelm von Preußen und die gesamte schwere Artillerie zurück. Mit den beiden Brigaden Pirch und Horn brach Yorck „von Viffort nach Fontenelles auf; nur eine kleine Meile Weges, aber in völlig aufgeweichtem schweren Lehm Boden“. — „Yorck langte um halb vier Uhr mit Pirchs Brigade in Fontenelles an, die Horns folgte. Nur acht Geschütze hatte man mit durchbringen können.“ Links vorwärts von Fontenelles stand die Reservekavallerie, den Weg nach Château-Thierry deckend. 1500 Schritt rechts in Rozoy war Katzeler mit der Brigade der Avantgarde eingetroffen“ (Droysen, II, S. 320 ff). — Es war Warburgs Brigade. Sie hatte „wegen der schlechten Beschaffenheit der Straßen den Umweg über Vieux Maisons gemacht . . . , bog links ab . . .“ (Friederich, III, S. 133).

Als Bailly, das von den Russen zunächst noch gehalten werden konnte, zwischen 5 und 6 Uhr von den Franzosen erobert wurde, „war der rechte Flügel Sackens bedroht“. Dieser ließ „seine Truppen in Karrees formiert auf Marchais zurückgehen und sandte an Yorck die dringende Bitte, den Feind . . . in der linken Flanke anzugreifen, um den Russen Luft zu machen. Sogleich ließ Yorck die erste Brigade (Pirch) vorgehen.“ Der Angriff der ost- und westpreußischen Grenadierbataillone scheiterte in furchtbarem feindlichen Infanterie- und Artillerie-Feuer. Es fielen viele Offiziere und Grenadiere. Die Bataillone zogen sich zurück; den nachfolgenden Franzosen gingen die beiden Landwehrbataillone Breslau und Schweidnitz, „die als Soutien gefolgt waren“, mit dem Bajonnett zu Leibe und deckten den Rückzug der Grenadiere. General Pirch wurde verwundet. Als die Franzosen weiter vorstießen, ließ Yorck „den rechten Flügel (Horn) zurücknehmen“, so daß sich die I. Brigade, von Horn gedeckt, sammeln konnte. „Dem Feind war der Angriff auf Bailly völlig unerwartet gekommen . . . , die Russen gewannen Luft. Sie zogen von der Chaussee abwärts in großer Unordnung immer hinter dem ersten Korps weg gegen Château-Thierry“. — Das Gehölz südwestlich von Le Tourneux, aus dem die Franzosen vorbrachen, wurde von den schlesischen Grenadiern und dem Landwehrbataillon Oels genommen, wobei 4 russische Geschütze zurückerobert wurden.

In diesem schweren Gefecht bei Montmirail „hatte Yorck das Sackensche Korps recht eigentlich gerettet. Er hatte alles daran gewagt. Mehr als einmal hatte das Gefecht so gestanden, daß man an dem Ausgang verzweifeln mußte. Hielten die Truppen bei Les Tourneux nicht, so waren beide Armeekorps verloren . . . Endlich die einbrechende Dunkelheit endete die Gefahr, in die ‚Sackens hochmütiger Leichtsinns‘ beide Korps gestürzt hatte.“ Die Preußen hatten sie bestanden. Aber freilich mit schwerem Verlust: 31 Offiziere und 854 Mann allein von der ersten Brigade mußte man auf dem Schlachtfeld lassen“: Droysen, II, S. 323. „Die Russen verloren 2800 Mann, darunter 800 Gefangene sowie 13 Geschütze, während die Franzosen 2000 Mann einbüßten“: Friederich, III, S. 134.

„Der Feind <sup>16)</sup> schien ermüdet, er bezog gegen 8 Uhr Biwak. Yorck hatte bereits Katzeler mit der Avantgarde“ (Warburgs Brigade) „herankommen, Les Tourneux und das Gehölz davor besetzen lassen, während Pirchs Brigade abmarschierte“. Die Reservekavallerie deckte den linken Flügel. Gegen Mitternacht, als sichtlich der Feind ruhig blieb, zog Horns Brigade ab, dann auch die Reservekavallerie, ‚ohne Weg und Steg, ohne Wegweiser‘, man konnte sich nur nach dem Geschrei der Russen richten, die unendliche Mühe hatten, ihren Train, ihre Bagage und Kanonen mit den Fouragierleinen aus dem Kot zu heben. Um sich einigermaßen zurechtzufinden, wurden dann Feuer am Wege angezündet.“

„Yorck übernachtete in einem einzelnen Hause zwischen Fontenelles und Viffort, um für schlimmste Fälle auf dem Platze zu sein, unzählige Male hinaustretend, in die immer noch dunkle Nacht spähend.“ — Sacken persönlich war nach Château-Thierry voraus, um dort zu schlafen! — „Noch in der Nacht überbrachte Graf Brandenburg von Blücher an Yorck den mündlichen Befehl, daß beide Korps ‚unverzüglich‘ die Marne passieren und nach Rheims, dem allgemeinen Sammelplatz der Schlesischen Armee, eilen sollten. Bitter genug mögen Yorcks Äußerungen beim Empfang dieses Befehls gewesen sein. Und in der Tat, er hatte noch eine schwere Aufgabe zu lösen.“

„Yorck hatte während der Nacht Horn mit seiner und Pirchs Brigade über Viffort eine Stunde hinaus [bis] bei Petites Noues gehen, auf einem Höhenrand eine Stellung nehmen lassen, um Katzeler mit der Avantgarde aufzunehmen.“ Dieser zog sich nach Tagesanbruch, als der Feind andrängte, von Les Tourneux „mit Muße“ durch Fontenelles auf Viffort zurück und hielt den Feind „fast eine Stunde auf“. Weil „drei starke feindliche Kolonnen nachrückten“, ging er auf Horns Position zurück. Hier erhielt er von Yorck den Befehl, „sogleich weiter nach Château-Thierry und über die Marne zu gehen. Yorcks Absicht konnte keine andere sein, als auch mit den übrigen Truppen so bald und so sicher als möglich die Marne zu überschreiten.“

Am Morgen entwickelte sich ein Tirailleurgefecht, ohne daß der Feind stark drängte, „er schien zur Umgehung der Flügel Zeit gewinnen zu wollen“. Es wäre noch sogar „ein Leichtes gewesen, jetzt mit den preußischen Truppen ohne Verlust abzuziehen“ (Friederich, III, S. 135), wenn nicht Sacken in diesem Augenblick auf der Bildfläche erschienen wäre! Als Yorck die Ansicht vertrat, „die Arriergarde müsse augenblicklich aufbrechen, um nicht abgeschnitten zu werden, erklärte Sacken mit Bestimmtheit: er verlange durchaus, daß Yorck das Plateau noch halten möchte, da ein Teil seiner Bagage noch in den Traversen sei. Yorck hielt es für seine Pflicht, nachzugeben <sup>16a)</sup> und, wie er es in seinem Bericht ausdrückte, ‚dem ausdrücklichen Willen des Generals Sackens gemäß zu lange in dieser Position zu verweilen‘“. Sacken versprach, Yorcks linke bedrohte Flanke „mit seiner Kavallerie zu decken, die Vorstadt von Château-Thierry zu besetzen und den Übergang der preußischen Arriergarde zu sichern“. Prinz Wilhelm sollte die Verteidigung des Marneüberganges den Russen übergeben und seine Brigade auf den Höhen hinter der Stadt, am Wege nach Soissons, aufstellen. „Indeß waren die feindlichen Flügelkolonnen bedeutend vorgedrungen. Yorck nahm, um sich den russischen Truppen zu nähern, etwa 1000 Schritte rückwärts bei den Gehöften Grande und Petite Trinité eine neue Stellung; gegen ein weiteres, gewiß sehr zweck-

---

<sup>16)</sup> Das Folgende nach Droysen, II, S. 323/24, Friederich, III, S. 134.

<sup>16a)</sup> Yorck hätte — auch im Hinblick auf das allgemeine Verhalten Sackens — besser daran getan, wenn er dem Verlangen Sackens nicht nachgegeben hätte. Denn die Erhaltung seiner Männer mußte für Yorck wichtiger sein, als die Bergung der Bagage Sackens. Für diese bestand schon in diesem Augenblick kaum noch Aussicht, sie aus dem morastigen Gelände herauszuholen. Ein „großer Teil“ der Bagage Sackens wird hernach auch endgültig als verloren bezeichnet. Dasselbe gilt von den 8 bis 10 Geschützen. — Im übrigen hätte sich Yorck mit einer Weigerung Sackens gegenüber mit Fug und Recht auf den in der Nacht erhaltenen Befehl Blüchers berufen können, daß beide Korps „unverzüglich“ die Marne passieren und nach Rheims marschieren sollten.

mäßiges Zurückgehen in das Tal der Marne protestierte General Sacken mit der ihm eigentümlichen Heftigkeit“.

Als die feindlichen Kolonnen an den Flügeln weiter vorgedrungen waren, ließ Yorck rückwärts die beiden Gehöfte Grande und Petite Trinité und ein westlich davon gelegenes Gehöft von zwei Brigaden besetzen. Sie waren von russischer Kavallerie und von der Reservekavallerie des Korps (unter Jürgaß) gedeckt. Da ging, von Napoleon selbst angesetzt, „eine feindliche Kavalleriemasse von mehr als 4000 Pferden“ zum umfassenden Angriff auf Horns linken Flügel vor. Mit einer Ausnahme zogen sich die russischen Kavallerieregimenter zurück, sonst deckten nur noch die brandenburgischen Husaren die Flanke. Sofort setzte Yorck seine Reservekavallerie ein. Nach anfänglichen Erfolgen wurde sie von der feindlichen Übermacht geworfen, „aus dem Felde geschlagen“ und „in Auflösung nach Château-Thierry zurückgetrieben“ (Friederich, III, S. 135). Nur die brandenburgischen Husaren unter Sohr harhten bei ihrer Brigade aus. Nun waren Horns Brigade und die Pirsche völlig umgangen und abgeschnitten. Während Grenadiere, Landwehr und russische Jäger den Rückzug unter schwersten Verlusten deckten, erkämpfte sich die Hauptmasse der Infanterie gegen die anbrandenden Reitermassen langsam den Rückzug. In festgefügtten Karrees, „den Bayard Horn in der Mitte“, mit mörderisch wirkenden Bataillonssalven und mit im Sturmschritt gefällten Bajonetten. Sohr mit seinen 3 Schwadronen machte mehrmals mit kühnen Attacken den verlegten Weg frei. — Kurz vor der Vorstadt von Château-Thierry gerieten Horns Bataillone noch einmal in große Gefahr, als flankierende Reitermassen gegen sie vorzubrechen drohten. Da ließ Yorck zwei ostpreußische Musketierbataillone von der eben an der Brücke eintreffenden Brigade Warburgs umkehren und gegen Nogentel vorrücken. Sie stoppten dem Ansturm der französischen Schwadronen und gaben so Yorcks Gros die Möglichkeit, ungehindert die Schiffsbrücke zu passieren.

Sacken hatte sein Versprechen, Vorstadt und Brücken zu decken, nicht gehalten, sondern war abgerückt! Daher wurden die beiden Bataillone zurückbeordert, um die Verteidigung der Vorstadt und der steinernen Brücke zu übernehmen. Inzwischen zogen die beiden Brigaden und die brandenburgischen Husaren „unter Yorcks aner kennenden Worten“ über die Schiffsbrücke in die Stadt. Die Franzosen folgten ihnen auf den Fersen. wurden aber von Yorcks schwerer Artillerie „so mit Kartätschen empfangen, daß die vorliegende jenseitige Ebene bald wie gefegt war. Schleunigst wurde die Schiffsbrücke zerstört“. Die Ostpreußen wiesen derweil den Ansturm der Franzosen gegen die Vorstadt „mit größter Unerschrockenheit“ zurück. Als der Räumungsbefehl kommt, machen sie „erst noch eine Bajonettattacke, um etwas Luft zu gewinnen, dann marschiert Zug um Zug unbemerkt ab“. Als die letzten die Marnebrücke passiert haben, „wird das Signal zum Einsturz der Brücke gegeben und gleichzeitig beginnt Infanterie und Artillerie ein heftiges Feuer . . . Der Feind versuchte nicht weiter zu folgen. Die Truppen sammelten sich auf den Höhen hinter der Stadt<sup>16b)</sup>. So endete dieser blutige Tag, für Yorck und das Yorcksche Korps nicht minder ehrenvoll als ein Sieg.“

„Das Yorcksche Korps hatte an 1300 Mann, 3 Geschütze und einen Teil der Bagage der Avantgarde, Sacken gegen 1500 Mann, 8 bis 10 Geschütze und einen großen Teil seiner Bagage verloren.“ „Der Tag von Montmirail brachte eine Verstimmung zwischen beiden Generalen hervor“, berichtet Müffling. Wenigstens Sacken hatte keinen Grund, weder am 11. noch am 12., sich über Yorck zu beklagen. ‚J’ai fait un tour de jeune homme‘, hat er später selber gesagt, und daß ihm solcher ‚dumme Streich‘ nicht teurer zu stehen kam, hatte er allein der Selbstverleugnung, der Bundestreue Yorcks zu danken“: Droysen, II, S. 313/31.

Zu dem Verhalten Sackens und Yorcks in dem Gefecht von Montmirail bemerkt Delbrück (IV, S. 70): „Wohl fehlte es nicht an gegenseitigen Anklagen unter den verbündeten Generalen, wer schuld sei an dem erlittenen

<sup>16b)</sup> Der weitere Rückzug erfolgte „ungehindert“ über Oulchy und Fismes nach Rheims: Friederich, III, S. 136.

Unglück: namentlich seitens Yorcks, der durch seinen Ungehorsam doch so viel beigetragen hatte zur Verwirrung der Verhältnisse, . . .<sup>17)</sup>“. Sicherlich beeinflußt durch Delbrücks Urteil, schreibt Friederich (III, S. 146): „Sacken und Yorck aber werden wegen ihres Verhaltens bei Montmirail, der eine einer unentschuldbaren Tollkühnheit, der andere des offenen Ungehorsams gegen die Befehle seines Oberkommandierenden geziehen“. Persönlich und ergänzend bemerkt Friederich dazu noch: „Hätte sich Sacken Yorcks Auffassung angeschlossen, so hätten sich beide Korps über die Marne entsprochen ja auch, wie wir sahen, den am Nachmittag des 10. in sive Napoleons wurde zu einem Luftstoß, ging umgekehrt Yorck, dem erteilten Befehle entsprechend, mit gesamter Kraft zur Unterstützung Sackens vor, so war bei Montmirail sogar ein Sieg über Napoleon nicht ausgeschlossen“. Dem ersten Teil dieser Bemerkungen Friederichs muß man ohne jede Einschränkung zustimmen. Der schnelle Rückzug beider Korps über die Marne entsprach ja auch, wie wir sahen, den am Nachmittag des 10. in Blüchers Hauptquartier gewonnenen Erkenntnissen über die grundlegende Veränderung der allgemeinen Lage. Daher wurde ja auch den Führern der zwei Korps der Befehl zum Rückzug über die Marne nach Rheims gegeben! Was aber Friederichs — wie Delbrücks — Urteil über Yorcks „Ungehorsam“ und dessen Auswirkung betrifft, so ist es als durchaus abwegig zu bezeichnen. Bei der großen zahlenmäßigen Überlegenheit der französischen Kavallerie war ein Sieg über Napoleon ausgeschlossen. — Das zeigte hernach auch der Ausgang des Gefechts Blüchers gegen Napoleon bei Vauchamps-Etoges! — Yorck tat vielmehr gut daran, daß er Blüchers Befehl, den er um Mitternacht des 10. erhielt: falls noch nicht geschehen, so augenblicklich den Marsch nach Montmirail zur Unterstützung Sackens anzutreten und sein Korps in einem Biwak zusammen zu halten, nicht — „am Buchstaben des Befehls klebend“ (vgl. Anm. 10!) —, sondern der veränderten Situation entsprechend und im Hinblick auf die sehr ungünstigen Geländeverhältnisse „sinngemäß“ ausführte. Denn die 3000 Mann der Brigade des Prinzen Wilhelm von Preußen, die Yorck wohlweislich zur Sicherung der Marnebrücken detachiert hatte, hätten dem Gefecht bei Montmirail keine andere Wendung geben können. Vor allem aber hätte ohne diese Brigade und ohne die rechtzeitige Rücksendung der schweren Artillerie der Ansturm der Truppenmassen Napoleons nicht aufgefangen werden können, zumal da Sacken, entgegen der Vereinbarung mit Yorck, die Marnebrücken und Château-Thierry nicht besetzt hatte, sondern abmarschiert war!

Über Märsche und Einsatz der Strelitzer Husaren in der Zeit vom 10. bis zum 14. Februar berichtet Milarch (S. 194 ff) folgendes: „Es war schon am 9. Februar Thauwetter eingetreten, und als wir am 10. zuerst auf der Straße nach La Ferté sous Jouarres vorgehend, nach eingegangenen Befehl uns links ab auf die aufgeweichten Feldwege wenden mußten, hatte Reiterei wie Fußvolk, in der bergigten Ufergegend der Marne einen höchst beschwerlichen Marsch. Dies und die plötzlich veränderte Richtung des Marsches machte uns und die ostpreußischen Jäger, mit denen wir desselben Weges zogen, etwas mißgestimmt. Kein Marschlied wollte klingen, denn die Jäger mußten oft durch gegenseitige Handreichung sich aus dem Lehmkoth heraushelfen, und bei uns hatte bei dem häufigen bergauf und bergab Steigen jeder mit seinem Pferde zu thun. Auch das Nachtquartier im Dorfe Nogent „(Nogentel)“ war mehr eine Biwacht, als eine Einquartierung zu nennen, da die Pferde nicht alle unterzubringen waren, und die Feldwacht- und Patrouillendienst die Leute in beständiger Wachsamkeit erhielt . . .“ Am 11. ging es „in der Richtung gegen Montmirail hin“. Von einem gefangenen französischen Offizier erfuhr man, daß man es nunmehr „mit Napoleon selbst und mit seiner Hauptmacht zu thun hatte. Die Kanonade ward immer stärker, und bald unterschieden wir auch Tirailleur-Feuer. In erwartungsvoller Stille ging der Marsch im gemessenen Schritt weiter, denn an Traben war nicht zu denken. Endlich gelangten wir, es war schon Nachmittags, bei dem Meierhofe Les Tourneux an, auf dem Wege von Château-Thierry nach Montmirail belegen, wo unser General Yorck . . . hielt, während unsere Infanterie, es war die erste Brigade, mit ihrem

Febr.  
10.

Febr.  
11.

<sup>17)</sup> Delbrück kann aber nicht umhin, einschränkend gleich hinzuzufügen: „Wenn seine Grundanschauung zuletzt auch als die richtigste sich bewährt hatte“. — (! Stn.)

General Pirch an der Spitze zum Angriff vorrückte.“ Die Husaren mußten vorrücken und aufmarschieren, um zwei russische Kanonen gegen eine Umgehung zu decken. — Es entspann sich „ein heftiges Tirailleur-Feuer“, die feindliche Infanterie wurde aus dem gegenüberliegenden Gehölz vertrieben. In der Dunkelheit ging das Regiment „einige hundert Schritte bis zur Meierei Les Tourneux zurück“ und mußte halten, und den Rückzug der Russen und Preußen decken. „Ein jeder scheute sich abzusitzen, weil es schwer hielt, von dem tiefen Lehmboden aus wieder auf's Pferd zu kommen. Man brachte die lange trübselige Nacht größtentheils auf den Pferden zu, welche aus den Futterbeuteln fressen mußten, zum Tränken war keine andere Gelegenheit, als die Pferde das in den Hufspuren gesammelte Wasser schlürfen zu lassen. Feuer durfte nicht angezündet werden.“

„Kaum begann der Morgen des 12. Februars zu grauen, so bemühten sich russische Kanonen den einigermaßen fahrbaren Weg quer über den aufgeweichten Acker her zu erreichen. Zwanzig bis dreißig russische Dragoner hatten ihre Fouragierleinen an die Lafetten angebunden und halfen, das andere Ende über ihrer Schulter festhaltend, mitziehen. Ein Artillerist, der beim Stocken einer Kanone zu Fuß hatte ziehen helfen, war so tief in den Acker eingesunken, daß er allein sich nicht wieder heraushelfen konnte. Zum Glück hatte er . . . sein Schleppseil um Schulter und Brust behalten. An diesem zog der Lieutenant M[ilarch] ihn aus dem Koth und aus seinen Stiefeln. Die mußte er stecken lassen, denn die Franzosen drängten unsere Feldwache und die Kosaken mit Gewalt auf den Engpaß hin, den das Regiment schon passirt war, um jenseits desselben sich aufzustellen und einen Kosakenpulk aufzunehmen, der mit uns den Rückzug decken sollte . . .“ Da aber die Franzosen stark vordrängten und Gefahr bestand, daß die Husaren von den Franzosen von den Flanken her unter Feuer genommen werden konnten, so mußten sie „auf rascheres Abziehen bedacht sein“. Ostpreußische Jäger deckten, abwechselnd mit den Strelitzer Husaren, den Rückzug, der über die Marnebrücken von Château-Thierry ging. „Es war hohe Zeit, denn schon begann die Kanonade hinter uns im Rücken. Vom frühesten Morgen bis vollem Nachmittage waren wir die Nächsten am Feinde gewesen, ohne weder an Mann noch an Roß irgend einen Schaden zu erleiden, nun, als wir in der Stadt die etwas ansteigende Straße hinaufzogen, schlugen die feindlichen Paßkugeln neben und in die marschirenden Linien ein und machten uns ein Pferd — des Quartirmeisters Ebert von der 4. Schwadron — dienstunfähig. Wohin unsere Brigade ihre Marschrichtung genommen hatte, war uns gänzlich unbekannt. Wir blieben, als es dunkel geworden, in der Nähe eines Gehöftes hart am Wege halten und richteten uns, so gut es sich thun ließ, für die Nacht ein.“

„Kaum graute der Morgen des 13. Februars“, heißt es weiterhin bei Milarch, „so zogen die Brandenburger Husaren desselben Weges an uns vorüber mit den Zurufen: ‚Mecklenburger, wo seid ihr denn gestern gewesen? Warum seid ihr nicht bei uns gewesen!‘<sup>18)</sup> Sie und ihre ganze siebente Brigade“ (Horn) „hatten einen gar schweren Stand gehabt. Die Reiterei, welche wir am Morgen nach unsern Flanken sich bewegen sahen, war denn auch da hervorgebrochen, ja zuletzt hart an der Vorstadt waren einzelne Reiter selbst bis in Yorcks Gefolge vorgedrungen, so daß Yorck selbst den Degen gezogen, um sich seiner Haut zu wehren . . . Es kam endlich der Befehl an uns, der Brigade in die Gegend von Fismes . . . zu folgen. Wir kamen etwas niedergeschlagen und ermattet in einem Dorfe unter Dach und Fach und konnten die Pferde von dem Schmutz der frühern Tage säubern. Ein Schwank, den zwei Husaren der vierten Schwadron ausführten, hatte entschieden Einfluß auf die Erheiterung der Gemüther. Sie hatten in ihrem Quartiere zwei Esel vorgefunden. Diese bestiegen sie, der eine mit der weißen Uniform eines westphälischen Infanteristen bekleidet, der andere in der Kleidung eines ehrsamten Bürgers aus den siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, mit Perrücke und Dreimaster. So angethan führten sie mit Bohnenstangen bewaffnet ein Turnier aus. Am Abende hörte man auch wieder singen, und als der Befehl einging, am folgenden (14.

<sup>18)</sup> Die Strelitzer Husaren hatten die Aufgabe, Flanken und Rücken ihrer Brigade gegen feindliche Angriffe zu decken.

Februar) Tage durch Rheims zu marschieren, um in der Gegend für einen Ruhetag Cantonnements-Quartier zu beziehen, war Alles, bis auf die völlig Erkrankten, wieder gutes Muthes“ (Milarch).

„Am 13. Februar hielt Napoleon einen triumphierenden Einzug in Château-Thierry.“ Sogleich traf er Anstalten, die Korps von Yorck und Sacken zu verfolgen, um sie zu vernichten. Da erhielt er am „14. 3 Uhr Morgens die überraschende Meldung“, daß Blücher Marmont angegriffen habe<sup>19)</sup> und daß dieser, — ohne viel Widerstand zu leisten — „am 13. bis Fromontieres westlich Champaubert getrieben“ wurde. Sofort änderte Napoleon seine Pläne und beschloß, bereits um 4 Uhr gegen Blüchers letzte intakte Streitkräfte, die Korps Bülow und Kapzewitsch, vorzugehen: Friederich, III, S. 136/37, Dellbrück, IV, S. 64, Yorck von Wartenburg, II, S. 356.

Während Marmont am 14. auf Napoleons Anordnung Blüchers Avantgarde unter General Zieten, die bereits bis jenseits V a u c h a m p s vorgerückt war, angreift, sie in einen schweren Kampf verwickelt, zersprengt und die Reste auf Janvillers zurückwirft, trifft Napoleon selbst mit seiner Hauptmacht ein. Er greift mit seiner Infanterie Blücher frontal an und läßt seine an Zahl weit überlegene Kavallerie<sup>20)</sup> gegen den Rücken der beiden Korps Blüchers vorgehen. Da erfährt dieser, daß Napoleon am 11. und 12. Sackens und Yorcks Korps schwere Verluste zugefügt und sie am 12. über die Marne zurückgetrieben habe! „Jetzt drängte Gneisenau zu sofortigem Rückzug, und Blücher gab, obgleich unwillig genug, nach“: Yorck von Wartenburg, II, S. 357, Dellbrück, IV, S. 65, Friederich, III, S. 140/41. Der französischen Gardekavallerie gelingt es aber nicht, den Rückzug der Hauptmasse der beiden Korps<sup>21)</sup> nach Champaubert zu verhindern: Trotz wiederholter Angriffe vermag sie nicht, die „in musterhafter Ordnung, in Karrees treffenweise — unter ständigem Laden und Schießen — abmarschierenden Bataillone zu durchbrechen.“ Hingegen werden abgekommene oder vorgeschobene Truppenteile „fast völlig aufgerieben“.

Als Grouchy mit „mehr als 5000 Reitern“ nach weit ausholendem Umgehungsmanöver versuchte, dem weiteren Rückzug Blüchers von Champaubert nach Etoges den Weg zu verlegen, mußten sich die Kolonnen beider Korps mit gefällten Bajonetten den

---

<sup>19)</sup> Am Abend des 12. war bei Blücher ein Schreiben Yorcks eingetroffen, worin dieser „die Hoffnung aussprach, daß es dem Feinde unmöglich sein werde, ihm auf der Straße nach Château-Thierry zu folgen, andernfalls werde er mit Sacken die Marnebrücken passieren“. Daraufhin glaubte Blücher „annehmen zu dürfen, daß beide Korps sich diesseits der Marne halten würden; dann mußte Napoleon bereits wieder auf dem Rückzug sein“. Hierzu stimmten auch die von einem legitimistisch gesinnten französischen Edelmann — auf Grund von „höchstwahrscheinlich“ nach anfänglichen Bewegungen Napoleons — gemachten Angaben überein. So kam es, daß Blücher beschloß, auf Montmirail zwecks Rückendeckung für die Korps Yorck und Sacken oder zwecks Vereinigung mit ihnen vorzugehen. Dabei meinte er, nur noch das schwache Korps Marmont „vor sich zu haben“: Dellbrück, IV, S. 64/65, Friederich, III, S. 138/39. — Zu dem 1. Teil von Yorcks Schreiben muß bemerkt werden, daß sein Inhalt im Gegensatz steht zu Yorcks grundsätzlicher Auffassung über die allgemeine Lage und über Napoleons Stärke und Absichten. Vermutlich wurde die Niederschrift des 1. Teils durch Sacken und seinen Optimismus beeinflusst!

<sup>20)</sup> Es verfügten hier: Napoleon über 14 000 Mann Infanterie und 10 000 Mann Kavallerie (Yorck von Wartenburg, II, S. 352), Blücher über etwa 16 000 Mann Infanterie, 1500 Reiter und 50 Geschütze (Friederich, III, S. 139). — Es sollte sich verhängnisvoll auswirken, „daß unglücklicherweise der größte Theil der eigenen (Kleist'schen Kavallerie) beim Rheinübergang, der mit Booten bewerkstelligt werden mußte, durch Eisgang aufgehalten, den Anschluß an die Armee noch nicht erreicht hatte“: Dellbrück, IV, S. 63.

<sup>21)</sup> „Korps Kleist nördlich, Kapzewitsch südlich der Straße, der zurückgebliebene Teil der Geschütze“ auf der Chaussee, die Kavallerie auf den Flügeln. Der größte Teil der Geschütze, „weil seitwärts der Straße kaum verwertbar“, zur Aufnahmestellung nach Etoges zurückgesandt: Friederich, III, S. 141.

Rückzug erzwingen<sup>22)</sup>. — Es war ein großes Glück, daß die reitenden Batterien der französischen Kavallerie „in dem tiefen Boden nicht hatten folgen können“. Andererseits benutzte „eine halbe russische Batterie jede Gelegenheit, um durch Kartätschfeuer die Straße frei zu machen“: Friederich, III, S. 141/42. Kurz vor Etoges wurde die Situation noch einmal sehr kritisch: Der russische General, welcher den Wald vor Etoges zur Sicherung und zur Aufnahme der Truppenteile Blüchers besetzen sollte, war abgerückt! So konnte sich eine große französische Reiterabteilung als Sperrlinie dem retenden Walde vorlegen! „Die Infanterie war von allen Seiten eingeschlossen. Blücher setzte sich dem heftigsten Kleingewehrfeuer aus, um, wenn denn heute Alles verloren sei, den Franzosen nicht lebend in die Hände zu fallen. Als das Schicksal ihn verschonte, faßte er wieder Muth, indem er zu Gneisenau sagte: ‚Da ich heute nicht todgeschossen worden bin, wo es ich so gern gewollt, so ist mir ein langes Leben beschieden; ich werde in Zukunft schon Alles wieder gut machen. Gneisenau ordnete jetzt die preußische Infanterie auf der Chaussee zum Angriff auf die feindliche Reiterei . . . Gewehr- und Kartätsch-Feuer schuf eine Lücke; alle Angriffe aus der Flanke prallten ab an dem festen Zusammenhalt der Carrées, und man gewann den Wald“: Delbrück, IV, S. 67. — Nach Friederich (III, S. 143) „setzte sich Prinz August von Preußen, der Führer der vordersten Brigade, an die Spitze, und mit lautem Hurra wurde auch dieses letzte Hindernis beseitigt . . . Im Walde wurde sofort Front gemacht, um die nachfolgenden Bataillone Kapzewitschs und Zietens“ (d. h. die Reste der ehemaligen Avantgarde) „aufzunehmen“. — Die Dunkelheit ermöglichte dem Gros beider Korps nach Etoges und weiterhin nach Bergères sich ungehindert zurückzuziehen, während die russische Nachhut überfallen wurde und schwere Verluste erlitt. Der weitere Rückzug erstreckte sich zunächst bis Châlons sur Marne, wo Blücher am Nachmittag des 15. eintraf.

„Das Korps Kleist verlor 3988 Mann und 7 Geschütze, das Korps Kapzewitsch 2000 Mann und 9 Geschütze, während der Verlust der Franzosen nur 600 Mann betragen haben soll. Aber trotz der Niederlage und trotz der großen Verluste ist Etoges ein Ruhmestag der Schlesischen Armee. Niemals erstrahlte der Glanz preußischer und russischer Tapferkeit, Ausdauer und Disziplin höher als an diesem Tage. Alle Augenzeugen des Kampfes waren hierüber einig. Selbst der wortkarge englische Militärbevollmächtigte, Hudson Lowe, der spätere Hüter Napoleons auf St. Helena, berichtete an seine Regierung: „Die Worte fehlen mir, um meine Bewunderung auszudrücken für die Uner-schrockenheit und Disziplin der Truppen. Das Beispiel des Feldmarschalls Blücher, welcher allenthalben und an den exponiertesten Stellen war, des Generals Kleist, des Generals Kapzewitsch, des Generals Gneisenau, welcher die Bewegung auf der Chaussee leitete, des Generals Zieten und des Prinzen August von Preußen, der immer an der Spitze seiner Brigade sie zu heldenmütigsten Anstrengungen entflammte, konnte nicht verfehlen, den Soldaten eine Entschlossenheit einzuflößen, die den Feind mit Staunen und Bewunderung hat erfüllen müssen“: Friederich, III, S. 143/44. — Die Gesamtverluste der Schlesischen Armee, die am 8. Februar 1814 56 000 Mann gezählt hatte, beliefen sich in den vier Gefechten vom 10. bis 14. Februar auf 15 000 Mann und 30 Geschütze! (Droysen, II, S. 336, Delbrück, IV, S. 68, Scherr, III, S. 365).

In seinen allgemeinen Betrachtungen über die Ursachen einer Kette von schweren Niederlagen der Schlesischen Armee in den Tagen 10. bis 14. Februar 1814 schreibt Delbrück (IV, S. 68): „Übersehen wir . . . , wie dieses große Unglück kam, so stand der

---

<sup>22)</sup> Die Bataillone marschierten „mit 50 Schritt Zwischenraum in länglichen Karrees, die Tambours schlugen, die Regimentsmusiken spielten“. — Von den Karrees wurden alle Angriffe abgewiesen, dagegen „gelang es ganzen Schwärmen, sich in die Zwischenräume . . . einzudrängen. Selbst der Feldmarschall geriet in Gefahr, und mehrere Offiziere seines Gefolges wurden niedergehauen“ (Friederich). „Als die ‚Unverschämtheit‘ der reitenden Grenadiere gar zu groß wurde, zog der Alte den Säbel und stürmte mit den Worten: ‚Ich will den Kerls doch eins geben‘ auf einen derselben los. Sein Stab folgte ihm, und die Grenadiere wandten ihre Pferde“: Scherr, III, S. 365.

unvergleichlichen Thatkraft und Urteilskraft Napoleons<sup>22a)</sup> doch eine gewisse, aus gar zu großer Siegeszuversicht<sup>23)</sup> entspringende Unvorsichtigkeit der Blücherschen Heeresleitung<sup>24)</sup> gegenüber, die ebenso wenig die Unzuverlässigkeit der Verbündeten, wie die Schnellkraft Napoleons genügend in Rechnung zog<sup>25)</sup>. — Letzten Endes wurden die Erfolge Napoleons gegenüber Blücher und Schwarzenberg durch die Teilung der Armee der Alliierten verursacht. — Schuld an den schlimmen Rückschlägen und schweren Verlusten der Schlesischen Armee war aber nicht zuletzt, wie Blücher am 17. Februar Gneisenau und Müffling gegenüber mit Recht erklärte, die Tatsache, daß „der Schwarzenberg leider die Verabredungen von Brienne schlecht eingehalten hat und die Lumpenhunde von Diplomaten“ mit ihren Friedensbestrebungen von Bonaparte „sich was haben weismachen lassen . . .“ (Scherr, III, S. 366). — Die Hauptarmee sollte längs der Seine etwa auf gleicher Höhe mit Blüchers Armee ihren direkten Vormarsch auf Paris durchführen. Es galt, Napoleon zu fesseln und Blüchers linke Flanke zu sichern. Statt dessen bog Schwarzenberg von Troyes aber nach Südwesten ab, um Napoleons Streitmacht zu umgehen<sup>26)</sup>, weil Schwarzenberg, trotz großer Überlegenheit an Streitkräften, sich fürchtete, Napoleon frontal anzugreifen! — Sechs Tage hatte die große Armee benötigt, um die 5 bis 6 Meilen von Brienne nach Troyes zu bewältigen, und dann hatte man dort „in gänzlicher Unthätigkeit“<sup>27)</sup> verharret. Den schlimmsten Fehler aber machte Schwarzenberg, als er Wittgensteins Korps und vor allem die Kosaken des tüchtigen Generals Seslawin, „der die Verbindung mit Blücher aufrecht erhalten sollte“, vom rechten Flügel der großen Armee nach dem linken dirigierte, „ohne daß man Blücher benachrichtigt hatte“: Delbrück, IV, S. 48/49. — Man kann aber Blücher und Gneisenau nicht den Vorwurf ersparen, daß sie es unterließen, erkunden zu lassen, ob die genannten Formationen tatsächlich links von der Schlesischen Armee marschierten und Anschluß an diese hatten! Waren doch Blücher und seinem Generalstab die Unzuverlässigkeit und Saumseligkeit der österreichischen Heeresleitung genugsam bekannt!

---

<sup>22a)</sup> „Die Tage vom 9. bis 14. Februar“, bemerkt Friederich (III, S. 144/45), „bilden eine der interessantesten Episoden des Feldzuges 1814. Die geniale Ausnutzung strategisch und taktisch günstiger Verhältnisse, die Energie der Ausführung und der bis in alle Einzelheiten geglückte Verlauf haben Napoleons Siege bei Champaubert, Montmirail, Château-Thierry und Vauchamps zu allgemein bewunderten Mustern und Schulbeispielen für den Begriff der Operationen auf der inneren Linie gemacht, die auch von denen studiert zu werden pflegen, die sich sonst mit kriegsgeschichtlichen Studien nicht befassen . . . Die rasch hintereinander folgenden Siegesnachrichten übten einen gewaltigen Einfluß auf Frankreich“.

<sup>23)</sup> Noch einen Tag vor der Katastrophe von Vauchamps-Etoges schrieb Blücher an seine Frau: „Wir haben nur noch 15 Meilen bis Paris; in acht Tagen sind wir sicher vor dieser Hauptstadt . . . Es wird darauf ankommen, ob Napoleon noch eine Schlacht liefern wird, ich glaube es nicht“: Friederich, III, S. 147.

<sup>24)</sup> Der Pessimist Yorck, jetzt wie immer der Strategie Gneisenaus gegenüber sehr skeptisch eingestellt, hatte es für geboten gehalten, jetzt, da Napoleon im Begriff war, „der zersplitterten Schlesischen Armee in die Flanke zu stoßen, dem Stoß ausweichend, eilen sich zu vereinigen. — Man müßte die Vereinigung rückwärts suchen“: Droysen, II, S. 316.

<sup>25)</sup> Auch Scherr (III, S. 363) kommt zu dem Schluß, daß Blücher „aus dem Tage von La Rothière allzu voreilige Folgerungen gezogen, und daß er über die Hilfsquellen von Napoleons Genie, wie über dessen materielle Kriegsmittel sich getäuscht hat. Er hatte diese Täuschung herbe genug zu büßen, denn der ‚Kerl von Bonaparte‘ erwies sich ihm denn doch noch als ein ‚ganzer Kerl‘“.

<sup>26)</sup> „Das Manöver wurde mit der größtmöglichen Langsamkeit ausgeführt. Die Unfähigkeit der österreichischen Magnaten, denen in diesem Staat die Führung des Armeekorps anvertraut wird, kam in diesem Fall der Absicht des Oberfeldherrn zu Hülfe“. — Man scheute sich, schlechte Wege zu benutzen, erklärte einen Weg für unpassierbar und marschierte den gemachten Tagesmarsch zurück, um einen andern Weg zu suchen!: Delbrück, IV, S. 48.

<sup>27)</sup> So kam es, daß man Blüchers Bitte — der Brief traf „am 11., Nachmittags 5 Uhr“ bei Schwarzenberg ein — ihm durch eine Division in dem Rücken der Feinde zu Hülfe zu kommen, nicht erfüllte. — Durch diese wäre wenigstens die letzte und schwerste Niederlage des 14. verhütet worden: Delbrück, IV, S. 74, Anm.



Blüchers sonst so segensreiches unentwegtes Vorwärtsdrängen hatte sich in den Tagen 10./14. Februar verhängnisvoll ausgewirkt! Das sah auch Blücher selbst ein: Er „nahm alle gemachten Fehler auf sich selbst, suchte auch Yorck durch einen von Gneisenau aufgesetzten Brief zu besänftigen und war nur darauf bedacht, den erlittenen Schaden wieder gut zu machen“: Delbrück, IV, S. 70. Während Schwarzenberg nach den schweren Niederlagen bei Nangis und Montereau am 17. und 18. Februar den Rückzug auf das Plateau von Langres in Erwägung zog und ihn am 24. Februar sogar einleitete, hatten Blücher und Gneisenau schon fünf Tage nach der schweren Niederlage von Champaubert-Etoges den Entschluß gefaßt, den Vormarsch auf Paris wieder aufzunehmen!<sup>28)</sup> Wenige Tage hernach traten sie ihren entscheidenden Marsch, und zwar nunmehr in nordwestlicher Richtung, an mit dem Ziel, die Schlesische Armee mit den aus den Niederlanden heranrückenden Korps Bülow und Wintzingerode in der Gegend von Rheims und Soissons zu vereinigen, um dann mit ihnen endgültig den Vormarsch nach Paris durchzuführen. Freilich war dieser noch mit schweren Kämpfen, Rückschlägen und nicht zuletzt mit den schlimmsten Strapazen und Entbehrungen des ganzen Feldzugs<sup>29)</sup> verbunden, bis Yorck durch einen kühnen Nachtangriff am 9./10. März in der Schlacht bei Laon den entscheidenden Erfolg erzielte. Er führte — nach Aufgabe der Verzögerungstaktik Schwarzenbergs und nach Abbruch der Friedensverhandlungen auf dem Kongreß zu Châtillon am 18. März — dazu, daß am 31. März die Einnahme von Paris erfolgte und Napoleon am 6. Mai abdanken mußte.

---

<sup>28)</sup> „Wir thaten als ob wir nicht geschlagen waren“, schrieb Gneisenau später an Clausewitz, „und am fünften Tage ergriffen wir wieder die Offensive!“, Delbrück, IV, S. 69/70.

<sup>29)</sup> Ein Angehöriger des *Strelitzer Husarenregiments*, der Karabinier *Jacobi*, aus Woldegk, Abiturient des Prenzlauer Gymnasiums, später Pastor zu Teschendorf bei Burg Stargard, bezeichnet die vier Wochen vom 9. Februar bis zur Schlacht von Laon als „Kreuz- und Querzüge in der Champagne“. „Wir, und selbst die Subalternoffiziere wußten oft nicht“, schreibt Jacobi, „wo wir waren und wohin es ging. Die Zeit . . . war offenbar die schwerste für die Schlesische Armee und namentlich für das Yorksche Corps. Da war keine Zeit, um etwas zu kochen, es wurde nichts geliefert. Wo man etwas Eßbares bekommen konnte, wurde es genommen. Dabei fielen uns die zerlumpten, im Bivouac versengten und verbrannten Kleider fast vom Leibe. Unreinlichkeit und Ungeziefer nahm überhand, man hatte nicht soviel Zeit, um sich zu waschen, als Handtuch diente der Futtersack, die Pferdeschabracke oder der Mantel. Wir hatten keine reine Wäsche mehr und hätten auch nicht einmal Zeit gehabt, die Wäsche zu wechseln. Es war schwer für Menschen und Pferde. Wir wußten weder Datum, noch ob Sonntag oder Wochentag sei. Jeder Tag war ein Tag großer Mühen, Entbehrungen und Anstrengungen“: W. Behm: *Die Mecklenburger 183 bis 15 in den Befreiungskriegen, 1913*, S. 241.

---

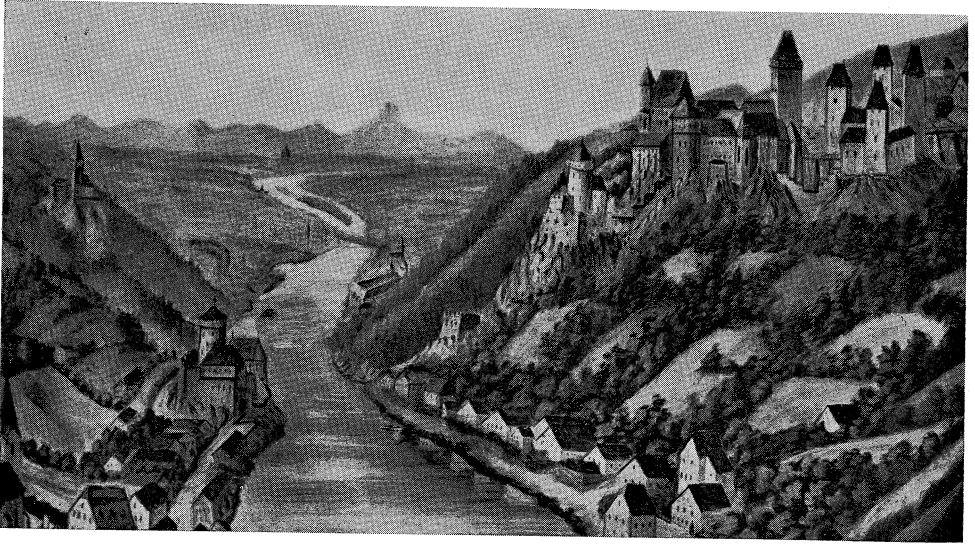
#### *Dr. h. c. Moritz Jahn 85 Jahre*

Der Schriftsteller *Moritz Jahn*, Göttingen, feierte im Kreis seiner Freunde und Anhänger seinen 85. Geburtstag. Wir gratulieren ihm, der insbesondere das große Verdienst hat, auch in niederdeutscher Sprache bleibende Werte geschaffen zu haben, besonders als Mecklenburger, die auch heute noch an dem Erbe der Väter festhalten, wenn auch der Strom der Zeit diesen Schatz immer stärker zu unterspülen sucht. Unser Schriftleiter *Dr. Walter Lehmbeker* hat nach der Herausgabe von *Moritz Jahns* gesammelten Werken diese im „Carolinum“ eingehend besprochen und gewürdigt. — Mögen dem Jubilar noch manche Jahre in geistiger und körperlicher Frische beschieden sein.

---

#### *Carl Friedrich Maass 75 Jahre*

Am 9. März 1969 konnte *Carl Friedrich Maass*, ehrenamtlicher Stadtarchivar und Kustos des Museums in Mölln, wohin ihn der 2. Weltkrieg verschlagen hatte, seinen 75. Geburtstag begehen. Hierzu gratulieren wir ihm auch an dieser Stelle herzlich. In Rostock, wo er lange Jahre im Schuldienst tätig war, gab er den uns seit den Kinderjahren erfreuenden „Voss- und Has-Kalender“ heraus. Mögen ihm, dem rastlosen Fürsorger und Freund heimatlischer Schätze, noch manche Jahre in Gesundheit und Schaffenslust beschieden sein. — In Heft 44, S. 116, haben wir einen kurzen Bericht über sein Leben und seine treue Arbeit mit einem Blick in das Möllner Museum gebracht.



*Die Schlösser Neuburg (r.) und Wernstein (l.) am Inn 1666*

### Schloß Neuburg am Inn

O bayrisch Land, o Österreich,  
an Schwermut reich und Wein,  
nichts kommt dem Strom,  
den Fluren gleich,  
der Burg am Felsenstein.

Schau vom Altan ich in das Tal,  
seh von der Vogelweide  
den Herrn ich reiten,  
sonnhaft, schmal,  
es flammt des Mantels Seide. —

Lehzend schlürf ich die Einsamkeit,  
die Fülle dieser Stunde,  
der Manen  
Unverweslichkeit  
und ihrer Stimmen Kunde.

G. H. Piehler (1961)

## Franz Engel †

von Manfred Hamann

Man weiß heute kaum noch, welch reges landesgeschichtliches Interesse vor dem Kriege in den damals noch recht provinziellen Hauptstädten Schwerin und Stettin, an den kleinsten der deutschen Landesuniversitäten, in Rostock und Greifswald lebte. Der Zusammenbruch von 1945 hatte zunächst nicht nur sämtliche landesgeschichtlichen Zeitschriften und Veröffentlichungsreihen unter seinen Trümmern begraben, er vertrieb auch die Mehrzahl der damaligen Mitarbeiter aus ihren Wirkungsstätten. Gleichwohl mögen die späten vierziger Jahre künftigen Generationen mehr als Pause denn als Abbruch erscheinen. Überblickt man nämlich dasjenige, was seit Kriegsende an bemerkenswerten, weiterführenden Arbeiten zur mecklenburgischen und pommerschen Geschichte in West und Ost herausgekommen ist — und läßt man die Tendenzschriften beiseite —, ergibt sich fast überraschenderweise, daß auf den meisten Gebieten Forschungsrichtungen ausgebaut worden sind, deren früheste Ansätze, deren Vorarbeiten und erste Höhepunkte in die zwanziger und dreißiger Jahre zurückführen. Diese gelegentlich hauchdünne, doch immer spürbare Kontinuität verdanken wir Männern der gegensätzlichsten geistigen und politischen Haltung, solchen, die in der Heimat verblieben, wie anderen, die im Westen einen neuen Wirkungskreis fanden. Unter den letzteren verdient Franz Engel an erster Stelle genannt zu werden. Am 11. September 1967 erlag er, viel zu früh, einem schweren Krebsleiden.

Engel war und blieb Mecklenburger. Der wohlgerundeten breiten Vokale und das unnachahmlich weich rollende R dieses Stammes verleugnete er nie. Mit Pommern verband ihn beruflicher Werdegang und wissenschaftliche Arbeit, wie er sich später pflichtgemäß und mit der ihm eigenen Energie der niedersächsischen, speziell der Geschichte seines Schaumburger Archivsprengels angenommen hat. Das Ungewöhnliche an ihm war, daß er nach Trennung von seinem heimatlichen Arbeitsraum immer wieder Wege gesucht und gefunden hat, die mecklenburgische und pommersche Geschichte zu fördern. Vielleicht waren es sogar die Schwierigkeiten, die erst sein Organisationstalent gereizt und zu Leistungen angespornt haben, für die sich auf unserem Gebiet so leicht keine Parallelen finden lassen.

Sein Lebensweg ward ihm nicht an der Wiege vorgeschrieben. Im Herzen Mecklenburgs, in Schwerin, erblickte er am 28. Juni 1908 das Licht der Welt als Sohn des Lebensmittelgroßkaufmanns Friedrich Engel (gestorben 1944) und seiner Frau Anna, geborene Schumacher. An den Schweriner Seen wuchs er auf, an dem ehrwürdigen Gymnasium Fridericianum legte er 1927 die Reifeprüfung ab. Nach guter altmecklenburgischer Sitte begann er Ostern 1927 sein philologisches Studium in Heidelberg und wechselte, von der Unterbrechung eines Münchener Sommers abgesehen, Ostern 1930 nach Kiel. Mit Glanz bestand er hier die unvermeidlichen Examina, die ihn zum Eintritt in den Archivdienst berechtigten. Die Anfänge der beruflichen Laufbahn führten ihn im Februar 1934 an das Landesmuseum Neustrelitz, dann über das Schweriner Staatsarchiv und das Dahlemer Institut für Archivwissenschaft an das Staatsarchiv Stettin (November 1936 bis Januar 1939). Die erstrebte Stellung als Archivrat in Schwerin, die er am 6. Januar 1939 antrat, konnte er nur wenige Monate ausfüllen: Ende August 1939 erreichte ihn der Gestellungsbefehl zur Luftwaffe. Als er Ende Januar 1946 aus der Kriegsgefangenschaft entlassen wurde, mußte er in Hannover unter schwierigen Umständen, getrennt von seiner Familie, von neuem anfangen. Nichts bezeugt seine Schaffenskraft mehr als der Eifer, mit dem er sich sehr bald in dem ihm fremden Gebiet einarbeitete, die Achtung der Kollegen und Fachgenossen gewann. Man übertrug ihm, neben anderem, den Aufbau eines Staatsarchivs in Bückeburg als kulturellen Mittelpunkt des 1946 in Niedersachsen aufgegangenen Landes Schaumburg-Lippe. Die Geburtsstunde des Archivs zog sich bis Juni 1961 hin, so daß ihm keine sechs Jahre mehr blieben, in denen er hier seine Schaffenskraft entfaltete. Als gleichsam krönende Bestätigung seiner Berufserfahrung erreichte ihn Ende 1966 der Auftrag, ein Gutachten über die Flutschäden in den Florentiner Bibliotheken

und Archiven zu liefern. Danach brach die töckische Krankheit, die ein Jahr vorher bereits eine Operation nötig gemacht hatte, wieder durch. Er sollte sich, eisern ertragener Bestrahlungstherapie und aufopfernder Pflege seiner Gattin zum Trotz, nicht mehr erholen und starb, wenig älter als 59 Jahre, in einem hannoverschen Krankenhaus.

Das Lebenswerk von Franz Engel, seine Bedeutung für die Landesgeschichte, läßt sich mit einer Rezension seiner — zudem verstreuten — Veröffentlichungen nicht erfassen. Auch eine Aufzählung der nicht wenigen Kommissionen, Beiräte, Ausschüsse und Vereinigungen, in denen er leitend und beratend mitwirkte, vermag seine Ausstrahlung nicht zu dokumentieren. Dabei blieb er sich darin treu, daß er auf den Pfaden seiner Jugend fortschritt. Die Dissertation: „Deutsche und slawische Einflüsse in der Dobbertiner Kulturlandschaft. Siedlungsgeographie und wirtschaftliche Entwicklung eines mecklenburgischen Sandgebietes“, Kiel 1934, enthält sämtliche Elemente seiner späteren Arbeiten. Sie wurde sofort als „hervorragende Leistung“<sup>1)</sup> begrüßt, weil sie die gründliche Ausschöpfung des Archivmaterials mit neuen Methoden verknüpfte. Sie spannt sich von der Urgeschichte bis zur Gegenwart und berücksichtigt geographische und historische Fragestellungen in gleichem Maße. So gut wie neu war damals die Heranziehung archäologischer Methoden für die geschichtliche Landeskunde; sie hat Schule gemacht, nur leider nicht in seiner Heimat. Vom Scherbensammeln war es ein kurzer Schritt, selbst zum Spaten zu greifen und auszugraben. Er hat sich dabei auch in die Vorgeschichte gewagt. Die in Mecklenburg erprobte Methode übertrug er später auf andere Landschaften. Seine Ergebnisse fanden meist in kürzeren Artikeln ihren Niederschlag: Archäologische Methoden in der Siedlungsforschung. Neue Wege zur Erforschung der Ostkolonisation, in: Mecklb. Jb. (1936); siedlungsgeschichtliche Beiträge in: Kunst- und Kulturdenkmäler der Provinz Pommern, Kreis Bütow, Stettin 1938; desgleichen in dem Sammelband: Mecklenburg. Werden und Sein eines Gaues, hrsg. von Crull, Schwerin 1938; Zur Formenentwicklung der mittelalterlichen Keramik im 13. und 14. Jh. Pommersche Funde im Landesmuseum zu Stettin, in: Monatsbl. d. Ges. f. pomm. Gesch. u. Alt. 53 (1939).

Eine Reihe weiterer Aufsätze, neben denen Artikel in Sammelarbeiten und Tageszeitungen liefen, bewegen sich zwischen Volkskunde und Archäologie: Bäuerliches Handwerk im Mittelalter. Ausgrabungen der Töpferwerkstätten von Dümmer und Granzin, in: Mecklenburg 32 (1937); Hausmarkenforschung in Mecklenburg, in: Mecklb. Monatshefte 15 (1939); Die Urform des Niedersachsenhauses in Mecklenburg, in: Mecklb. Jb. 104 (1940); Die mittelalterlichen Töpferöfen von Dümmer und Granzin, in: Hammaburg 7 (1951); Ein bronzezeitliches Grab von Dobbin, Kreis Lübz, in: Bodendenkmalpflege in Mecklenburg, Jahrb. 1955 (1957).

In Hannover knüpfte er dadurch an sein vertrautes Arbeitsgebiet an, daß er sich in mehreren Abhandlungen den nordwestdeutschen Hagensiedlungen zuwandte, nicht ohne in eine Kontroverse mit Karl Kroeschell verwickelt zu werden: Das Rodungsrecht der Hagensiedlungen. Quellen zur Entwicklungsgeschichte der spätmittelalterlichen Kolonisationsbewegung (= Quellenhefte zur niedersächsischen Geschichte 3), 1949; Die mittelalterlichen „Mannhagen“ und das Problem des Limes Saxoniae, in: Bll. f. deutsche Landesgesch. 88 (1951); Hagenname, Hagenrecht, Hagenhufen. Eine Entgegnung, in: Nieders. Jb. f. Landesgesch. 28 (1956); Mannhagen als Landesgrenze im nordostdeutschen Kolonisationsgebiet, in: Balt. Studien 44 (1957). Eine Serie der niedersächsischen Landeszentrale für Heimatdienst gab ihm Anlaß, seine Spezialkenntnisse auszubreiten in einem Heft: Niedersachsen — Mecklenburg — Pommern. Über die Einheit des norddeutschen Raumes seit der mittelalterlichen Kolonisation, Hannover 1956. Eine letzte, für seine Art typische Auswertung seines mecklenburgischen Materials brachte der Beitrag: Grenzwälder und slawische Burgwardbezirke in Nordmecklenburg, in: Siedlung und Verfassung der Slawen zwischen Elbe, Saale und Oder, hrsg. von H. Ludat, Gießen 1960.

Neben den dienstlichen Arbeiten und Verpflichtungen eröffnete sich ihm ein weites Arbeitsfeld, als er nach dem Tode Adolf Diestelkamps († 26. 11. 1955) den Vorsitz der Historischen Kommission für Pommern übernahm. Es war weitgehend sein Verdienst, wenn die Möglich-

<sup>1)</sup> Steinmann, in: Mecklb. Jb. 99 (1935), S. 222.

keit geschaffen und genutzt wurde, ältere Unternehmen zur pommerschen Geschichte fortzuführen oder abzuschließen, Quellensammlungen und Forschungen zu edieren, so daß die Veröffentlichungen in mehreren Reihen erfolgen konnten. Über die weitläufige Herausgeberebertätigkeit hinaus geht dabei sein Anteil an dem Historischen Atlas von Pommern, Neue Folge. Er trat darin gewissermaßen die Nachfolge von Fritz Curschmann an, mit dem er bereits in Stettin zusammengearbeitet hatte. Bei den pommerschen Besitzstandskarten von 1628 und 1780 (erschieden 1959) beschränkte sich sein Anteil (neben W. von Schulmann) noch auf die redaktionelle und kartographische Bearbeitung. Selbständige Veröffentlichungen sind dagegen die Karte der historischen Dorfformen, 1963 — vgl. (Karte der) Siedlungsformen in Mecklenburg und Pommern und Erläuterung zur historischen Siedlungsformenkarte Mecklenburgs und Pommerns, in: Zs. f. Ostforsch. 2 (1953) — und die Karte der Landesteilungen des 16 Jh.s, 1964 — alle im Maßstab 1:350 000. Als Sonderreihe brachte er 1963 f. die Schmettauschen Karten von Pommern um 1780 (1:50 000) heraus.

Was Pommern recht, mußte Mecklenburg billig sein. Und so fing er praktisch allein parallel dazu seit 1960 an, einen Historischen Atlas von Mecklenburg herauszugeben. Erschienen sind Karte 1: Grundkarte des 18. Jahrhunderts (1960)), 2 und 3: Ämter- und Besitzstandskarte von 1797 (1960), 4: Karte der historischen Dorfformen (1962) — alle im Maßstab 1:350 000. Dazu kommen zwei Sonderreihen: Wiebekingsche Karte von Mecklenburg (-Schwerin) um 1786, 1:25 000 (1961 ff.) und Schmettausche Karten von Mecklenburg-Strelitz um 1780 (1:50 000) (1963 ff.). In allen Fällen war Engel Bearbeiter und Herausgeber in einer Person.

Daneben liefen die niedersächsischen und archivkundlichen Veröffentlichungen. Sie werden an anderer Stelle gewürdigt (in: Der Archivar und im Nieders. Jahrb. f. Landesgesch.). Dabei ist das Gesamtwerk kaum aufzählbar; denn Engel hat es nie verschmäht, Tageszeitungen, Heimatblätter und örtlichen historischen Vereinszeitschriften seine Feder zur Verfügung zu stellen. Geschichte war für ihn nicht esoterische Zunftwissenschaft. Glänzende Beherrschung eines geschichtlichen Sozialgebietes paarte sich bei ihm mit der Bereitschaft, anderen sein Wissen zur Verfügung zu stellen, und vor allem mit der Fähigkeit, anzuregen und zu organisieren. Hier trifft die so beliebte Phrase des Leichenpredigers wirklich zu: er wird nicht zu ersetzen sein.

---

*Bernhard Trittelvitz †*

Sanitätsrat Dr. med. Bernhard Trittelvitz ist am 17. Januar 1969 in Elversberg (Saar) nach einem langen, an Arbeit und Freude reichem Leben in die ewige Heimat abgerufen. 1879 wurde er in Hinterpommern geboren, in seinem 3. Lebensjahre ziehen die Eltern nach Rappin auf Rügen. Er besucht das Pädagogium in Putbus, studiert in Tübingen, Marburg und Kiel Medizin und folgt nach seiner Heirat mit einer Schwedin dem Ruf als Knappschafftsarzt ins Saargebiet. Kein Zweifel, daß er ein treusorgender, zu jeder Tages- und Nachtzeit bereiter Arzt war, der die Liebe und das Vertrauen seiner Patienten besaß aber für die weite Welt hat er sich einen Namen erworben durch den köstlichen Humor in seinen vielen plattdeutschen Geschichten und Gedichten. Dieses Erbe bleibt uns erhalten. Wer sich eine frohe Stunde schaffen, wer sich losreißen will von trüben Gedanken und dem Hasten und Jagen unserer Zeit, dem können wir nur empfehlen, die Erzählungen von Bernhard Trittelvitz zu lesen: „En poor gode Druppen gegen alle Hartensnot“ oder seine fröhlichen Andachten „Ik heff en goden Stüürmann“. Die kleinen Geschichten von seiner „Inga“ werden für jeden herzerquickend sein. — Wir haben im Carolinum seiner wiederholt erwähnt und Beispiele von seiner Dichtkunst gebracht, die in der heimatlichen Sprache oft so unscheinbar aussieht und doch in ihrer beglückenden Natürlichkeit Goldkörner birgt. — P.



*Medizinalrat  
Dr. med. Johann Carl Friedrich Brunswig*

## Über die mecklenburgische Familie Brunswig

Genealogisches wird des öfteren von Lesern erbeten. \*)

Fast in jedem Heft unseres „Carolinum“ erscheint der Name Brunswig. Da wir nun die Bilder von Korvettenkapitän a. D. Hermann Brunswig (H. 27, S. 65 u. H. 41, S. 48), von seinem Bruder, Bankdirektor Dr. Peter Brunswig (H. 27, S. 48), aus dessen Jugenderinnerungen wir Auszüge veröffentlichten, und auch von ihrem Vater, dem Geheimen Justizrat Hermann Brunswig (H. 27, S. 44) wiedergegeben haben, so ist es uns eine Freude, jetzt den Großvater unserer beiden Caroliner, den Dr. med. Johann Carl Friedrich Brunswig vor Augen zu führen, der einigen Neustrelitzern noch dem Namen und der Erzählung nach als der alte Medizinalrat bekannt sein mag. Carl Risch erwähnt ihn in seinem Aufsatz über seine Tante Mathilde Wegener. Sie erzählt, daß der alte Medizinalrat ihre kleine Schwester Elise beim Spiel beobachtet habe und dann zu der Mutter sagte: Frau Wegener, das Kind wählt sich einmal einen schweren Beruf! Elise Wegener wurde später die Oberin des Kinderasyls der Stadt Berlin.

Johann Carl Friedrich Brunswig ist am 11. März 1816 in Schulenburg bei Marlow geboren. Er studiert Medizin und läßt sich später als Arzt in der damaligen Resi-

---

\*) Wir verweisen auf den Bericht „Mecklenburgische Familienforschung“ im „Carolinum“ H. 50, S. 74 und in H. 52 auf den Aufsatz „Aus vergangenen Zeiten“.

denzstadt Neustrelitz nieder, wo er durch seine ärztliche Kunst und seine Persönlichkeit Achtung und Vertrauen der Patienten wie der Bewohner gewinnt. Er stirbt am 20. 10. 1881.

Sein Vater, der Urgroßvater von Peter und Hermann Brunswig, war der Mühlenpächter *Johann Carl Brunswig* in Schulenburg, dann Müller in Ivenack und zuletzt in Grunow und Goldenbaum, dessen Mühle in alten Karten noch „Brunswigs Mühle“ heißt. Diese Mühle erbte der Bruder des Medizinalrates mit Namen *Johann Carl Otto Brunswig*.

Der Stamm der Familie Brunswig kommt aus Schlakendorf und Schoenkamp und läßt sich bis etwa 1670 zurückführen, wo in den Kirchenarchiven von Schwerin ein Pastor *Lawrenz Melchior Brunswig* auftritt. Die Vorfahren der Brunswigs waren, soweit sich das feststellen läßt, meist Schäfer und Holländer, von 1800 ab meist Müller oder Mühlenpächter, zuletzt in Goldenbaum. — Die Frau des Medizinalrats Dr. Brunswig, *Amanda Brunswig*, war eine geborene *Hoth*, Tochter des Rittergutbesitzers *Adolf Friedrich Hoth* auf Cammin und Riepeke, Güter, die in der Nähe von Neubrandenburg lagen, und auf denen die Enkel Brunswig sich in den Ferien tummelten.

Das Bild des alten Medizinalrats ist eine Reproduktion nach der Aufnahme des Hofphotographen *Krull*, Neustrelitz, die um das Jahr 1880 hergestellt wurde. P.

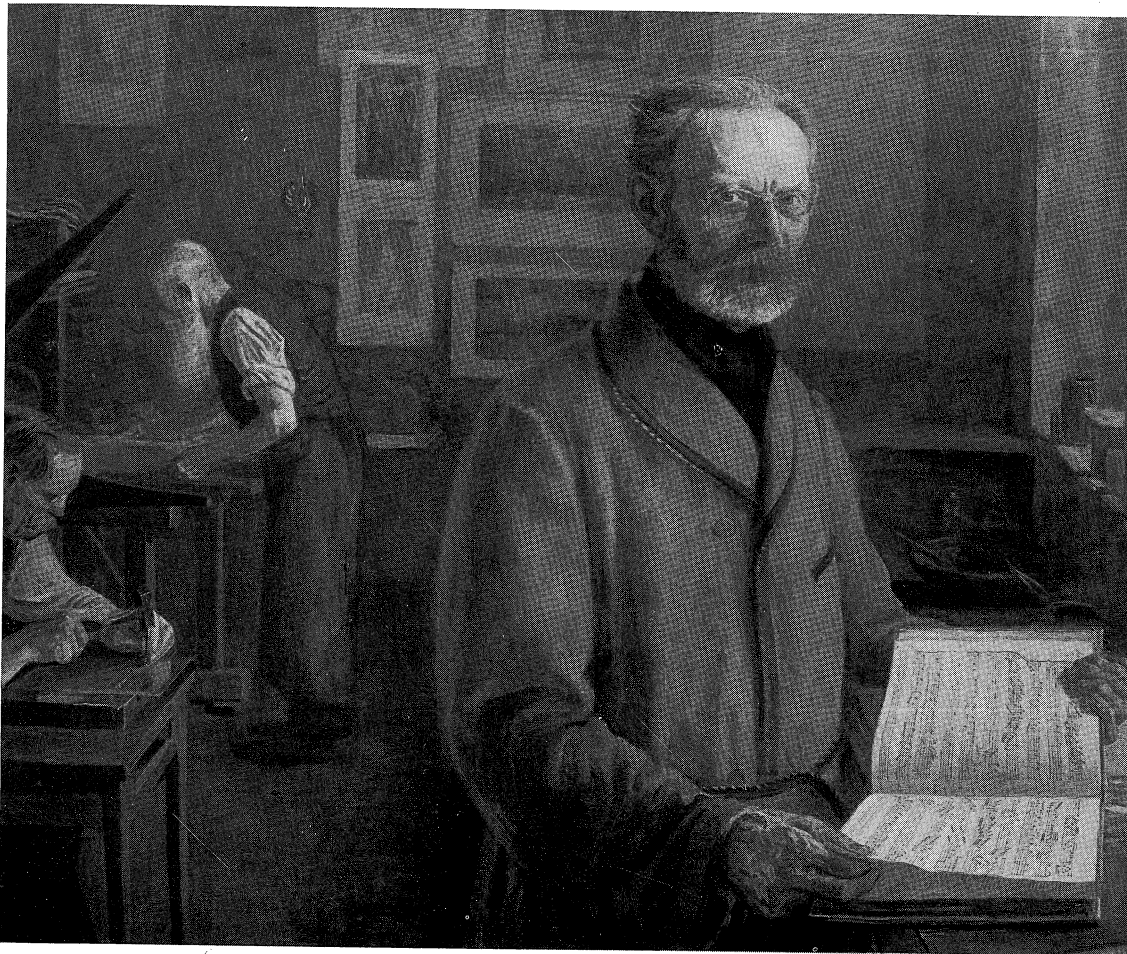
---

### *Drei weltberühmte Mecklenburger — Doktoren der Universität Rostock*

*Heinrich Schliemann*, geb. 6. Januar 1822 in Neubuckow, besuchte in Neustrelitz die reale Abteilung des Gymnasiums Carolinum bis zur Sekunda, erwarb als Kaufmann in Petersburg großen Reichtum und setzte dann seine von Kindheit auf genährte Idee Troja zu entdecken, in die Tat um. Im Jahre 1869 wird er —, — der etwa fünfzehn Sprachen autodidaktisch erlernt hat, auf Grund seiner Abhandlung über Ithaka, den Poloppones und Troja von der Philosophischen Fakultät zum Doktor promoviert. — Wir haben in unserem „Carolinum“ eine ganze Reihe von Abbildungen seiner selbst, seiner griechischen Gattin und seiner Familie und auch Briefe von ihm veröffentlicht, worauf wie hier verweisen.

*Fritz Reuter*, geb. 7. November 1810 in Stavenhagen, besucht das Gymnasium in Friedland (1824—1828), dann das in Parchim (1828—1831), wo er im August 1831 die Reifeprüfung besteht. Seinen weiteren Lebensweg dürfen wir als bekannt voraussetzen. Nach Herausgabe der „Festungstid“ und des 1. Bandes „Ut mine Stromtid“ wird ihm 1863 von der Philosophischen Fakultät der Landesuniversität Rostock die Würde eines Doktors der Philosophie honoris causa verliehen. — Das „Carolinum“ hat unveröffentlichte Briefe von ihm herausgegeben, ebenso Bilder und vor allem den Stammbaum (Heft 32, 1960).

*Friedrich Chryander*, geb. 8. Juli 1826 in Lübtheen, einer der hervorragendsten Musikgelehrten seiner Zeit, redigiert die erste kritische Gesamtausgabe von Händels Werken (100 Bände!) in den Jahren 1859—1895. Er promoviert nach autodidaktischer Vorbildung 1855 an der Universität Rostock zum Dr. phil. (vgl. „Carolinum“ Heft 50, S. 43, 1968) Bild S. 104.



*Leopold Graf von Kalkreuth*

*Friedrich Chrysander in seiner Werkstatt  
(Kunsthalle in Hamburg)*

---

Das Gymnasium (jetzt Oberschule) in Waren/Müritz begeht im April 1969 sein 100jähriges Bestehen. Wir werden im nächsten Heft darauf zurückkommen.

*Aus dem Inhalt des nächsten Heftes*

Beiträge zur Theatergeschichte von Neustrelitz, 1726–1848 (A. Wagner). Das heutige Weltbild der Physik (Prof. Dr. Hans S. Plendl). Malchin gegen Ende des 14. Jahrhunderts (Dr. Ulrich Fischer). Meckl. Münzen (Dr. Hans Fründt †).

Postscheckkonto: Walter Blank, 23 Kiel 1, Graf-Spee-Straße 49, Hamburg 21 80 06 für Carolinum.

Redaktionsschluß für Heft 53: 1. Juli 1969.



Man soll jungen Menschen den heißesten Wunsch ihrer Herzen erfüllen, wenn man kann, denn der Strom des Glückes, der sich fessellos einmal in jener ersten reinen Hingabe der Dankbarkeit an das Leben durch die Adern gießt, behält auf Jahre sein Unge- stüm und trägt, ohne sie zu fühlen, Lasten, die das unbefreite Herz zum Sinken bringen könnten. Auf den Stromschnellen solcher Erfüllungen durchmißt die Jugend in einem nie wiederholbaren Schwung weite Strecken der Entwicklung, und sie kostet von den letzten und tiefsten Weisheiten, ehe sie noch Namen und Maß weiß für das, was sie sucht. Es ist ihr gut, wenn sie sich als Schuldner fühlen muß eines gütigen Geschicks und den Glauben bewahrt an die schenkende Fülle des Daseins, das sich ihr auftut.

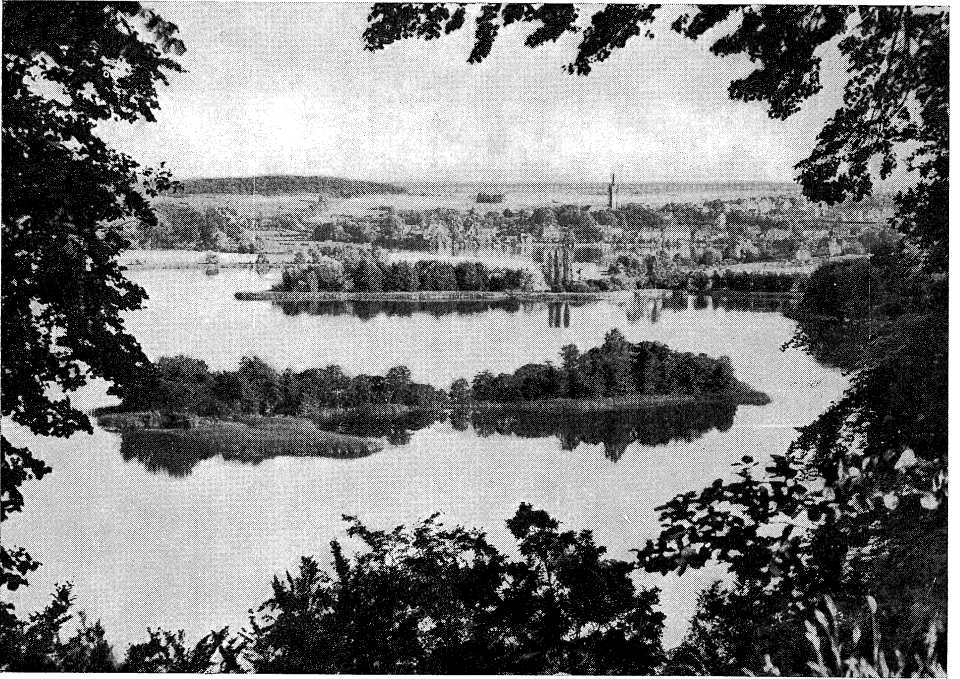
M. B. Kennicott

### *Zu unseren Texten und Bildern*

Rezensionen und rein niederdeutsche Seiten mußten in diesem Heft unterbleiben. — Die Abbildungen der beiden Ölgemälde des Rostocker Malers Egon Tschirch verdanken wir seinem Bruder Werner Tschirch. — Die Faksimiles im Aufsatz „Die Anfänge des Rostocker Buchdrucks“ konnten leider nicht in Farbe gebracht werden. — Der Schriftleitung der „Burschenschaftlichen Blätter“ danken wir herzlich für die gütige Genehmigung zum Abdruck des Aufsatzes „Universität und Studententum in Rostock“ von Dr. Willy Krogmann aus dem 75. Jahrgang, Heft 5, 1960, für die Überlassung der dazugehörigen Bilder und des Kröpeliner Tors. — Pastor Hans Reinhold, der von 1895–1910 in Neustrelitz amtierte, wird den älteren Neustrelitzern noch vor Augen stehen. So wird ihnen das Bild eine besondere Freude sein. Zum gleichen Aufsatz gehört noch ein Bild des von Gymnasiasten gebildeten Kirchenchors aus dem Jahre 1907, auf dem sich auch Friedrich Reinhold, geb. 11. 4. 1897, befindet, der als stud. med. 1918 gefallen ist. Es ist schon 1960 in Heft 32, S. 128, erschienen. — Die Wiedergabe von Schloß Neuburg am Inn verdanken wir Herrn Syndikus Dr. jur. Harro Frels, Göttingen.

## Carolinum

Die Kulturzeitschrift der Mecklenburger



*Ein Blick auf das schöne alte Feldberg*

# Vermischte Beiträge

zum

## Carolinum

35. Jg. - Nr. 52

Göttingen

Sommer 1969



Abschiedsbild der 1. Klasse des Lyceums zu Neustrelitz, März 1921 (von links nach rechts):

1. Reihe oben: Lieselotte Albrecht, Irmgard Rust, Lotte Koll, Annemarie Wilcke, Anneliese Winkler, Ursula Schöne, Liesbeth Saß, Helene Müller.
2. Reihe: Hanna Boddin, Hanna Doerschner, Eva Hoth, Maria Schmidt, Elfriede Rafal-zick, Hedwig Drücker, Magdalene Prillwitz, Marie Malchow, Hilde Krugmann, Eva Thau, Grete Haberstolz.
3. Reihe: Angela Magnus, Elisabeth Lehmann, Thea von Klopmann, Grete Scheuch, Rat Praefcke, Elfriede Borstel, davor Ruth Tolzien, Marie-Luise Starke, Else Zabel, Anneliese Heller, Hildegard Schröder.
4. Reihe: Hedwig Scheel, Erna Voigt, Eva Siehl, Hilde Schulz, Ruth Hoffmann, Grete Winter, Erika Brusck, Margarete Jachmann.

### Geburtstage

Am 19. Februar 1969 konnte unser Caroliner, OBERINGENIEUR i. R. Heinrich Steffen in Stuttgart-Bad Cannstatt seinen 85. Geburtstag in Gesundheit begehen. Er gehört nun schon zu der ältesten Garde des Gymnasiums, wie Walter Rieck, Werner Rust, Hermann Brunswig, Hugo Hamann. Daher freuen wir uns besonders zu ihnen, die noch tief in das 19. Jahrhundert hineinreichen, und wünschen ihnen allen, und besonders dem Geburtstagskind, daß sie uns noch manches Jahr erhalten bleiben. — Ingenieur Walter Willert, Laupheim in Baden-Württemberg, beging seinen 74. Geburtstag. Zu unserem großen Bedauern lag er um diese Zeit schwer krank darnieder, sehnte sich aber doch nach dem neuen Heft des „Carolinum“. Wir wünschen ihm von Herzen baldige Wiederherstellung. Seine ältere Schwester, Frau Marthe Wihtol, die viele Jahre in Rußland verbracht hat, wo ihr Gatte als Ingenieur tätig war, lebt noch in dem schönen Passau in Bayern. — Am 7. Dezember hat Prof. Dr. Wilhelm Westphal in seinem jetzigen Wohnsitz Plön in voller Gesundheit und Frische seinen 80. Geburtstag im Kreise der Familie und engsten Freunde gefeiert, ohne daß wir zu unserem Leidwesen etwas davon ahnten. Wir haben ihm nachträglich unsere persönlichen, herzlichen Glückwünsche und die der Carolinerschaft aus-

gesprochen. — Nach der Entgegennahme der Glückwünsche, insbesondere seines alten Freundes und Kollegen Prof. Dr. Schulz, ergriff Wilhelm Westphal selbst das Wort. Er, der schon als Student sich mit Vererbungslehre befaßte und 1912 darüber ein Kolleg bei Prof. Erwin Bauer in Berlin hörte, als diese Forschung sich noch in den Anfängen befand, wies darauf hin, daß dieses Bemühen und Suchen ihn sein ganzes Leben hindurch nicht losgelassen habe, und daß ihn bis zum heutigen Tage der Gedanke als entscheidend verfolgt hat, wie kann man der heranwachsenden Jugend helfen. Er sei durch Erwin Bauer zu dem Erkenntnis gekommen, daß auch der größte und genialste Mensch immer nur die von ihm erworbenen Erbanlagen, soweit sie entwicklungsfähig sind, zum Tragen bringen kann. Wie weit der Mensch das tut, sei wohl mehr eine Frage der sittlichen Reife. — Dann sprach er noch über seelische Erlebnisse im Kriege, wo er als junger Kompanieführer in bestimmter Lage ganz auf sich selbst gestellt gewesen sei und die ganze Verantwortung für seine Männer tragen mußte. Alle diese Erfahrungen und schweren Stunden hätten ihn bis zu diesem Tage mit dem Gedanken erfüllt, wie könne man der heranwachsenden Jugend helfen und ihr gerecht werden. Es handelt sich also um das akute Problem, mit dem Hermann Brunswig, Argentinien, und Werner Freytag, Göttingen, sich im „Carolinum“, Heft 51, befassen. — Am 20. April wird unser alter (oder junger?) Caroliner Werner Rust 85 Jahre. Wir alle gratulieren ihm herzlich zu seinem Geburtstag. Möge er noch manches Jahr unter uns weilen!

#### Geboren

Rechtsanwalt Dr. Jürgen Knacke und Frau Ilse, geb. Franck, Kemnat bei Stuttgart, wurde am 17. März 1969 eine Tochter Birgit geboren. — Matthias und Irmgard Krahnke, geb. Praefcke, Soest, zeigen die Geburt ihres Sohnes Tillmann an (7. Kind).

#### Verheiratet

Dr. Günter Barnewitz und Frau Asta geb. Köhler, Flensburg, geben die Vermählung ihrer Tochter Ruth Barnewitz mit Leutnant zur See Hayo Baacke bekannt. — Rolf Paaschen, Techn. Dipl.-Betriebswirt, und Gudrun Paaschen, geb. Meltz, Tochter des Bibliotheksoberrats am Bundesgerichtshof Dr. jur. Carl Meltz, Karlsruhe, zeigen ihre Vermählung an.

#### Examina, Beförderungen, pp.

Direktor Dr. Fritz Gössler, 1953 von der Firma Carl Zeiss zum alleinigen Geschäftsführer der Firma Anschutz & Co. in Kiel bestellt, wurde durch Ministerpräsident Dr. Helmut Lemke im Auftrage des Bundespräsidenten das Verdienstkreuz I. Klasse überreicht. Die Dr. Gössler unterstehenden Zeiss-Ikon- und Anschutz-Werke in Kiel beschäftigen 1200 Angestellte.

#### Gestorben

Unser Caroliner Diplom-Volkswirt und Kaufmann Hans Hinrich Thau ist plötzlich im 67. Lebensjahr am 8. Februar 1969 in Heide, Holstein, verstorben. Wir alle sehen ihn, unseren alten Abiturienten, noch vor uns in seiner stets freundlichen und gewinnenden Art, die doch zugleich die Zuverlässigkeit und den Ernst der Lebensauffassung nicht verbarg. Die Firma Thau in Strelitz-Alt wie auch in Neustrelitz besaß einen vorzüglichen Ruf und so trug er das Erbe der Vorfahren in sich, das ihm seinen Weg vorzeichnete. Sein unerwarteter Tod hat der Familie einen schweren Verlust zugefügt. Aber auch wir, seine Lehrer und Schulkameraden, stehen trauernd an dem Grabe des für uns alle zu früh dahingeschiedenen Freundes. — Am 11. Januar 1969 ging im Alter von 78 Jahren unser Caroliner Postamtman i. R. Otto Preuß in Gelsenkirchen-Buer nach langem, schwerem, in großer Tapferkeit getragenen Leiden in die Ewigkeit ein. Er gehörte zu der großen Familie Preuß, die eine Reihe von Söhnen auf das humanistische Gymnasium Carolinum sandte. Am 1. Juli 1968 ging ihm sein älterer Bruder, Studienrat Ernst Preuß, im Tode voraus. Otto Preuß war ein ganz besonders treuer Mensch, der zu seiner Familie wie auch zu seinen Jugendfreunden ein inniges Verhältnis besaß. So hat er, der schon fast erblindet war, mit Hilfe seiner Tochter noch am Marburger Treffen im Herbst 1968 teilgenommen und sich zu den alten Kameraden gefreut, von denen wir Dr. Conrad Kalkschmidt und Robert Buhrow erwähnen wollen. Wir danken ihm für seine Treue und werden ihm ein ehrendes Andenken bewahren. — Des am 15. Dezember 1968 verstorbenen Landessuperintendenten und Domprobsten Hans Hennig Schreiber, Ratzeburg, wird in diesem Heft an anderer Stelle gedacht. Wir wollen ihm, der seit vielen Jahren zum Ring der Freunde gehörte, aber auch hier danken für seine wiederholte Mitarbeit am „Carolinum“ und auch dafür, daß er auf unserem Marburger Treffen am 25. September 1965 uns die Predigt in unserer heimatlichen niederdeutschen Sprache gehalten hat, die schon der Rostocker Universitätsprofessor Johann Lauremberg (1590—1658) begeistert als das Erbe unserer Väter pries. Requiescat in pace! — Am 15. März 1969 ist Frau Milly Marung geb. Krüger, Gattin von Dr. jur. Ernst Marung, Lübeck, nach schwerem Leiden still heimgegangen. Sie gehörte zu der Familie des Kommerzienrats

Krüger, der den ganz alten Neustrelitzern vielleicht noch bekannt ist. Mit ihr ist eine außerordentlich tapfere Frau von uns gegangen, die in der langjährigen Haftzeit ihres Mannes den Glauben an seine Rückkehr nicht verlor und ihre Kinder während dieser schweren Zeit den rechten Weg führte. Wer ihr Heim betrat, der fühlte sich alsbald von ihrem sympathischen, freundlichen Wesen angezogen. Um sie trauern mit Dr. Marung zwei Kinder und sieben Enkelkinder. — In Neustrelitz verstarb unser alter Caroliner, der Kaufmann Carl Röwer. Schon viele Jahrzehnte, bevor er die Firma übernahm, befand sich der ausgedehnte Besitz in den Händen der Familie. Carl Röwer, dessen körperliche wie geistige Konstitution eigentlich einen akademischen Beruf nahelegte, folgte sicherlich dem Gesetz der Familie. Aber solange wir ihn kennen, hat er seine Hinneigung zu Kunst und Dichtung nicht unterdrücken können und in seinem Heim, verborgen vor der Außenwelt, gab er sich dieser Neigung und Liebe hin. Im kleinen Kreis versammelten sich dort die Getreuen und scharten sich um die Schöpfungen des Malers und Zeichners Gotsmann, und der Dichter Stefan George lebte dort in seinen Gedichten auf, die immer nur für wenige Auserwählte in Betracht kamen und kommen. — Wir trauern um den Heimgang eines solchen im Innersten stillen Menschen wie Carl Röwer, aber wir glauben, daß sein Leben doch eine Erfüllung gewesen ist! — Wie wir erst jetzt erfahren, ist Helene Busley geb. Böttcher, Schülerin des Neustrelitzer Lyzeums, mit 73 Jahren gestorben. Sie war eine sehr treue Anhängerin ihrer alten Schule und hat dem „Carolinum“ das Bild der Obersekunda 1912 gestiftet, das wir in den vermischten Beiträgen des Heftes 49 veröffentlicht haben, wo wir sie auf S. 119 neben Elisabeth Winkelmann, Weisdin, sitzen sehen. Möge sie nun in Frieden ruhen! —

#### *Aus Briefen*

Gottfried Staecker: Auch mein Bruder genießt die freie Zeit nach der Pensionierung und beschäftigt sich mit Archäologie, schwedischer Sprache und Kultur und ihrer Vergangenheit. Voraussetzung ist natürlich körperliche und geistige Gesundheit. Ein Studienfreund schrieb mir: „Mit 65 fängt das Leben an.“ Meine eigenen Interessen richten sich immer noch auf Archäologie, Völkerkunde, Heimatkunde, plattdeutsche Sprache. Auch auf naturwissenschaftlichem Gebiet orientierte ich mich. — Meine beiden Töchter sind verheiratet, mein Sohn studiert Medizin. — Ehrenfried Bahlcke: Min Fru liggt all seit 9 Wochen wedder int Krankenhaus. Se is de Trepp runnerfallen un hett sik to'n vierten Mal dat Behn braken. Nu makt se de irsten Gehversuche. — In Marburg hew ik markt, dat min Johrgäng doch bannig dünn worden sünd. — Dr. Friedrich Rosenthal, Californien: Ich freute mich, in Heft 50 Köster Benzin zu sehen, bei dem ich Ostern 1909 an einem schönen sonnigen Apriltage in der privilegierten Nona mit dem Lesen und Schreiben den Anfang meiner akademischen Karriere machte. Das Parzenlied aus der Iphigenie weiß ich nun wieder, wie vor Jahrzehnten schon einstmals auswendig. Mit großer Freude lese ich auch manche anderen Gedichte in den Heften. Meine Frau spielt mit Freundinnen Golf und Bridge. Ich unternehme gern längere Spaziergänge am Meer, das ich in 15 Minuten mit dem Auto erreiche. Diese mir „ärztlich“ verordnete Bewegung, mindestens drei Kilometer am Tag auf der Steilküste oberhalb des Ozeans (Palmen-Promenade), tut mir gut und halte ich inne. Hier war die Hongkong-Grippe epidemisch aufgetreten und hat unzählige Menschen erfaßt. Es handelt sich um eine neue Form der Influenza. Ich habe mich impfen lassen, was ich besonders für ältere Leute empfehlen kann. — Hermann Brunswig, Argentinien: Gut ist wieder der Artikel von Prof. Niederland über C. F. Meyer. Dazu muß man schon etwas können. — Zur Zeit bin ich mit einer größeren Arbeit beschäftigt. Man wünscht von mir eine Darstellung des „alten“ Patagoniens. — Alle Hefte des „Carolinum“ bringen mir immer große Freude.

#### *Zu: Hermann Brunswig „Der Aufstand der Jugend“*

Im letzten Heft habe ich mit großem Interesse vor allem die Beiträge von Brunswig und Niederland gelesen. — Stark beeindruckt war ich wieder von der Sprachgewalt Hermann Brunswigs wie von der Tiefe und Richtigkeit seiner Analyse des Bewußtseins und Verhaltens eines Teils der Jugend, die er allerdings — und das ist sicher nicht zulässig — für die ganze Jugend nimmt. Daß seine Beschreibung für eine große Zahl junger Menschen zutrifft, will wenig besagen, da — wie immer — die führenden Köpfe einer Bewegung entscheidend sind. Unter denen aber gibt es nicht nur „forsche, harte Pose“ einerseits und „verachtende Vulgarität der Gammler und Hippies“ andererseits, wiewohl natürlich sie die spektakulärsten Erscheinungen sind. — Nach meinen Beobachtungen ist noch immer der weit überwiegende Teil der Jugend keineswegs in irgendeiner Richtung fanatisiert. Die Mehrzahl der jungen Menschen ist im Gegenteil sehr nüchtern, vorgegebenen Leitbildern und Idealen gegenüber verständlicherweise skeptisch, abgeleiteter Autorität (Amt, Rang) gegenüber, die sich nicht mit Überlegenheit deckt, ablehnend. Die Anerkennung solchen Verhaltens erleichtert die Befreiung von Vorurteilen und fördert die Natürlichkeit im Umgang mit anderen Menschen.

Was nun die in Bewegung gebrachten harten Poseure und Hippies angeht, so trifft auf diese die Beschreibung von Brunswig wohl exakt zu. Allerdings muß hinzugefügt werden, daß die Hippy- und Poseur-Rollen meistens nur für die beschränkte Zeit eines Urlaubs von der Kompliziertheit und den vielfältigen Zwängen des modernen Lebens übernommen und nach dem Eintritt in den Beruf rasch wieder abgelegt werden. Von da an wirken die prägende Kraft der Erfahrung und die nicht ständig unterdrückbaren Lebensinstinkte stärker.

Auf die kleine Schar der Denkenden und Bewegenden sind einige der Brunswigschen Thesen wohl nicht anwendbar, zumindest nicht in verallgemeinernder Form. Diese Menschen müßte man gedanklich zumindest aufteilen in die Gruppen der revolutionären marxistischen Utopisten und der ungeduldigen Reformwilligen, die Klamauk und etwas Aufruhr als Türöffner benutzen, nachdem sie bei gesittetem Auftreten kaum Gehör und Beachtung fanden (ich denke hier vor allem an die Hochschulreform). Aus dem Hochschulbereich ist mir bekannt, daß beide Gruppen überzeugende Beweise von „geistigem Niveau“ und „Vermögen zur abstrakten Konzentration“ in Form von hochschul- und wissenschaftspolitischen Konzeptionen geliefert haben. Davon zeugen auch manche Zeitschriften- und Zeitungsartikel sowie Rundfunk- und Fernsehinterviews von Vertretern dieser Gruppen. Im übrigen erzielten sie häufig genug hervorragende Studienergebnisse.

Auch die These, daß die heutige Jugend keine Ideale habe, kann ich in dieser pauschalen Form nicht gelten lassen.

Über die „radikalen Linken“, deren Ideologie ich ebenso ablehne wie deren erschreckende Intoleranz, möchte ich mir — was ihre Ideale betrifft — kein Urteil erlauben. Mir fällt nur immer häufiger auf, daß sie persönlich die materiellen Vorteile unseres Staats- und Gesellschaftssystems genüßlich in Anspruch nehmen (stolze Honorare für Veröffentlichungen, Urlaub in Luxushotels, Wohnungen in vornehmen Gegenden — jeweils zumindest in mir bekannten Einzelfällen).

Die andere Gruppe von Stürmern und Drängern hat dagegen zweifellos Ideale: Sei es der Wunsch, dem sozialen Fortschritt in diesbezüglich unterentwickelten Regionen wie Lateinamerika zum Durchbruch zu verhelfen (man denke hier nicht nur an junge Ideologen, sondern z. B. auch an Tausende junger Leute, die sich jährlich in den USA und bei uns in der BRD als freiwilliger Entwicklungshelfer zur Verfügung stellen, unter materiellen und zeitlichen Opfern, verbunden mit gesundheitlichen Risiken und Nachteilen im beruflichen Fortkommen), der dringende Wunsch an die Mächtigen, die Vernunft so zu betätigen, daß die Menschenrechte überall eingesetzt und geachtet werden können und der Wunsch nach Wahrfähigkeit in allen Lebensbereichen, vor allem im öffentlichen Leben, erfüllt wird.

Dies sind einige der Ideale junger Menschen, bei denen dahingestellt bleiben kann, wie weit sie auf mangelnder Lebenserfahrung beruhen und in welchem Grade sie deshalb utopisch sind.

Karl Heinrich Piep

#### *Anschriftenveränderungen*

- Börjesson, Horst, Redakteur, 694 Weinheim / Bergstr., Akazienweg 15  
Biermann, Hellmuth, 62 Wiesbaden-Schierstein, Schönauer Straße 226 II  
Krüger, Rudolf, 241 Mölln / Lauenburg, Schmilauer Straße 4/6  
Becker, Frau Johanna, 7267 Bad Liebenzell, Stadtmauer 6  
Brömbse, Gerhard, Apothekenbesitzer, 1 Berlin 27, Nußhägerstraße 39 a  
Krieger, Waltraud, 44 Münster, Niesestraße 37  
Dreyer, Wilhelm, Verwaltungsrat, 311 Uelzen, Probst-Raven-Straße 3  
Liese, Wolfgang, Dr. med., 23 Kiel-Wik, Kürkoppel 9  
Kurztsch, Hermann, Oberlandw.-Rat i. R., 2418 Ratzeburg  
Am Steindamm 1—5 (Telefon 0 45 41 / 54 32)  
Graffstaedt, Uwe, Dr. med., 1 Berlin 37, Wolzogenstraße 23  
Fischner, Wolfgang R., 5 Köln, Gartenstadt Nord, Bernhard-Falk-Straße 54  
Meyer, Martha, 4 Düsseldorf-Niederkassel, Wegbergerstraße 12  
Sauter, Margarete, 1 Berlin 28 (Frohnau), Welfenallee 39—43, Wohnheim G.m.b.H.  
Knapp, E., 2082 Uetersen, Kl. Sand 1—3  
Rehm, Maria, 24 Lübeck, Bunte-Kuh-Weg 20/22  
Gerchow, Joachim, Prof. Dr. med., 6 Frankfurt/Main, Kennedy-Allee 104  
Maeting, Hugo, 2418 Ratzeburg, Möllner Straße 491  
Neu, Erna, 2057 Geesthacht, Farmsener Weg 23  
Lenzsch, Elisabeth geb. Pape, 2057 Geesthacht, Biestahl 17/21